

JahrBuch

für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

September 2010

III

NDZ-GmbH

Inhaltsverzeichnis

<i>Siegfried Kuntsche</i> : „Sozialistischer Frühling 1960“?		5
<i>Christa Hübner</i> : Die polnische Krise 1970/71		29
<i>Jörg Roesler</i> : Die „Beschäftigungswende“ 1989/90 in der ostdeutschen Energiewirtschaft		52

Biografisches

<i>Mario Keßler/Detlef Siegfried</i> : Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik		65
<i>Gisela Notz</i> : Kämpferin für Frieden und Frauenrechte: Amalie Pinkus-De Sassi (1910-1996)		81

Dokumentarisches

<i>Carola Tischler</i> : Als Flüchtling in der Sowjetunion. Berta Lask und ihre unveröffentlichte Bauernkriegs-Erzählung „Flüchtlinge“ von 1938		97
<i>Heinz Deutschland</i> : Valentina Semenovna Serova: Erinnerungen an Käthe und Hermann Duncker		122

Diskussion

- Heinz Niemann: Der Weg zur friedlichen Wende.
Zur Krise der DDR und der SED 127

Berichte

- Bernd Florath: Das Jahr 1968 und „Die 68er“. Eine Literaturkritik 143
- Gul'nara Š. Aitova: Internationale wissenschaftliche Konferenz
„Lenin on line“ anlässlich des 140. Geburtstags von Vladimir
Ul'janov-Lenin vom 22. bis 24. April 2010 in Moskau 159

Information

- Dagmar Schmidt: 85 Jahre MOPR-Heim in Elgersburg 166

Buchbesprechungen

- Günter Benser/Michael Schneider (Hrsg.): Bewahren – Verbreiten
– Aufklären. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der
deutschsprachigen Arbeiterbewegung (*Ingo Materna*) 168
- Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2008; Jahrbuch
für Historische Kommunismusforschung 2009 (*Andreas Diers*) 169
- Klaus Körner: Karl Marx (*François Melis*) 173
- Justin Akers Chacón/Mike Davis: Crossing the Border.
Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen
Geschichte (*Andreas Lotz*) 175
- Alexander J. Schwitanski: Die Freiheit des Volksstaats.
Die Entwicklung der Grund- und Menschenrechte und die
deutsche Sozialdemokratie bis zum Ende der Weimarer Republik
(*Heinz Niemann*) 176
- Angela Graf/Horst Heidermann/Rüdiger Zimmermann:
Empor zum Licht! 125 Jahre Verlag J. H. W. Dietz Nachf.
1881-2006 (*Wolf G. Angmeyer*) 177

Simone Barck/Ulla Plener (Hrsg.): Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer (<i>Ronald Friedmann</i>)	 178
Jürg Ulrich: Kamenev – Der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins (<i>Ulla Plener</i>)	 180
Jan Kusber/Andreas Frings (Hrsg.): Das Zarenreich, das Jahr 1905 und seine Wirkungen. Bestandsaufnahmen (<i>Sonja Striegnitz</i>)	 182
Heiko Haumann (Hrsg.): Die Russische Revolution 1917 (<i>Sonja Striegnitz</i>)	 185
Wladislaw Hedeler/Alexander Vatlin (Hrsg.): Die Weltpartei aus Moskau. Der Gründungskongress der Kommunistischen Internationale 1919 (<i>Carola Tischler</i>)	 188
Eric D. Weitz: Weimar Germany. Promise and Tragedy (<i>Mario Keßler</i>)	 190
Leonid Luks: Zwei Gesichter des Totalitarismus: Bolschewismus und Nationalsozialismus im Vergleich. 16 Skizzen (<i>Ernst Wurl</i>)	 191
Christina Jung: Flucht in den Terror. Das sowjetische Exil in Autobiographien deutscher Kommunisten (<i>Carola Tischler</i>)	 194
Ursula Bitzegeio: Über Partei- und Landesgrenzen hinaus. Hans Gottfurcht (1896-1982) und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten (<i>Detlev Brunner</i>)	 196
Peter Hochmuth/Gerhard Hoffmann (Hrsg.): Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder (<i>Martin Holler</i>)	 198
Paul Jattke (Red.): Sachsenburg. Dokumente und Erinnerungen (<i>Siegfried Kuntsche</i>)	 199
Hans Landauer (in Zsarb. mit Erich Hackl): Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939 (<i>Herbert Mayer</i>)	 201
Bernhard H. Bayerlein: „Der Verräter, Stalin, bist Du!“ Vom Ende der linken Solidarität; Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939-1941 (<i>Marcel Bois</i>)	 203

Otto Brenner: Ausgewählte Reden 1946-1971, hrsg. von Jens Becker und Harald Jentsch; Otto Brenner: Briefe 1933-1955, hrsg. und kommentiert von Peter Wald; Jens Becker/Harald Jentsch: Otto Brenner. Eine Biographie (<i>Wolfgang Heyn</i>)	 205
Sebastian Baryli: Zwischen Stalin und Kafka. Ernst Fischer von 1945 bis 1972 (<i>Horst Klein</i>)	 206
Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften 1946-1948, eingeleitet und bearb. von Werner Müller (<i>Wolfgang Heyn</i>)	 209
Jan Willem Stutje: Rebell zwischen Traum und Tat. Ernest Mandel (1923-1995) (<i>Mario Keßler</i>)	 210
Barbara Könczöl: Märtyrer des Sozialismus. Die SED und das Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (<i>Jürgen Hofmann</i>)	 212
Thomas Klein: SEW – Die Westberliner Einheitssozialisten. Eine „ostdeutsche“ Partei als Stachel im Fleische der „Frontstadt“? (<i>Herbert Mayer</i>)	 214
Bernd Biedermann/Harry Schreger/Bodo Wegmann (Hrsg.): Die Militäraufklärung der NVA – ehemalige Aufklärer berichten. Im Zentrum und im Einsatz; Bernd Biedermann: Offizier, Diplomat und Aufklärer der NVA. Streiflichter aus dem Kalten Krieg (<i>Ulrich Ramm</i>)	 216
Ingo Elbe: Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965 (<i>Andreas Lotz</i>)	 217
Wolfgang Ruge: Beharren, kapitulieren oder umdenken. Gesammelte Schriften 1989-1999, hrsg. von Friedrich-Martin Balzer (<i>Lothar Kölm</i>)	 219
Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Um- gang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten (<i>Herbert Mayer</i>)	 221
Autorenverzeichnis	 222
Jahresinhaltsverzeichnis 2010	 222
Impressum	 229

„Sozialistischer Frühling 1960“?¹

Siegfried Kuntsche

Am 25. April 1960 nahm die Volkskammer der DDR zum Zusammenschluss aller Bauern in Genossenschaften Stellung² und bestätigte dieses Faktum auf der Grundlage des LPG-Gesetzes vom Juni 1959³. Zuvor hatte Walter Ulbricht in seiner Eigenschaft als Stellvertretender Ministerpräsident eine Regierungserklärung abgegeben. Hier wertete er den Zusammenschluss der Bauern als „großen historischen Schritt“, als Vollendung der mit der Bodenreform 1945/46 eingeleiteten Bauernbefreiung und stellte fest, „daß nunmehr auch in der Landwirtschaft die Grundlagen des Sozialismus geschaffen sind.“⁴ Die Einbindung der Bauern in Agrargenossenschaften bildet eine Zäsur in der DDR-Geschichte.⁵

1 Redigierte und ergänzte Fassung des Vortrags in einer Veranstaltung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Land Brandenburg am 24.4.2010 in Kyritz. Ausgangspunkt des Vortrages bildete die Studie: Siegfried Kuntsche: Kampf um die Köpfe 1960: Sozialistischer Frühling? Zwangskollektivierung?, in: Detlef Nakath (Hrsg.): DDR-Geschichte: Bilder und Zerrbilder. Siegfried Prokop zum 70. Geburtstag, Berlin 2010, S.152-170. Wesentlich ergänzt wurde die SED-Agrarpolitik zwischen 1958 bis 1960 und die agrarwirtschaftliche Situation Ende 1959.

2 Beschluß der Volkskammer der DDR zur Regierungserklärung über die Entwicklung landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften vom 25.4.1960, in: Neues Deutschland, 26.4.1960.

3 Gesetz über die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften vom 3.6.1959, in: GBl. DDR 1959, T. I, S.577-580.

4 Über die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Regierungserklärung vor der Volkskammer 25. April 1960, in: Walter Ulbricht: Die Bauernbefreiung in der DDR, Berlin 1962, Bd. II, S.1159-1205, hier S.1159f., 1175.

5 In der Darstellung von Agrarpolitik und Agrarentwicklung folge ich vor allem den empirisch gestützten Arbeiten von Arnd Bauerkämper: Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945-1963, Köln-Weimar-Wien 2002; Ilona Buchsteiner: Bodenreform und Agrarwirtschaft der DDR, in: Leben in der DDR, Leben nach 1989, hrsg. Landtag Mecklenburg-Vorpommern, Bd. V, Schwerin 1997, S.41-48 (Siehe auch Anhörung in der Sitzung der Enquete-kommission des Schweriner Landtags am 29.3.96: Bd. II, S.292f.); Horst Matschke: Die Entwicklung der Agrarpolitik der SED und der Landwirtschaft von der 8. Tagung des ZK der SED bis zum VIII. Deutschen Bauernkongress (März 1960 bis Mai 1964), Dissertation B AdL der DDR Berlin 1989 (ungedruckt geblieben infolge Abwicklung des Bereichs Agrargeschichte des AdL-Instituts 1992); Christel Nehrig: Kampf um den Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse auf dem Lande 1958 bis 1961, Berlin 1988 (MS, ebenfalls unveröffentlicht); Siegfried Prokop: Übergang zum Sozialismus in der DDR 1958-1963, besonders S.168-225; Jens Schöne: Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft, Berlin 2005, besonders S.184-206. Bei Abschnitt 7 beziehe ich mich vor allem auf Hans Watzek: Wie stand es um die Landwirtschaft der DDR?, in: Ludwig Elm/Dietmar Keller/Reinhard Mocek (Hrsg.): Ansichten zur Geschichte der

1. Die Agrarpolitik der SED

Wachsende Ernährungsansprüche verlangten auch in Ostdeutschland eine rasche Steigerung der Agrarproduktion – nicht zuletzt in der Konkurrenzsituation zur BRD. Dort vollzog sich die Modernisierung⁶ bei Verdrängung kleinbäuerlicher Betriebe und sozialökonomischer Differenzierung mittelbäuerlicher Wirtschaften einerseits und Stärkung großbäuerlicher Höfe und agrarischer Großbetriebe andererseits – trotz des ideologisch geprägten Leitbildes des sogenannten Bäuerlichen Familienbetriebs.⁷ Gemäß der Engelsschen Überlegungen⁸ setzte die SED diesem Entwicklungspfad das Konzept genossenschaftlicher Großbetriebe entgegen, als sie Kurs auf eine antikapitalistische Umformung nahm. Bauern sollen

DDR, Bd. VI. Berlin 1996, S.337-373, besonders S.351-366. – Aus Kürzungszwängen wird hier auf eine umfassende Auflistung der benutzten Arbeiten verzichtet. Siehe statt dessen Kuntsche, Kampf um die Köpfe, Anm. 8. Nachzutragen sind Daniela Munkel: Staatssicherheit im „sozialistischen Frühling“ 1960. Der Abschluss der Kollektivierung der Landwirtschaft im Spiegel der MfS-Berichte an die SED-Führung, in: Deutschland Archiv, 2010, H. 3, S.470-478, und Falco Werkentin: Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht, 2. überarb. Auflage, Berlin 1997, S.69-104 (Abschnitt Zwangskollektivierung. Der Klassenkampf auf dem Lande 1952 bis 1961). Eigene Recherchen konzentrierten sich auf das SED-Archiv im Bundesarchiv: BArch, NY 4182, Nachlass Walter Ulbricht, insbes. die Ausarbeitungen des agrarpolitischen Referenten Karl Gutjahr; DY 30 IV 2/7, ZK-Sekretariat, Abt. Landwirtschaft; DY 30 IV 2/5, Leitende Parteiorgane, Informationsberichte 1960. Soweit nicht anders angegeben, basieren Zahlenangaben auf dem Statistischen Jahrbuch der DDR 1960/61, Berlin 1961.

6 Siehe Arnd Bauerkämper: Kollektivierung in der DDR und agrarischer Strukturwandel in der Bundesrepublik – zwei Modernisierungspfade, in: Ilona Buchsteiner/Siegfried Kuntsche (Hrsg.): Agrargenossenschaften in Vergangenheit und Gegenwart, Rostock 2004, S.45-58.

7 Peter Sinkwitz nach Untersuchung der Genese und der tatsächlichen Entwicklungstrends: Das Leitbild habe bei seiner Entstehung 1955 ohnehin nur einem Drittel der Betriebe entsprochen, sei rückwärts gewandt als Modernisierungsvorbehalt formuliert worden und 1993 angesichts der tatsächlichen Entwicklung als offizielles agrarpolitisches Leitbild fallen gelassen worden. Außerdem: „Nicht übersehen werden darf ferner der angesichts des Kalten Krieges ideologisch-proklamatorische Charakter des Slogans ‚Freiheit und Eigentum‘, gemünzt auf den bäuerlichen Familienbetrieb im Gegensatz zur LPG als Ausdruck sowjetisch-kollektivistischen Gedankengutes.“ Peter Sinkwitz: Das Leitbild vom bäuerlichen Familienbetrieb – ein ideologisches Missverständnis?, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 2000, H. 2, S.189-196, hier S.194.

8 Siehe Friedrich Engels: Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland, in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 22, S.499-504. Merkwürdigerweise hat diese Arbeit in der agrarökonomischen Literatur zu DDR-Zeiten eine untergeordnete Stelle gespielt. Man berief sich vielmehr auf den sogenannten Leninschen Genossenschaftsplan. Dieser war ein Stalinsches Konstrukt, das Lenins Gedanken in seiner Arbeit „Über das Genossenschaftswesen“ – primär auf eine Zusammenführung der Millionen Bauernwirtschaften in Handels- und Absatzgenossenschaften nach westeuropäischem Beispiel zielend – zum Konzept der sozialistischen Umformung erklärt hatte.

Bauern bleiben und sich eine Zukunft sichern durch schrittweisen Aufbau von Betrieben maschineller Großproduktion auf genossenschaftlicher Basis.

Der V. Parteitag 1958 stellte als Hauptaufgabe, den Sozialismus zum Siege zu führen und binnen weniger Jahre die Wirtschaft so zu entwickeln, dass die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung sichtbar wird. Die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft sollte in diesem Sinne beschleunigt werden. Darin, dass im ersten Halbjahr erstmals eine größere Zahl von Bauern – Mittelbauern – den LPG beigetreten war, sah man Zeichen eines Umdenkens. Gewinnt die Mittelbauern!, hieß es.⁹ In jedem Dorf eine LPG! Man orientierte vor allem auf die Bildung von LPG Typ I, um Einzelbauern den Schritt zu erleichtern.¹⁰ Damit war auch der Weg frei. Im Dorf konnte nun neben einer bestehenden LPG Typ III für gemeinsame Pflanzen- und Tierproduktion eine Genossenschaft gebildet werden, bei der die lukrative Viehwirtschaft weiterhin individuell blieb. Der Ministerrat beschloss Maßnahmen, alle LPG wirtschaftlich zu festigen. Die LPG Typ III sollten bis spätestens 1960 in Pflanzen- und Tierproduktion die Leistungen der Einzelbauern überbieten und mit einem selbst erwirtschafteten Wert der Arbeitseinheit von 7 DM ihre Wirtschaftlichkeit nachweisen.¹¹ Man hoffte auf eine Vorbildwirkung dieser LPG.

Die auf dem V. Parteitag der SED ausgesprochene Erwartung einer verstärkten Gewinnung wirtschaftsstarker Mittelbauern erfüllte sich nicht. Im Gegenteil: Im ersten Halbjahr 1959 trat eine Stagnation ein.¹² Angesichts dieser Situation hielt es die SED-Führung Ende August 1959 für notwendig, die Bezirks- und Kreisleitungen auf eine Kursänderung zu drängen, die sozialistische Umgestaltung als Schwerpunkt anzusehen und gemeinsame Agitationseinsätze aller Parteien und Massenorganisation zu organisieren. Tatsächlich gelang es, die Stagnation zu überwinden. Der Kreis Gräfenhainichen konnte bis Mitte Oktober den Genos-

9 „Die Hauptaufmerksamkeit ist bei der Ausdehnung des sozialistischen Sektors vor allem auf die Einbeziehung weiterer guter und starker Mittelbauern in die Arbeit der LPG zu richten.“ Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. 10. bis 16. Juli 1958 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin, Berlin 1959, S.1378 (Beschluss).

10 Siehe Beschluss des Ministerrates zur Förderung der weiteren sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft vom 12.6.58, in: GBl. DDR 1958, T. I, S.529.

11 Siehe ebenda, S.531.

12 Siehe Karl Gutjahr: Information über Aussprachen mit LPG-Vorsitzenden über die Ursachen der Stagnation [sic! S. K.] bei der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft und über das gegenwärtige Verhalten der Großbauern, 30.6.59. BArch, NY 4182/1.082. Der persönliche Referent Walter Ulbrichts für Agrarfragen referierte den Standpunkt der LPG-Vorsitzenden wie folgt: „Die Hauptursache für den starken Rückgang des Eintritts von Bauern in die LPG ist das Nachlassen der offensiven Arbeit zur Gewinnung und Überzeugung der Einzelbauern für die LPG durch die örtlichen Partei- und Staatsorgane [...]. Der Kampf um die Erhöhung der Marktproduktion und um die Wirtschaftlichkeit aller LPG werde kaum mit der Gewinnung von Einzelbauern verbunden.“ Man könnte hier den Ausgangspunkt für die Kursänderung ab Ende August sehen, d. h. die Ansatzstelle für die neue massenpolitische Kampagne.

senschaftsanteil von 32 auf 68 Prozent der Nutzfläche anheben. Der Kreis Eilenburg meldete nach wochenlangem Einsatz von 600 Agitatoren in Brigaden der Nationalen Front am 12. Dezember die sogenannte Vollgenossenschaftlichkeit. Die Kreise Nebra und Quedlinburg kamen diesem Ziel nahe. Walter Ulbricht zog daraus die Schlussfolgerung, die LPG-Werbung als massenpolitische Aktion voranzutreiben, und forderte dies auf der Beratung mit den 1. Sekretären der Bezirks- und Kreisleitungen der SED am 19. Dezember 1959 nachdrücklich von zurückbleibenden Kreisen.

Gegenstand des sogenannten Landwirtschaftsplenums, der 7. Tagung des ZK der SED (10.-13. Dezember 1959), war die rasche Steigerung der Viehproduktion, wie sie der im September 1959 beschlossene Siebenjahrplan vorsah. Nach dem Vorbild der KPdSU hatte die SED die Aufgabe gestellt, die Überlegenheit des Sozialismus dadurch zu beweisen, dass die DDR die Bundesrepublik im Pro-Kopf-Verbrauch von Lebensmitteln und anderen Konsumgütern überholt. Der Produktivitätsabstand war erheblich, am geringsten noch bei Getreide, größer bei den Hackfrüchten und am größten bei den Tierbeständen und Leistungen der Tierproduktion. Die Gesamtleistungen der Viehhaltung je Großvieheinheit in Dezitonnen Getreideeinheiten betrugen 1959 29,4 bzw. 36,0 Dezitonnen. 1965 standen sich 33 und 39,1 Dezitonnen gegenüber.¹³

Hektarerträge in Dezitonnen je Hektar Landwirtschaftlicher Nutzfläche

	Ist 1959		Zielstellung im Siebenjahrplan	Ist 1965	
	DDR	BRD		DDR	BRD
Getreide	24,4	29,0	30,5	29,2	28,2
Kartoffeln	161,3	215,6	245,0	177,2	231,1
Zuckerrüben	198,9	309,9	385,0	263,1	357,8
Ölfrüchte	13,7	21,3	19,5	18,4	20,0

13 Brutto-Bodenproduktion je Hektar Landwirtschaftliche Nutzfläche in Doppelzentner Getreideeinheiten (LN in dz GE): 1959 DDR 27,3 und BRD 30,6; 1965 DDR 32,8 und BRD 33,5. Leistungen der Tierhaltung je Großvieheinheit in dz GE: 1959 DDR 29,4 und BRD 36,0; 1965 DDR 33,0 und BRD 39,1. Die beiden nachfolgenden Tabellen sind zusammengestellt nach: Gesetz über den Siebenjahrplan zur Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR in den Jahren 1959 bis 1965 vom 1.10.1959, in: GBl. DDR 1959, T. I, Nr. 56, S.719.; Brutto-Bodenproduktion, tierische Leistungen und Hektarerträge nach: Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands beim Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, 5. Tätigkeitsbericht 1965/69, Bonn-Berlin 1969, S.264-266; Tierbestände nach Statistisches Jahrbuch 1960/61, Anhang III: Internationale Übersichten, S.48-50, und Statistisches Jahrbuch 1967, Berlin 1967, Anhang II: Internationale Übersichten, S.76-78.

Viehbestände in Stück je 100 Hektar Landwirtschaftliche Nutzfläche

	Ist 1959		Zielstellung im Siebenjahrplan	Ist 1965	
	DDR	BRD		DDR	BRD
Rinder	69	88	78	75	97
Schweine	129	104	135,4	140	126
Schafe	33	8	40,3	31	6

Bereits 1961 zeigte sich in der gesamten Volkswirtschaft, dass die in der Sputnik-Euphorie formulierten Ziele weit überzogen waren. Kompetente Fachleute, die 1959 nur vorsichtig Bedenken gegen die rasanten Steigerungstempi geäußert hatten, waren nun an der neuen Perspektivplanung beteiligt.¹⁴

Das Startsignal für eine Kampagne zur Gewinnung aller Bauern war auf dem Landwirtschaftsplenium 1959 nicht erfolgt, auf dem mit zahlreichen Leitungskadern die Sachzwänge und Möglichkeiten einer raschen Steigerung vor allem der Tierproduktion beraten worden waren. Es wurde auch nicht in der Beratung des ZK der SED mit den Bezirks- und Kreissekretären vom 17. bis 19. Dezember gegeben, sondern erst in der nächsten Beratung am 27. Januar 1960. Hier erklärte Walter Ulbricht: „Das wichtigste Thema heißt jetzt Vergenossenschaftlichung. Wenn die Aufgabe, die der Landwirtschaft gestellt ist, nämlich hohe Erträge zu erzielen, ernst genommen wird, müssen wir überall das genossenschaftliche Dorf schaffen. Niemand ist in der Lage, sich dem zu entziehen. So ist die wirkliche Lage.“¹⁵

Das Protokoll zeigt, dass zu diesem Zeitpunkt im Führungskern der SED offensichtlich nach wie vor zwei unterschiedliche Linien verfolgt wurden. Eine vor allem von Agrarwissenschaftlern gestützte Gruppe war weiterhin der Meinung, dass angesichts des noch problematischen Entwicklungsniveaus des Genossenschaftssektors an dem Miteinander von sozialistischen Betrieben und Einzelbauern festzuhalten wäre und ein Absinken der Marktproduktion für den Fall eines abrupten Übergangs zur Vollgenossenschaftlichkeit zu befürchten sei. Ulbricht hingegen postulierte, die im Siebenjahrplan vorgegebene sprunghafte Produktionssteigerung sei nur auf der Grundlage sozialistischer Produktionsverhältnisse (und der maximal möglichen Steigerung der Produktionsmittelproduktion für die Landwirtschaft) erreichbar.¹⁶ Das Festhalten der anderen an ihrer Linie hielt er

14 Die verhaltene Reaktion dieser auf dem Landwirtschaftsplenium im Dezember ist ablesbar an einer Bemerkung von Ulbricht selbst. Siehe Zitat in der Fußnote 16.

15 Schlußwort von Walter Ulbricht auf der Beratung mit den Bezirks- und Kreissekretären am 27.1.1960, in: Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.961f. Hier führte er zugleich aus: „Die ganze Arbeit wird also auf die Hauptaufgabe konzentriert, auf die Schaffung vollgenossenschaftlicher Dörfer. Das hat mit Druck nichts zu tun, denn eine konzentrierte Propaganda ist kein Druck. Wenn jemand meint, die Freiwilligkeit besteht darin, daß wir auf Propaganda verzichten, dann möchte ich wissen, wozu wir überhaupt da sind.“

16 „Wer von der Auffassung ausgeht, daß die Einzelbauern die Sache auch schaffen können, der hat überhaupt noch nicht verstanden, worum es auf der 7. Tagung des ZK

für ein Prolongieren des vom ZK und auch vom Parteitag verworfenen Agrarkonzepts von Kurt Vieweg.¹⁷

Ulbricht hielt es für notwendig zu betonen, dass die Mitglieder der SED-Delegation, die zur Beratung der „Bruderparteien“ über die Steigerung der Agrarproduktion und die Überflügelung der entwickelten kapitalistischen Länder Anfang Februar nach Moskau reisen sollte, seine Position vertraten. Zu ihnen zählte der neue Landwirtschaftssekretär Gerhard Grüneberg, der am 11. Dezember 1959 in einer außerordentlichen Politbürositzung anstelle von Erich Mückenberger auf diesen Posten gesetzt worden war.¹⁸

Über die Vorgeschichte dieses Startsignals am 27. Januar ist viel diskutiert und auch spekuliert worden, insbesondere mit Blick auf die Initiative von Karl Mewis, der als 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Rostock und Kandidat des Politbüros schon am 14./15. Januar im Bezirk Rostock eine Kampagne ausgelöst hatte.¹⁹ Es konnte bisher zwar nicht nachgewiesen werden, ergibt sich aber als logische Deduktion:²⁰ Die Entscheidung wurde vor dem 27. Januar getroffen, und der Initiative von Mewis am 14./15. Januar ging zweifellos eine Positionierung des Generalsekretärs Ulbricht voraus. Es wäre naheliegend, das Startsignal mit der Moskauer Beratung in Verbindung zu bringen. Wahrscheinlicher aber ist, dass die Vollgenossenschaftlichkeit im Kreis Eilenburg (Bezirk Leipzig), die im Dezember 1959 erreicht war, als Präzedenzfall zum Ausgangspunkt genommen und dann mit dem Bezirk Rostock probeweise eine allgemeine Kampagne inszeniert wurde.²¹ Eine Rolle dürfte gewiss das für Mai anberaumte Pariser Spitzen-

ging. Es ist doch kein Zufall, daß bei den Vorschlägen oder Berichten, die wir bekommen haben, alle Zahlen über die Erhöhung des Viehbestandes, über die Erhöhung der Milchproduktion und die Steigerung der Arbeitsproduktivität viel zu niedrig sind, mit Ausnahme der fortgeschrittenen Produktionsgenossenschaften.“ Ebenda, S.956.

17 Siehe Michael F. Scholz: Bauernopfer der deutschen Frage. Der Kommunist Kurt Vieweg, Berlin 1997, besonders S.178-201. Zur Biografie siehe Helmut Müller-Enbergs u. a. (Hrsg.): Wer war wer in der DDR?, Berlin 2010, S.1358f. (Kuntsche).

18 BAArch, DY 30 IV 2/7/188. Biografien siehe Müller-Enbergs u. a. (Hrsg.), Wer war wer, S.447 bzw. 904.

19 Schöne, Frühling, S.205, postuliert die zentrale Lenkung durch die SED-Führung und weist die These von Monika Kaiser zurück, es habe sich um ein „Husarenstück“ von Mewis gehandelt. Kaiser hatte auf der Basis ihrer Befragungen von Mewis dessen Selbstdarstellung übernommen, er habe ohne Absprache mit Ulbricht, jedoch auf „Empfehlung“ des in Rostock residierenden Generalkonsuls der UdSSR das Startsignal für die Aktion im Bezirk Rostock gegeben. Siehe Monika Kaiser: Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972, Berlin 1997, S.58, besonders Anm. 9.

20 Siehe Schöne, Frühling, S.205. Bemerkenswert ist, dass in der turnusmäßigen Beratung des Politbüros am 12. Januar, auf der nachweislich Ulbricht und Mewis zusammentrafen, *nicht* zur Sprache kam (bzw. im Protokoll unerwähnt blieb), dass die Rostocker SED-Bezirksleitung auftragsgemäß eine vielleicht als Probe angesehene, beispielgebende Kampagne zu starten habe. Siehe ebenda, Anm. 431.

21 Siehe auch ebenda, S.204, 212.

treffen der Siegermächte gespielt haben, das über eine politische Entspannung in der Welt und in Deutschland beraten und eine Entscheidung der deutschen Frage bringen sollte.²² Dafür spricht auch, dass Bauern in der Agitationskampagne

22 Der schließlich am 17. April von der SED vorgelegte „Deutschlandplan des Volkes“ sah einen nationalen Kompromiss zur friedlichen Lösung der deutschen Frage vor. In dieser Politik wurde offenbar der Herbeiführung des Sieges der sozialistischen Produktionsverhältnisse im Dorf als markantes Signal souveräner Machtausübung besonderes Gewicht gegeben. Wenig wahrscheinlich ist hier ein Alleingang der SED. Vermutlich gab es eine Abrede mit der KPD/SU, da die Stärkung der DDR als sozialistischer Staat im gemeinsamen Interesse lag. Möglicherweise spielte der Kurs zur Vollgenossenschaftlichkeit auch auf der Beratung von Chruščev mit Ulbricht und Grotewohl im Anschluss an das Moskauer Treffen am 5.2.1960 im Hinblick auf die bevorstehende Gipfelkonferenz eine Rolle. Die einzigen Quellenzeugnisse sind bisher Positionierungen von Bundestag und Bundesregierung. In der Kabinettsitzung zur Vorbereitung einer öffentlichen Stellungnahme zur Bauernpolitik der SED führte der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Lemmer aus: „Es könne übrigens keinem Zweifel unterliegen, daß der Gedanke der Durchführung der Kollektivierung erst im letzten Winter in Moskau entwickelt und dabei auch beschlossen worden sei, alles zu tun, um die Kollektivierung noch vor Beginn der Gipfelkonferenz restlos abschließen zu können und damit vollendete Tatsachen zu schaffen.“ (102. Kabinettsitzung am 30.3.1960, Tagesordnungspunkt „Proteste der Bundesregierung gegen Zwangsmaßnahmen der Pankower Machthaber gegenüber den noch selbständigen Bauern in der sowjetischen Besatzungszone“. Edition des Bundesarchivs „Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung“ online) Namens der Bundesregierung erklärte Minister Lemmer dann am 6. April im Bundestag: „Landwirtschaftliche Sachverständige haben die Frage gestellt: wie ist das Regime Ulbricht auf den Gedanken gekommen, in einem Augenblick die Unruhe in die landwirtschaftliche Produktion eines minderversorgten Gebietes hineinzutragen, wo die Frühjahrsbestellung begonnen hat und der Bauer in Ruhe seine Aussaat muß vornehmen können. Warum ist dieser Akt nicht nach der Ernte am Anfang des Winters vor sich gegangen? Da kann ich persönlich als der Ressortverwalter für gesamtdeutsche Fragen nur eine Vermutung aussprechen, nämlich die, daß die vierte Weltmacht, die in den nächsten Wochen über das Schicksal unseres Volkes und seiner Hauptstadt beraten will, entschlossen ist, vor Zusammentreten der Gipfelkonferenz vollendete Tatsachen zu schaffen, um den anderen Teil Deutschlands für sozialistisch-leninistisch perfektioniert erklären zu können.“ (Deutscher Bundestag, 3. Wahlperiode, 108. Sitzung, 6. April 1960, S.5889) Auf Absprachen könnte auch eine Äußerung von Mewis im Interview von Monika Kaiser 1981 hindeuten. (siehe Fußnote 18). Der deutsch-deutsche Handlungsrahmen leuchtet in der Regierungserklärung von Walter Ulbricht vor der Volkskammer am 25. 4.1960 auf: „Hunderttausende Bauern und Bäuerinnen traten mit der Überzeugung der LPG bei, daß die sozialistische Entwicklung der Landwirtschaft die Arbeiter-und-Bauern-Macht stärkt und der Friedenspolitik der DDR im Kampf gegen die Atomkriegs- und Annexionsbestrebungen der Bonner Militaristen größeres Gewicht verleiht. Der Zusammenschluß der Bauern in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften war ein Volksentscheid für den Frieden“. (Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.1163f., Hervorhebung S. K.). Siehe zur Gesamtproblematik die Sicht von Hans Reichelt: „Die Beschleunigung nach 1958 und der Abschluß 1959/60 schienen mehrere Gründe gehabt zu haben. Die Umgestaltung der Landwirtschaft vollzog sich bei offener Grenze zur BRD und Westberlin. In der Härte der Auseinandersetzung

ne neben Sachargumenten vielfach mit der suggestiven Fragestellung „Bist Du für den Frieden?“ konfrontiert wurden.

2. Die Ausgangssituation: der Genossenschaftssektor Ende 1959²³

Ende 1959 bestanden 10.132 LPG. 6.535 Genossenschaften gehörten dem Typ III an, 3.507 dem Typ I und 90 dem Typ II. Die Zahl der LPG war seit Jahresbeginn um 500 gewachsen, vor allem durch die Bildung von LPG Typ I. Die meisten LPG Typ III bestanden schon seit Jahren. Sie waren in der Mehrzahl aus ehemaligen Örtlichen Landwirtschaftsbetrieben hervorgegangen, denen zwangsverwaltete oder verlassene Flächen vom Staat zur Nutzung übergeben worden waren. 1959 waren nach der Überwindung der im ersten Halbjahr eingetretenen Stagnation²⁴ 26.276 Hofbesitzer den LPG beigetreten oder hatten eine neue LPG gebildet.²⁵ Das Wachstumstempo hatte sich gegenüber dem Vorjahr, in dem reichlich 50.000 Bauern zu den LPG gekommen waren, erheblich verringert. Nach dem sozialen Herkommen wirtschafteten in den Genossenschaften 226.605 Bauern und deren Familienangehörige, 129.752 Landarbeiter und 40.634 Industriearbeiter.

Ende 1959 existierten 367 vollgenossenschaftliche Dörfer und „etwa 1.500 Dörfer, in denen alle oder fast alle Bauern der LPG angehören“.²⁶ In 883 Gemeinden bestand jedoch noch keine LPG.²⁷ Die LPG bewirtschafteten zu diesem Zeitpunkt 43,5 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Für die Einzelbauern errechnet sich ein Bodenanteil von rund 48 Prozent. Zwischen den Bezirken gab es große Unterschiede. An der Spitze stand Halle mit einem Nutzflächenanteil der LPG von 64 Prozent, gefolgt von Rostock und Leipzig. Zurück lagen vor allem die Bezirke Suhle, Karl-Marx-Stadt, Cottbus, Erfurt und Dresden – wegen der Dominanz von Altbauern in jahrhundertelanger Erbfolge bzw. wegen des hohen Anteils kleinbäuerlicher Betriebe und Nebenerwerbswirtschaften.

im Kalten Krieg setzte die SED-Führung auf die Stärkung und Stabilisierung der DDR“. (Hans Reichelt: Blockflöten – oder was? Zur Geschichte der DBD, Berlin 1997, S.180f.) Reichelt hielt als Landwirtschaftsminister das Hauptreferat auf der 7. ZK-Tagung im Dezember 1959 und nahm an der agrarpolitischen Moskauer Konferenz Anfang Februar 1960 teil. Zur Biografie siehe Müller-Enbergs u. a. (Hrsg.), Wer war wer, S.1052 (Kunt-sche).

23 Der Abschnitt stützt sich vor allem auf Nehrig, Kampf um den Sieg, insbes. S.79-109.

24 Siehe Gutjahr, Information über Aussprachen, Bl. 62f.

25 Abweichend von anderen Zahlenreihen bietet das Statistische Jahrbuch für 1959 in dieser Tabelle nur die Werte für November an. Siehe Statistisches Jahrbuch 1960/61, S.428.

26 Diskussionsbeitrag von Walter Ulbricht auf der Moskauer Agrarkonferenz 2./3.2.60: BArch, DY 30 IV 2/7/188, Bl. 78, 83. In der Regierungserklärung vor der Volkskammer am 25.4.1960 sprach Ulbricht dann von 389 Gemeinden. Siehe Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.1178.

27 Siehe Schöne, Frühling, S.206. Es gab 8.611 ländliche Gemeinden mit bis zu 3.000 Einwohnern und 548 Gemeinden mit einem starken bäuerlichen Bevölkerungsanteil.

1959 war der Genossenschaftssektor in der wirtschaftlichen Entwicklung gut vorangekommen. In der Arbeitsproduktivität hatten die LPG dank des Maschineneinsatzes der MTS bzw. der den LPG Typ III leihweise übergebenen Maschinen und Traktoren bereits seit geraumer Zeit einen Vorsprung. Sie erreichten bei Getreide, Ölfrüchten und Faserpflanzen schon höhere Erträge als die Einzelbauern – in Getreideeinheiten je Hektar berechnet 24,1 Dezitonnen gegenüber 22,9 Dezitonnen.²⁸ Die LPG Typ III hatten ihre Viehbestände gegenüber 1958 erheblich vergrößert: bei Rindern auf 120 Prozent (Kühe auf 110 Prozent) und Schweinen auf 124 Prozent.²⁹ Im Vergleich zu 1958 konnten sie ihre Marktproduktion je Hektar Nutzfläche bei tierischen Erzeugnissen stark erhöhen: bei Schlachtvieh (ohne Schweine, da hier ein leichter Rückgang eintrat) um 48 Prozent, bei Milch um 15 Prozent und bei Eiern um 30 Prozent. Zwar standen die LPG im Hektarbesatz noch hinter den Einzelbauern zurück, schlossen tendenziell aber rasch auf, wozu der bevorzugte Viehverkauf durch staatliche Kontore beitrug. Der Viehbesatz je 100 Hektar/Landwirtschaftliche Nutzfläche in Großvieheinheiten (GVE) betrug im Durchschnitt aller landwirtschaftlichen Betriebe bei Rindern 51,7 und bei Schweinen 13,3 Einheiten, bei den LPG Typ III 45,9 und bei Schweinen 12,5 Einheiten. Die Einzelbauern erreichten 1959 vor allem bei den handarbeitsintensiven Hackfruchtkulturen dank des erheblich größeren Arbeitskräftebestandes höhere Erträge. Noch ausgeprägter war ihr Übergewicht in der Viehwirtschaft – dem unter den gegebenen Preisverhältnissen lukrativsten Wirtschaftszweig.

Der Anteil der LPG an der landwirtschaftlichen Bruttoproduktion machte 1959 32,7 Prozent aus, der der volkseigenen Landwirtschaftsbetriebe 14,9 Prozent.³⁰ Daraus errechnet sich für die einzelbäuerlichen und sonstigen Betriebe ein Anteil von 52,4 Prozent.

Als Folge der Leistungssteigerung in der Pflanzen- und Tierproduktion wuchsen die genossenschaftlichen Geldeinkünfte je Hektar um 31 Prozent auf 447 Mark. Hatte der reale Wert der Arbeitseinheit 1958 noch bei 4,42 Mark gelegen, so betrug er nun 6 Mark. Je Arbeitseinheit machten die Geld- und Naturaleinkünfte zusammen 9,03 Mark aus gegenüber 8,27 Mark im Vorjahr. Damit ergab sich bei 352 Arbeitseinheiten ein durchschnittliches jährliches Einkommen aus der genossenschaftlichen Arbeit von 3.179 Mark, wozu noch Geldeinnahmen aus der individuellen Hauswirtschaft kamen. Zum Vergleich: Ein vollbeschäftigter Produktionsarbeiter in der volkseigenen Industrie verdiente 6.552 Mark.³¹

Ohne Zweifel holten also viele wirtschaftsschwache LPG 1959 erheblich auf, aber hinter den Durchschnittszahlen verbargen sich große Differenzen. Sie waren den unterschiedlichen Bodenwerten, dem Arbeitskräftebesatz, den Ausgangsbedingungen und dem Niveau der genossenschaftlichen Leitung und Arbeit

28 Siehe Nehrig, Kampf um den Sieg, S.90, nach BArch, DY 30 IV 2/7/356.

29 Siehe ebenda. Angaben einer Analyse der SPK vom 29.2.1960.

30 Siehe Statistisches Jahrbuch 1960/61, S.7.

31 Siehe ebenda, S.357.

geschuldet. Immerhin benötigten 1959 noch 58 Prozent der LPG Typ III staatliche Wirtschaftsbeihilfen, um die garantierte Auszahlung von 7 Mark³² an die Genossenschaftsmitglieder tätigen zu können. Während die LPG Typ III der Bezirke Halle, Rostock, Gera und Leipzig die Arbeitseinheit mit mehr als 7 Mark berechnen konnten, blieben sie in den Bezirken Frankfurt, Potsdam, Schwerin und Neubrandenburg unter 5 Mark.³³ Im Bezirk Frankfurt erreichten 79 Prozent der LPG Typ III nicht den Sollwert von 7 Mark.³⁴ Man muss bei diesen Zahlen bedenken, dass neben den Geld- und Naturalzahlungen an die Mitglieder auch Gewinne zu erwirtschaften waren, um eine erweiterte Reproduktion zu erreichen und die Arbeits- und Lebensbedingungen zu verbessern. 1959 erhöhten die LPG Typ III ihre produktionsfördernden Ausgaben auf 115 Prozent – für Saat- und Pflanzgut, für Düngemittel, für Futtermittel, für den Zukauf von Zuchtvieh und die Erwerbung technischer Ausrüstungen, für Meliorationen und MTS-Leistungen.

Zur Lage der Einzelbauern schreibt Christel Nehrig: „Die ökonomische Lage der überwiegenden Zahl werktätiger Einzelbauern hatte sich Ende der 50er Jahre gefestigt. Das ergaben die repräsentativen Betriebsuntersuchungen der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik sowie Erhebungen der Staatlichen Plankommission. Jedoch erreichten sie ihre höheren Produktionsergebnisse nur unter erheblichem Mehraufwand an Arbeit durch alle Familienarbeitskräfte, besonders aber durch die Bäuerin. Die Grenze der Belastbarkeit war für viele erreicht. Trotzdem fiel den meisten die Entscheidung für die LPG schwer. Der soziale Differenzierungsprozeß auf dem Lande war durch die Veränderungen im Preis- und Lohnsystem nur eingeschränkt, aber nicht aufgehalten worden. Einkommensmäßig standen die wirtschaftsstarken Mittelbauern und die meisten Großbauern gut da. Stets hatten sie sich veränderten Bedingungen angepasst und das produziert, was Geld brachte.“ Die Autorin teilt mit, dass 1959 das durchschnittliche Jahreseinkommen im einzelbäuerlichen Betrieb je mitarbeitendes Familienmitglied 4.290 Mark betrug, in einem Fünftel aller Betriebe über 20 Hektar jedoch elftausend Mark. Nehrig konstatiert, dass die meisten Einzelbauern 1959 „ihre Perspektive noch nicht in den LPG [sahen]“.³⁵

3. Das vollgenossenschaftliche Dorf 1960

„De Appel is riep“ (Der Apfel ist reif), entgegnete der Rostocker SED-Bezirkssekretär Karl Mewis bei Beginn der Kampagne den widerstrebenden Ka-

32 Ministerratsbeschuß vom 12.6.1958, in: GBl. DDR 1958, T. I, S.53: „Um den Mitgliedern wirtschaftsschwacher LPG Typ III einen Geldwert von 7 DM je Arbeitseinheit aus der genossenschaftlichen Produktion zu sichern, kann eine Wirtschaftsbeihilfe zur teilweisen Deckung der Produktionsausgaben gewährt werden.“

33 BArch, DY 30 IV 2/7/356, Bl. 282. 27 Prozent der LPG Typ III insgesamt lagen unter drei Mark. Ebenda, Bl. 192: Aufstellung der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik für 1956 bis 1959.

34 Siehe Bauerkämper, Ländliche Gesellschaft, S.540.

35 Nehrig, Kampf um den Sieg, S.98f.

veldorfer Bauern im Kreis Ribnitz-Damgarten.³⁶ Der Slogan wurde zu einem geflügelten Wort in der Agitationskampagne.

Am 4. März meldete der Bezirk Rostock als erster die „Vollgenossenschaftlichkeit“. Neubrandenburg folgte am 12., Schwerin am 29. März. Am 14. April endete die Kampagne im Bezirk Karl-Marx-Stadt.³⁷ Bis auf 18.821 Hofbesitzer³⁸ waren nunmehr alle Bauern in den LPG. Die LPG verfügten jetzt über 84,2 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. 1960 gelangten 266.136 bäuerliche Höfe in den Genossenschaftssektor.³⁹ Das waren zwei Drittel aller Höfe, die die Jahre seit 1952 überdauert hatten. Im Unterschied zu den Vorjahren handelte es sich um wirtschaftsstabile Höfe überwiegend mittelbäuerlichen Charakters. Diese hatten es mit immensem Fleiß der ganzen Familie, mit mehr oder weniger Traktorenhilfe der MTS, nicht zuletzt aber dank des gesicherten Absatzes der Agrarprodukte und der lukrativen „Freien Spitzen“ zu einigem Wohlstand gebracht. Die LPG in der DDR hatten nun insgesamt 945.020 Mitglieder. 71 Prozent kamen aus den bäuerlichen Familien und 17 Prozent aus Landarbeiterfamilien. Fünf Prozent waren Industriearbeiter und deren Familienangehörige. Einzelgärtner und deren Familienangehörige, Handwerker und Verwaltungsangestellte waren mit einem Prozent dabei. Hervorzuheben ist, dass 23.241 Bauern über 20 Hektar, also in der Mehrzahl Hofbesitzer großbäuerlichen Charakters, in die LPG gekommen waren. Mithin hatten 78,4 Prozent der 1954 bestehenden Höfe mit mehr als 20 Hektar/Landwirtschaftliche Nutzfläche (29.627) bis 1960 überlebt, bezogen auf die Mitte 1952 bestehenden 45.395 Höfe allerdings nur 51,2 Prozent.⁴⁰

Es bestanden nunmehr 19.319 LPG, davon 12.969 LPG Typ I und II. Die Zahl der LPG Typ I/II war damit binnen dreier Monate um beinahe die Hälfte ge-

36 Siehe Als damals im Frühling ‚de Appel riep‘ war. Die Bewegung 1960 auf dem Lande. Interview Ottomar Harbauer mit Karl Mewis, in: Berliner Zeitung, 16.8.1984. In der „Ostsee-Zeitung“ ist im Zeitraum von Januar bis März über eine solche Bauernversammlung nicht berichtet worden. Die Entstehung des Slogans ist unklar. Unter der Frage „Is de Appel all riep?“ berichtete Jochen Preußler in einer Artikelfolge über Aussprachen einer Agitationsbrigade des Rates des Kreises mit Einzelbauern im Ortsteil Carlsthal der Gemeinde Breesen im Kreis Ribnitz-Damgarten. Hier traten die Bauern mit diesen Worten in die Diskussion ein. Siehe Ostsee-Zeitung, 1.2.1960. Weitere Beiträge: 4. und 6.2.1960.

37 Siehe Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Chronik. Teil III: Von 1945 bis 1963, Berlin 1967, S.689, 692.

38 BArch, DY 30 IV 2/7/357, Bl. 111: Statistik per 30.4.1960 zur Umgestaltung. Schon bei Prokop, Übergang zum Sozialismus, S.205.

39 Errechnet nach Statistisches Jahrbuch 1960/61, S.428 (Angaben per 31.5.1960).

40 Siehe Joachim Piskol: Zur sozialökonomischen Entwicklung der Großbauern in der DDR 1945 bis 1960, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1991, S.419-433, hier S.428, 431. Zum Jahr 1954: Zahl nach der Rückgabe beschlagnahmter Höfe und vor Aufhebung der Zugangssperre zu den LPG. Zur Großbauernpolitik 1952/53 siehe auch Elke Scherstjanoi: SED-Agrarpolitik unter sowjetischer Kontrolle 1949-1953, München 2007, S.457-519, insbes. S.502, 511f.

wachsen. In einem Drittel der Gemeinden existierten zwei bis drei LPG Typ I, in den meisten zudem eine LPG Typ III. Im Falle der LPG Typ III war der Beitritt bisheriger Einzelbauern die Regel, nicht die Neubildung. Die LPG Typ III bewirtschafteten 63 Prozent der genossenschaftlich genutzten Flächen. 80 Prozent der LPG dieses Typs III bestanden schon länger als fünf Jahre und bildeten schließlich den Kern des Genossenschaftssektors. An die individuelle Viehwirtschaft in den LPG Typ I/II waren 35 Prozent der Rinder und 29 Prozent der Schweine gebunden. Die LPG Typ III hatten eine Durchschnittsgröße von 357 Hektar, die LPG Typ I/II 154 Hektar. 14 Prozent der LPG Typ I/II verfügten sogar über weniger als 50 Hektar. Nur vier Prozent aller LPG entsprachen den Vorstellungen der Fachleute von einer optimalen Betriebsgröße, die unter den damaligen Bedingungen mit 1.500 bis 2.500 Hektar beziffert wurde.⁴¹

Die gesellschaftliche Relevanz der vollgenossenschaftlichen Formierung der bäuerlichen Landwirtschaft reicht über die genannten Zahlenwerte weit hinaus. In den Dokumenten der kommunistischen Bewegung war die Gewinnung der Bauern für den Sozialismus stets als schwierigste Aufgabe gekennzeichnet worden.⁴² Nun, 1960, hieß es, die Vollgenossenschaftlichkeit bedeute, „daß nunmehr auch in der Landwirtschaft die Grundlagen des Sozialismus geschaffen sind [...]. Jetzt sind in der Landwirtschaft der DDR einheitliche sozialistische Produktionsverhältnisse entstanden.“⁴³

Die Bildung von LPG 1960 war zunächst nur ein juristischer Akt: die Konstituierung genossenschaftlicher Produktionsverhältnisse auf dem Papier - nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das war sozusagen der erste Schritt zu neuen Produktionsverhältnissen als Bewegungsform der agrarischen Produktivkräfte, jedoch noch nicht diese selbst. Nachdem es zunächst um die Aufnahme des genossenschaftlichen Wirtschaftens gegangen war, hieß es zum Jahresende beim VI. Deutschen Bauerntag (8.-11. Dezember 1960), „gute genossenschaftliche Arbeit“ sei nötig.⁴⁴

Ohne lange begrifflich zu argumentieren, sei bemerkt: Sieg des Sozialismus hätte eine neue Produktionsweise bedeuten müssen – mit einer Produktivität höher als die der kapitalistischen Agrarwirtschaft. Unter den Bedingungen des letzten Drittels des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts konnte eine solche Produktionsweise nur erreicht werden im Übergang zu einer von der Wissenschaft geleiteten, mit industrieähnlichen Methoden betriebenen landwirtschaftlichen Großproduktion – gestützt auf die wissenschaftlich-technischen Errungenschaften,

41 Siehe Matschke, Entwicklung der Agrarpolitik, S.6f.

42 Siehe beispielsweise Beschluß des V. SED-Parteitags 1958: „Die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft ist die komplizierteste Aufgabe der Arbeiterklasse in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus.“ Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages, S.1374.

43 Regierungserklärung von Walter Ulbricht am 25.4.1960, in: Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.1160.

44 „Wir verpflichten uns, das Jahr 1961 zum Jahr der guten genossenschaftlichen Arbeit zu machen“. Beschluß des VI. Deutschen Bauerntages, in: ebenda, S.1550.

insbesondere auf EDV und Biotechnologie. 1960 war also bestenfalls ein erster Schritt auf einem langen Weg.

4. Das Dilemma: Widerstrebende Bauern

Die SED-Politik zur Vergenossenschaftung befand sich mehrfach in einem Dilemma. Wesentliche materielle wie mentale Vorbedingungen für eine freiwillige Entscheidung zum LPG-Beitritt waren 1960 nicht gegeben.

Erstens: Es fehlten weitgehend die volkswirtschaftlichen Voraussetzungen für den generellen Übergang zur agraren Großproduktion. Nur in einer Reihe von Beispiel-LPG war die Pflanzenproduktion vollmechanisiert und die Mechanisierung der Tierproduktion auf gutem Wege. Die Bauern hatten tagtäglich die volkswirtschaftlichen Engpässe bei Mineraldünger, Ersatzteilen für Traktoren und Maschinen, bei Baumaterialien usw. vor Augen. Beispielsweise stand bei der beginnenden Frühjahrsbestellung 1960 ein Zehntel der Traktoren nicht zur Verfügung, weil Ersatzteile fehlten.⁴⁵ Die Bauern sahen mit kritischem Blick auf eine primitive Offenstallhaltung. Wie sollten sie glauben, für die neuen LPG sei das Allernötigste für eine Großraumwirtschaft rasch zur Stelle? Die bäuerliche Skepsis leitete umso mehr das Denken und Handeln, als viele meinten, aus ihren Einzelwirtschaften noch mehr herausholen zu können. Die Volkswirtschaftsplanung ging Ende der 50er-Jahre von folgendem Ansatz aus: Voraussetzungen für eine durchgängige Großraumwirtschaft können erst Mitte der 60er-Jahre gegeben sein, frühestens 1963.⁴⁶

Zweitens: Es bestand eine hohe Hemmschwelle für einen Beitritt zur LPG. Der Zustand der meisten LPG, ihr niedriges Entwicklungsniveau, machte genossenschaftliche Produktion nicht attraktiv.⁴⁷ Freilich gab es in jedem Kreis zumindest eine beispielgebende Genossenschaft. Jeder wusste jedoch: Diese Leuchttürme hatten eine besondere materielle und personelle Förderung erfahren.

45 Angaben bei Matschke, Entwicklung der Agrarpolitik, S.54.

46 Nach dem 33. ZK-Plenum waren die SED-Bezirksleitungen im November 1957 darauf orientiert worden, die Hälfte der Einzelbauern bis Ende 1960 für die LPG zu gewinnen. Im August 1958 hatte dann die Agrarkommission in ihrer konstituierenden Sitzung dem Politbüro den Vorschlag unterbreitet, bis Ende 1963 alle Bauern in Genossenschaften zusammenzuschließen. Siehe Matschke, Entwicklung der Agrarpolitik, S.3, Anm. 13 (BArch, DY 30 IV 2/7/364, 2/7/33).

47 Siehe dazu Walter Ulbricht auf der Beratung mit den SED-Bezirks- und Kreissekretären vom 17.-19.12.1959 in Leipzig in Zurückweisung der Behauptung, „die reichen Mittelbauern könnten nicht gewonnen werden, weil sie konservativ seien: „Diese Mittelbauern sind sehr kluge Leute, die sehr gut rechnen gelernt haben. Es sind Leute, die etwas von der Landwirtschaftswissenschaft verstehen. Es sind Leute, die sich sehr gut ausrechnen können, wie sich ihre Lage entwickeln wird, wenn ihr Dorf ein genossenschaftliches Dorf sein wird. [...] Aber was hindert sie denn? Sie bedrückt, daß ein Teil der LPG noch schwach ist und die Bezahlung der Arbeitseinheiten in einer Anzahl LPG noch ‚unter dem Strich‘ oder unter vier DM ist.“ Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.947.

Die meisten Einzelbauern sahen sich im eigenen Dorf oder Nachbarort mit einer wirtschaftsschwachen LPG Typ III konfrontiert. Diese Betriebe standen im Leistungsniveau trotz staatlicher Vergünstigungen zurück und konnten ihren Mitgliedern nur geringe Verbesserungen in ihrer Lebenslage bieten. Überwiegend waren diese Genossenschaften nicht von Bauern gebildet worden, sondern aus Betrieben hervorgegangen, die die Flächen ehemaliger Großbauern und auch von Neubauern zu bewirtschaften hatten. Dadurch war eine Deformierung des genossenschaftlichen Sektors eingetreten.⁴⁸

Es bestätigte sich 1960, was erfahrene SED-Führungskader natürlich wussten: Bauern sind nur dann vom Neuen zu überzeugen, wenn sie es am praktischen Beispiel erleben. Der Vorsprung des Kreises Wismar als erster vollgenossenschaftlicher Kreis im Norden erklärt sich wohl auch daraus, dass dort schon 1959 ein Wert der Arbeitseinheit von 8,80 Mark erreicht worden war. Diese Angabe geht auf ein Interview des „Neuen Deutschland“ mit Karl Mewis im März 1960 zurück, in dem er konkret widerstrebendes Verhalten und Argumente von LPG-Gegnern benannte: „Wir haben Zeit, es ist noch nicht alles ausge-reift.“, „Warum gerade jetzt?“, „Wir waren bisher unser eigener Herr; sollen wir wieder nach der Uhr, nach der Glocke [wie früher im Gutsbetrieb] arbeiten?“, „Wir verdienen als Einzelbauern mehr“.⁴⁹ Auf dem März-Plenum des ZK der SED führte Mewis verallgemeinernd aus: „In vielen Dörfern hat es Konflikte gegeben, die wir gar nicht richtig sahen, wo auf der einen Seite der Züchter oder der gute Landwirt erfolgreich individuell arbeitete, 20.000, 30.000, 40.000 Mark Überschuss im Jahr hatte, und auf der anderen Seite die LPG gezwungen war, sich auf kleinsten Flächen ohne Vieh mühselig durchs Leben zu quälen.“ Unter den 15.000 Einzelbauern im Januar seien 1.100 erfolgreiche Rinderzüchter gewesen, „darunter sehr viele Genossen.“⁵⁰ Es war also klar: Tief verwurzelter bäuerlicher Individualismus versperrte vielen die Sicht auf die künftigen Vorteile gemeinsamen Tuns. Sprichwörtlich abwertend hieß es oft: „Kumpanei ist Lumpe-rei!“.

Drittens: Auf die Bauern der DDR übte alljährlich die „Grüne Woche“ in West-berlin eine faszinierende Anziehungskraft aus: „Wirtschaftswunder Bundesrepu-blik“! Die Verfügbarkeit moderner Produktionsmittel, vor allem an Landtechnik, hatte dort einen steilen Aufstieg von Flächen- und Arbeitsproduktivität bewirkt. Dass die Modernisierung vor allem zum Nutzen der größeren Höfe geschah und mit zunehmender Kreditbelastung verbunden war, übersah man oft. Das Verschwinden Zehntausender kleiner Bauernstellen wurde hingegen als marktwirt-

48 Siehe Dieter Schulz: Probleme der sozialen und politischen Entwicklung der Bauern und Landarbeiter in der DDR von 1949 bis 1955, Diss. A, Humboldt-Universität zu Berlin 1984 (MS).

49 De Appel is riep an de Waterkant. „ND“-Interview [Arnolf Kriener] mit Karl Mewis, Kandidat des Politbüros, über die sozialistische Umgestaltung im Ostseebezirk, in: Neues Deutschland, 12.3.1960.

50 Aus der Diskussion auf der 8. Tagung des Zentralkomitees: Genosse Karl Mewis: Wir bleiben auf dem Lande, in: Neues Deutschland, 3.4.1960.

schaftlich bedingtes „Wandern des Bodens zum besseren Wirt“ gesehen. Manchem Bauern schien der von der SPD propagierte „Dritte Weg“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus plausibel. Auch die psychologisch geschickt betriebene Negativberichterstattung der westlichen Radiostationen hatte Wirkungen, vor allem die des Westberliner RIAS, der mittels eines ausgedehnten Informanten-netzes aus vielen Ecken der DDR berichtete. Nicht wenige Bauern zweifelten an der Dauerhaftigkeit der sozialistischen Perspektive.

5. *Der Weg zur LPG*

„Sozialistischer Frühling“ – diese Wortprägung tauchte erstmals im Leitartikel des „Neuen Deutschland“ vom 20. März 1960 auf.⁵¹ Sie wurde bald zum geflügelten Wort und bestimmte bis zum Ende der DDR die Geschichtspublizistik. Aber Zehntausende von Bauern fühlten sich 1960 vor den Kopf gestoßen, weil man sie in die LPG drängte. Nicht die offiziell postulierte Freiwilligkeit war das Charakteristikum der Kampagne für die Vollgenossenschaftlichkeit, sondern politisch-ideologischer Druck. Nur eine Minderzahl von Bauern fand von sich aus den Weg in die LPG.⁵²

Man kann davon ausgehen, dass die meisten Bauern wussten: Die Zukunft wird dem agraren Großbetrieb gehören. Jedoch sah man im eigenen Dorf die Voraussetzungen dafür noch nicht gegeben und wollte ohnehin im Banne des tradierten Besitzdenkens solange wie möglich an der bäuerlichen Selbstständigkeit festhalten. So unterschrieben Bauern vielfach die Eintrittserklärung nur, weil sie spürten, die Staatsmacht werde so oder so die Vollgenossenschaftlichkeit durchsetzen – Widerstreben nutze nichts. Sträubten sie sich und ließen sich weder überreden noch mit Versprechungen locken, so wurden sie von Agitatoren hart bedrängt – vielfach mit grobschlächtigen Argumenten. Einzelne Höfe und Dörfer wurden tagelang regelrecht belagert. Hartnäckig widerstrebenden Bauern drohte man juristische Verfolgung an. Es kam zu Gesetzesverletzungen, polizeilichen Über-

51 Siehe Neues Deutschland, 20.3.1960: Sozialistischer Frühling. Der Leitartikel erschien als redaktioneller Beitrag, also ohne Hinweis auf einen Autor. Landwirtschaftsredakteur war zu dieser Zeit Arnolf Kriener. Zur Biografie siehe Andreas Herbst/Gerd-Rüdiger Stephan/Jürgen Winkler (Hrsg.): Die SED. Geschichte, Organisation, Politik. Ein Handbuch, Berlin 1997, S.1005.

52 Unter Berufung auf Zeitzeugenberichte charakterisieren die seit 1990 entstandenen Arbeiten einhellig die Aktion als eine Kampagne politischen Drucks. Siehe vor allem die aus dem eigenen Miterleben verfassten Darstellungen: Gerhard Breitschuh u. a.: Thüringer Landwirtschaft zwischen 2. Weltkrieg und Wiedervereinigung, Jena 1999, S.26-28 (S.163f. Selbstzeugnis eines als Agitator eingesetzten MTS-Agronomen); Gerhard Krenz: Notizen zur Landwirtschaftsentwicklung in den Jahren 1945-1990. Erinnerungen und Bekenntnisse eines Zeitzeugen aus dem Bezirk Neubrandenburg, Schwerin 1996, S.70-73; Manfred Kipping: Die Bauern in Oberwiera. Landwirtschaft im Sächsisch-Thüringischen 1945 bis 1990, 2. korrigierte Auflage, Beucha 2000, S.92-104. Hartwig Prange berichtet die Schicksale von sechs Bauern in der Altmark (S.189-230) und teilt die Aussagen befragter Tierärzte mit (S.233-235); Hartwig Prange: Bauernschicksale. Die Landwirtschaft im Osten Deutschlands seit dem 2. Weltkrieg, 2. Auflage, Döbel 2007.

griffen und Verhaftungen. Bauern erlitten Nervenzusammenbrüche. Es gibt auch – allerdings bisher nicht überprüfte – Meldungen, dass Bauern ihrem Leben ein Ende setzten.⁵³

Die eklatante Negierung des durchgängig seit 1952 deklarierten Freiwilligkeitsprinzips – ganz abgesehen von gesetzeswidrigen Zwangsmethoden – bedarf einer Erklärung.

Bei der Bildung von LPG gab es entgegen offizieller Bekundungen immer wieder heftige Verletzungen des Prinzips, insbesondere im 1. Halbjahr 1953 und auch 1958. Im Dezember 1959 setzte sich Walter Ulbricht mit „Überspitzungen“ auseinander. Er kritisierte den Kreis Riesa: Dort habe man die LPG-Entwicklung bisher dem „Selbstlauf überlassen“ und dann binnen zehn Tagen Versäumtes mittels einer „administrativen Arbeitsweise“ nachholen wollen, und er zitierte die selbstkritische Aussage der Kreisleitung Nebra, „daß hier und da einige Fehler und Überspitzungen vorgekommen sind.“⁵⁴ Auf dem 7. Plenum wies auch Ministerpräsident Otto Grotewohl nachdrücklich auf die Einhaltung des Freiwilligkeitsprinzips hin. Der Negativwirkungen eines Negierens dieses Prinzips war sich die Parteispitze bewusst: „Überspitzte Arbeitsmethoden können dem neuen Aufschwung der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft nur Schaden zufügen, und wir dürfen sie deshalb nirgends dulden“, so der SED-Generalsekretär auf der 7. ZK-Tagung.⁵⁵

53 Prange, Bauernschicksale, S.235, nach der systematischen Befragung von Tierärzten: „Zwei Tierärzte hatten von Selbstmorden gehört, und drei weitere Praktiker berichteten über Selbsttötungen bekannter Bauern in Weiden (1959), bei Stralsund (1960) und in Hirschroda (1960). Natürlich müssen derartige Aussagen mit Vorsicht bewertet werden, da die Zusammenhänge nicht bekannt sind. Gesundheitliche Folgen der Bedrängung wurden jedoch häufiger beobachtet, zwei Tierärzte haben darüber berichtet.“ Jörg Gerke referiert unkommentiert und ohne Quellennachweis die Behauptung von Kurt-Henning Klamroth, Präsident des Deutschen Bauernbundes, im Zusammenhang mit Repressivakten bei der LPG-Bildung hätten sich mindestens 5.000 Bauern das Leben genommen. (Siehe Jörg Gerke: Nehmt und euch wird gegeben. Das ostdeutsche Agrarkartell. Bauern legen für neuen Großgrundbesitz und Agrarindustrie, Hamm 2008, S.98.) Bei der Veranstaltung des Deutschen Bauernbundes in Gegenwart von Klamroth bei der Enthüllung eines „Denkmals für die Opfer der Zwangskollektivierung“ am 25.4.2010 in Kyritz wurde von 200 Selbstmorden gesprochen. (Siehe Bericht der „Märkischen Allgemeinen Zeitung“ vom 26.4.2010) Der Deutsche Bauernbund – der CDU nahestehend – vertritt vor allem sogenannte Wiedereinrichter und entstand als Gegenorganisation zum Deutschen Bauernverband.

54 Ulbricht, Bauernbefreiung, Bd. II, S.906, 946.

55 Ebenda, S.906. Ähnlich hatte sich Ulbricht schon auf der VI. LPG-Konferenz am 20.2.1959 geäußert, als er die Praxis „einige[r] Mitarbeiter des Staatsapparates, der MTS und auch von Parteiorganen“ kritisierte, „die sozialistische Umgestaltung durch formal-administrative Methoden voranzubringen“, Prozentsätze festzulegen und Druck auszuüben und auch „an Stelle geduldiger Überzeugungsarbeit Drohungen auszusprechen“. Ebenda, S.774f.

Warum aber wurde die offensichtlich massive Verletzung des Freiwilligkeitsprinzips 1960 nicht geahndet – trotz der sonst streng durchgesetzten Pflicht zur Beschlussstreue? Hier ist festzustellen: Es gab weder einen ZK- noch einen Politbürobeschluss, den Übergang der Bauern in die Genossenschaften so zu beschleunigen, dass noch im Frühjahr 1960 die Vollgenossenschaftlichkeit erreicht werden kann. Von den zwei agrarpolitischen Linien, die im Januar 1960 in der Parteiführung bestanden, setzte sich die Linie des Generalsekretärs durch. Da die objektiven wie subjektiven Voraussetzungen für den freiwilligen Eintritt fehlten, konnte die Vollgenossenschaftlichkeit nur durch politischen Druck erreicht werden. Walter Ulbricht nahm also bewusst die Negativwirkungen in Kauf. Warum? Aus den bisher zugänglichen Dokumenten ist eine plausible Erklärung nicht zu entnehmen. Verhandlungsprotokolle wurden bei den Politbürositzungen nicht geführt. Zeugenberichte aus dem inneren Machtzirkel sind nicht bekannt. So sind zunächst nur Deduktionen möglich. Offensichtlich folgte der Kreis um den Generalsekretär aus den Erfolgen einiger Kreise, vor allem Eilenburg, es sei möglich, die wirtschaftsstarken Mittelbauern trotz ihrer gegenwärtigen Interessenlage, gesellschaftspolitischen Einstellung und Traditionsgebundenheit durch die Wucht einer breiten massenpolitischen Kampagne umgehend für die LPG zu gewinnen. Vielleicht fürchtete man einen Stillstand wie im ersten Halbjahr 1959, sofern man nicht in die Offensive ging. Zudem sah man – wie auch nachträglich mitgeteilt – Gründe, so rasch wie möglich zu handeln, um dem „Gegner“, den Regierenden in Bonn, keinen Spielraum für eine Einmischung zu geben. Wahrscheinlich wollte man vor dem Pariser Gipfeltreffen unverrückbare Tatsachen schaffen. Ein Journalist erfasste in der Geschichtsdebatte anlässlich des 50. Jahrestages der Kampagne intuitiv, was den Entscheidungsträgern damals wohl durch den Kopf ging: die Bauern zu ihrem Glück zu zwingen.⁵⁶ So oder so, der in der Schlussphase der LPG-Bildung ausgeübte politische Druck war ein Fall diktatorischer Herrschaftspraxis.

Die Quellen sprechen eine deutliche Sprache:

In einem familiären Brief schrieb Sophie Krzykus aus Schönewalde im Kreis Grimmen Ende Februar 1960: „Heute morgen schreibe ich Euch aus einem besonderen Grund. Ich weiß ja nicht, wie es in Eurem Bezirk aussieht. Hier haben sie sich ja vorgenommen, alle in die LPG zu bekommen und am liebsten noch im März. Ihr müßtet einmal durch die Dörfer gehen, überall verstörte Gesichter, und die Tränen, die in dieser Zeit geweint werden, kann keiner zählen. Ich habe mich wieder zusammengerissen wegen Vater, er sah so elend aus. Die Grimmer Polizei hat sich das Ziel gesetzt, die Schönewalder zu übertölpeln – Verzeihung: zu überzeugen. Im ganzen Februar haben wir keine Ruhe mehr bekommen. Wenn sie Sonntags mit 18 Mann ankommen, will das schon was heißen. Gestern Abend waren sie wieder bei uns. Ihr braucht aber nicht zu

56 Siehe Andreas Fritsche: Zum Glück in die LPG gezwungen, in: Neues Deutschland, 16.4.2010 (Artikel mit Blick auf die Doppelveranstaltung von Rosa-Luxemburg-Stiftung und dem Bauernbund am 24./25.4.2010 in Kyritz).

fürchten, daß wir was Unrechtes sagen. Vater hat ihnen gesagt, wenn ihn einer überzeugen könnte, dann hätten es seine Schwiegersöhne längst getan, aber es ist nicht so leicht, sondern furchtbar schwer, den Schritt zu gehen. Am meisten graut uns ja vor der Uneinigkeit und vor denen, die saufen, anstatt zu arbeiten Nun komme ich zu meiner Frage, mein lieber Junge [...] Hier wird erzählt, daß in Gemeinden, wo sich noch ein paar Bauern gewehrt haben, ihnen die Ablieferungsbescheide zerrissen wurden und sie neue bekommen haben. Danach soll von dem ganzen Marktaufkommen 70 Prozent aufs Soll gehen und nur 30 Prozent auf freie Spitzen. Ist das möglich? Wie wird es in der LPG mit den freien Spitzen sein? Aus diesem Grund haben sich schon mehrere bereden lassen zum Eintritt in die LPG. Sie sagen, wenn sie uns die Preise so machen, haben wir doch nichts mehr. Soviel ich weiß, haben sich nun schon 12 von den 18 Bauern unseres Dorfes bereit erklärt, in die LPG einzutreten, übrigens fürs erste noch in Typ I.⁵⁷

In seinem Zeitzeugenbericht beschreibt der ehemalige Sekretär des Rates des Kreises Glauchau, wie er mit Funktionären und 85 Betriebsarbeitern wochenlang in vier Gemeinden eingesetzt war: Zu jedem Gehöft gingen zwei Mann, zunächst fanden Gespräche mit dem „Milchkönig“ und einem renommierten Schweinezüchter statt; nach einer Woche erfolgten die ersten Unterschriften, zugleich gab es Verunsicherung bei anderen; endlich führte man Diskussionen über das Wie; nach drei Monaten waren alle in der LPG.⁵⁸

Ein Diplomlandwirt berichtete von seinem Einsatz als Mitarbeiter der SED-Bezirksleitung Leipzig, eine Bauernfamilie sei 18-mal aufgesucht worden, bis der Bauer die Unterschrift gab.⁵⁹ Man fragt sich: Zeugt dies vom Bemühen, geduldig zu überzeugen, oder handelt es sich auch hier um massiven Druck?

Im „Weißbuch“ der Bundesregierung vom April 1960 sind Dutzende von Berichten geflüchteter Bauern abgedruckt. Zum Beispiel schilderte Richard Vorrath aus Paulinenaue im Kreis Nauen, dass es zu massiver Nötigung kam: „Was aber jetzt die Werbekolonnen mit uns machten, dem konnte kein Widerstand entgegengesetzt werden. Einige Bauern und ich haben sich widersetzt. Nunmehr wurden unsere Namen einen ganzen Tag lang dauernd durch Lautsprecher verkündet, und wir wurden als Staatsfeinde erklärt.“⁶⁰ Ein großbäuerlicher Unternehmer – spezialisiert auf die lukrative Saatgutvermehrung – wurde mit dem Angebot gelockt, den Vorsitz in der LPG zu übernehmen. Wenn er einträte, würden 90

57 Erika Sophie Schwarz: Von ganzem Herzen Bäuerin. Eine Familien- und Dorfchronik in Briefen, geschrieben von 1952 bis 1993, Schwerin 1999, S.75.

58 Siehe Kipping, Bauern in Oberwiera, S.99f.

59 Siehe Walter Theile: Auch zwei Tage Mist fahren gehörte zur Agitation, in: Siegfried Kuntsche u. a. (Hrsg.): Wie wir angefangen haben. Erinnerungen, Berlin 1985, S.266-269, hier S.268.

60 Die Zwangskollektivierung des selbständigen Bauernstandes in Mitteldeutschland, hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn-Berlin 1960, S.39. Ein Prüfen der Berichte wäre erst möglich, wenn die Akten des Auffanglagers für DDR-Flüchtige in Berlin-Marienfelde freigegeben sind.

Prozent der Bauern folgen. Die Agitatoren sagten den Bauern: „Wenn ihr heute nicht kommt, so kommt ihr morgen, und wenn ihr morgen nicht kommt, so kommt ihr übermorgen, aber kommen tut ihr auf jeden Fall.“⁶¹

Obwohl es sich bei der „von oben“ durchgesetzten Zusammenführung aller Bauern in Genossenschaften um eine der tiefsten Umformungen in der DDR-Geschichte handelte, gibt es bisher nur beschreibende Darstellungen. Eine komplexe politik-, wirtschaf- und sozialhistorische Analyse fehlt. Es liegen zwar regionale und dorfbezogene Darstellungen vor, aber nur wenige Falluntersuchungen und Mentalitätsanalysen. Mit einer Studie zum Verhalten der Bauern im thüringischen Niederzimmern und der sozioökonomischen Recherche zu den Nebenerwerbsbauern in der Niederlausitz sind methodische Wege vorgezeichnet.⁶² Eine Synthetisierung aus den sehr verstreut publizierten Zeitzeugen- und Betroffenenberichten böte ebenfalls Zugangsmöglichkeiten zu einer differenzierenden konkret-historischen Analyse. Vermutlich verlief die Gewinnung zögernder Einzelbauern in zahlreichen Dörfern weniger konfliktvoll, als es bisher den Anschein hat.⁶³ Neubauern fiel die Entscheidung leichter als Altbauern in

61 Ebenda, S.55: Herbert Lühmann aus Gumtow, Kreis Kyritz.

62 Siehe Antonia Maria Humm: *Auf dem Weg zum sozialistischen Dorf? Zum Wandel der dörflichen Lebenswelt in der DDR und der BRD 1952-1969*, Göttingen 1999 (siehe auch zusammenfassend: *Wandel der bäuerlichen Lebenswelt im Kollektivierungsprozess. Reaktionen und Handlungsstrategien in Niederzimmern*, in: *Agrargenossenschaften in Vergangenheit und Gegenwart*, Rostock 2004, S.102-107); Christel Nehrig: *Industriearbeiter im dörflichen Milieu. Eine Studie zur Sozialgeschichte der Niederlausitzer Nebenerwerbsbauern von 1945-1965*, in: Peter Hübner (Hrsg.): *Niederlausitzer Industriearbeiter 1935 bis 1970*, Berlin 1995, S.167-191. Außer den bereits erwähnten Titeln siehe Eva-Marie Elsner/Monika Zielke: *Vierzig Jahre in der Neuen Zeit. 40 Jahre LPG Hohenfelde*, Bad Doberan o. J., und Jürgen Gruhle: *Ohne Gott und Sonnenschein [bringen wir die Ernte ein – Bezirk Erfurt, mit vielen Quellenausügen]*, Nauendorf (Selbstverlag) 2000, S.150-209. Fundiertes Faktenmaterial mit Zeitzeugenberichten ist auch in älteren regionalgeschichtlichen Darstellungen zu finden: Harri Eisenächer u. a.: *Chronik unserer Fiendörfer Tucheim und Paplitz*, Magdeburg 1975; Herbert Homfeld: *Die Lüssower. Geschichte und Geschichten eines mecklenburgischen Landstrichs*, Rostock 1987; Karl Heinz Kowarsch: *Der Schritt vom Ich zum Wir in der Landwirtschaft des Bezirkes Rostock 1952-1960*, Rostock 1986 (auf der Basis seiner unveröffentlichten Dissertation 1965); Siegfried Münzner: *Die Entwicklung der sozialistischen Landwirtschaft im Kreis Spremberg*, Abschnitt II: *Das Jahr 1960*, Spremberg 1980; Hans-Georg Wilhelm: *Entscheidung für den Sozialismus. Voraussetzungen und Verlauf des Übergangs zu LPG im Bezirk Neubrandenburg von 1952 bis 1960*, Neubrandenburg 1973; Hans-Jürgen Rach: *Zur Lebensweise und Kultur der Bauern von 1945 bis zum Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse*, in: ders./Bernhard Weissel/Hainer Plaul (Hrsg.): *Die werktätige Dorfbewölkerung in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der 60er Jahre*, Berlin 1986, S.17-103, insbes. S.92-99.

63 Siehe den Erinnerungsbericht von Kurt Scholz über die Bildung einer LPG Typ I in Hohenzieritz, Kreis Neustrelitz: „Wir Bauern, die wir als ‚harter Kern‘ bis in jene Tage im Frühjahr 1960 durchgehalten hatten, verstanden uns gut und waren uns durchaus darüber einig, daß die Parteibeschlüsse zur ‚sozialistischen Umgestaltung‘ ernst zu nehmen wären,

jahrhundertelanger Erbfolge. Unterschiedlich verhielten sich wohl im gleichen Dorf kleinere und größere Bauern mit Flächen unter der berüchtigten 20-Hektar-Grenze. Hartnäckiges Sträuben ging in der Regel von Mittelbauern mit mehr als 15 Hektar aus, die mit fremden Arbeitskräften eine auf Saatvermehrung, Spezialkulturen und Leistungsviehzucht ausgerichtete Intensivwirtschaft betrieben. Ihre neue Meinungsführerschaft im Dorf nutzten sie vielfach, um andere im Widerstreben zu bekräftigen, wie insbesondere auch Flüchtlingsberichte erkennen lassen. Offenbar zeigte sich im ostdeutschen Dorf die bekannte Tatsache eines unterschiedlichen Verhaltens von bäuerlichen Familienbetrieben zur Sicherung des Lebensunterhalts einerseits und gewinnorientierten Betrieben andererseits. Regional bekannte Großbauern hielten sich wegen der Erfahrungen seit 1950 zumeist mit Stellungnahmen zurück. Bäuerinnen zeigten oft früher Verständnis für die LPG als ihre Männer.

Die Bezeichnung „sozialistischer Frühling“ erscheint angesichts der geschilderten Tatsachen als ein euphemistisches Konstrukt der Propagandisten. „Rauhreif“ habe sich über die ostdeutschen Dörfer gelegt – so der Parteivorstand der westdeutschen Sozialdemokratie.⁶⁴ Die Wortprägung „Zwangskollektivierung“ für den Gesamtprozess der LPG-Bildung ist dennoch prinzipiell als pauschalisierend abzulehnen. Vor allem aber: Sie entstand als Kampfformel im Kalten Krieg. Auch über die griffige Benennung „Kollektivierung“, die aus dem gleichen dunklen Grund kommt, sollte nachgedacht werden. Sie assoziiert eine Parallele zum Gewaltprozess in der Sowjetunion.

Als Folgen einer Kapitulation der Bauern vor der Staatsmacht⁶⁵ stiegen 1960 wiederum die Zahlen der Republikflucht.⁶⁶ Es gab offenbar einen Zusammenhang zwischen politischem Druck zur LPG-Bildung und Flucht. 1953 verlor die DDR 11.613 Personen aus dem Bauernstand. Während des „Neuen Kurses“ 1954/55 lag das Level weit darunter, stieg dann 1956/57 etwas an, um schließlich 1958 und 1959 auf Werte unter 1.700 abzusinken. 1960 waren es 5.637 und 1961 nochmals 4.335 Personen, die der DDR den Rücken kehrten. Gezählt sind je-

es also keine Alternative zur LPG gäbe, außer man entschlosse sich, in die BRD abzuhausen. So hielten 17 Familien Rat und kamen zum Ergebnis, als neu gegründete LPG Typ I müssten wir das eigentlich packen, wenn wir so engagiert weiter arbeiten würden wie bisher. An dieser unserer Entscheidung hatte das ‚Revolutionskomitee‘ der Kreisleitung der SED den geringsten Anteil! Wir kamen also zusammen, man unterstützte uns bei der Erledigung der Gründungsformalitäten.“ Zit. nach: Krenz, Erinnerungen, S.73.

64 Die Welt (Hamburg), 22.3.1960: Appell des SPD-Parteivorstands.

65 Zu den unmittelbaren Folgen siehe Dieter Schulz: „Kapitalistische Länder überflügeln“. Die DDR-Bauern in der SED-Politik des ökonomischen Wettbewerbs mit der Bundesrepublik von 1956 bis 1961, Berlin 1994 (Hefte zur ddr-Geschichte Nr. 16), S.39-45 (Kapitel „Die Labilitätsphase der dekretierten LPG und der Rückschlag für die Landwirtschaft der DDR“).

66 Siehe Damian van Melis/Henrik Bispinck: „Republikflucht“. Flucht und Abwanderung aus der SBZ/DDR 1945 bis 1961, München 2006, Tabelle 3 (S.256f.). Analyse auf noch beschränkter Quellenbasis (S.79-82).

weils die Hofbesitzer mit ihren Familienangehörigen. Insgesamt verließen 40.045 Personen aus bäuerlichen Familien zwischen 1952 und 1961 den ostdeutschen Staat. Gemessen an der Gesamtzahl der Abgewanderten und Flüchtigen war der bäuerliche Anteil allerdings mit 1,6 Prozent weit unterproportional. Hier ist die Sesshaftigkeit von Bauernfamilien zu bedenken. Eine Analyse für 1960/61 sagt hinsichtlich der Flucht aus der DDR aus: „Fast ausnahmslos waren es wirtschaftsstarke Bauern, die im Dorf allgemein als ‚reiche Bauern‘ betrachtet wurden.“⁶⁷ Anders als 1952/53 konnten nur die wenigsten Bauern 1960 die Hoffnung hegen, in der westdeutschen Landwirtschaft wieder eine selbstständige Existenz aufbauen zu können. Es reizten jedoch erhebliche Ausgleichszahlungen im Rahmen des Lastenausgleichs in der BRD und die vorteilhafte Anerkennung als politischer Flüchtling.⁶⁸

Widerstrebendes Verhalten zeigte sich bei der Beschlussfassung zum Statut der neu gegründeten LPG. Man verlangte, den Passus über den freiwilligen Beitritt zu streichen. Die Aufnahme der gemeinsamen Arbeit wurde vielerorts hinausgezögert – vor allem in den Südbezirken mit seinen altbäuerlichen Strukturen.⁶⁹ Der Slogan „LPG Typ I – jeder macht Seins“ machte die Runde. Viele vernachlässigten die genossenschaftliche Arbeit zugunsten ihrer individuellen Viehhaltung. Rückschläge in den Produktionsleistungen 1961 und 1962⁷⁰ waren nicht nur den gravierenden Witterungsunbilden und der betriebswirtschaftlichen Umstellung geschuldet, sondern deuteten auch auf mangelndes Engagement hin. Es gab Austritte aus der Genossenschaft. Erst nach der Grenzenabriegelung am 13. August 1961 endete die Labilitätsphase.⁷¹ Man wusste nun, man muss mit der LPG leben. 1963 zeigten sich deutliche Tendenzen einer Stabilisierung.⁷²

67 BArch, DY 30 IV 2/7/120, Bl. 21: Information der Abteilung Landwirtschaft (Bruno Kiesler) an das Sekretariat des ZK der SED zur Republikflucht, 1.6.61.

68 Ebenda, Bl. 24. Gemäß der 14. Novellierung des Gesetzes mit Rückwirkungsklausel bis 1952 erhielten beispielsweise Flüchtige, die Werte von 21 bis 50 Tausend Mark zurückgelassen hatten, 40 Prozent des Wertes in Mark der Bundesrepublik ausgezahlt und noch weitere Zuwendungen. Siehe auch Reichelt, Blockflöten, S.181f.

69 Siehe als extremes Beispiel eine „Information über die Durchsetzung der guten genossenschaftlichen Arbeit in den LPG Typ I im Bezirk Dresden“ vom 1.6.1962 (BArch, DY 30 IV 2/7/376): „Gegenüber 1961 hat sich in den LPG Typ I die genossenschaftliche Arbeit im Jahre 1962 verbessert. Bis zur Herbstbestellung 1961 haben noch eine ganze Reihe Bauern individuell gewirtschaftet. Es zeigte sich aber in der Frühjahrsbestellung, daß die Durchsetzung der genossenschaftlichen Arbeit in der Masse der LPG Typ I große Mängel aufweist. Die Zusammenlegung der Flächen erfolgte nur formal. Größere Schläge wurden geschaffen, indem eine Schlagzusammenlegung innerhalb der alten Betriebsgrenzen erfolgte. In einer Vielzahl von LPG Typ I wird nur auf den Getreide-, Kartoffel-, Zuckerrüben- und Ölfruchtflächen genossenschaftlich gewirtschaftet.“

70 Siehe detaillierte Beschreibung bei Matschke, Entwicklung der Agrarpolitik, S.95-119.

71 „Unter dem größeren Teil der schwankenden Bauern, vor allem in LPG Typ I, wurde bei einem Teil – vor allem durch die Auseinandersetzungen über die sozialistische Perspektive unserer Republik, über die Entwicklung und Festigung der LPG und das Kräfteverhältnis in der Welt und in Deutschland – Klarheit darüber geschaffen, daß ein Austritt

6. Die Langzeitwirkungen

1960 vor den Kopf gestoßen, fanden Zehntausende neue LPG-Mitglieder erst dann eine positive Einstellung zur LPG, als sie an deren Gestaltung teilhatten und Erfolge spürten.

Nach einer Konsolidierungsphase setzte 1965 ein Produktionsanstieg ein. Schon 1969 stellte der Forschungsbeirat beim Bundesministerium fest, „daß die mitteldeutsche [sic!] Landwirtschaft heute in der Lage ist, die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu befriedigen. Bei allen Produkten hat eine Ertragssteigerung stattgefunden [...] Selbst wenn in absehbarer Zeit das durchschnittliche Ertragsniveau der Bundesrepublik nicht erreicht werden sollte, wird die ‚DDR‘ [sic!] doch bald vor dem Problem der Überschußproduktion stehen.“⁷³ Die Ertragssteigerung war einerseits durch die erhebliche Verbesserung der materiell-technischen Produktionsgrundlagen mittels zugeführter Produktionsmittel aus der Industrie möglich. Andererseits wirkte sich die Qualifizierung der betrieblichen Planung und Leitung dank der eingesetzten Fach- und Hochschulkaader aus. Und schließlich verbanden die für die Landwirtschaft spezifischen ökonomischen Hebel des Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung (NÖSPL) einschließlich des neuen Preissystems für Agrarerzeugnisse die gesamtgesellschaftlichen direkter mit betrieblichen und persönlichen Interessen und gaben starke Impulse für eine Leistungssteigerung. Die Bauern merkten, dass sich intensive Arbeit lohnt. In der zweiten Hälfte der 60er-Jahre zeigte sich ein Wachstumstempo, wie es in der DDR zu keinem Zeitpunkt vorher gegeben war und nachfolgend auch nicht wieder erreicht wurde.⁷⁴ Entsprechend den Leistungen stieg das familiäre Einkommen, wozu die individuelle Nebengewirtschaft nicht unwesentlich beitrug. Die genossenschaftlichen Fonds wuchsen und

aus den LPG und eine Auflösung von Genossenschaften nicht möglich ist, sondern alles getan werden muß, um eine gute genossenschaftliche Arbeit zu organisieren. Dabei haben vor allem die Maßnahmen vom 13. August zur Festigung größerer Teile schwankender Bauern beigetragen.“ So eine Wertung im Bericht des Landwirtschaftsministers vom 17.9.61: BArch, DY 30 IV 2/7/376, Bl. 66.

72 So auch der deutsch-amerikanische Volkswirtschaftler Hans Apel. Siehe Hans Apel: Ohne Begleiter unterwegs. 287 Gespräche jenseits der Zonengrenze, Köln 1965, bes. S.108-123.

73 Fünfter Tätigkeitsbericht 1965/1969, S.266. Es darf aber nicht übersehen werden, dass die Tierproduktion bereits seit Mitte der 50er-Jahre in einem erheblichen Maße auf Getreideimporten beruhte. 1960 waren es 2.164 Kilotonnen, 1961 bis 1965 1.632 Kilotonnen und 1966 bis 1970 2.208 Kilotonnen Getreide durchschnittlich. Siehe Siegfried Kuntsche: Landwirtschaft 1978. Analyse mit dem Blick vor allem auf die Störungen im Zusammenwirken von Pflanzen- und Tierproduktion, in: Siegfried Prokop (Hrsg.): Der versäumte Paradigmenwechsel, Schkeuditz 2008, S.152-170, hier S.307.

74 Siehe Siegfried Kuntsche: Der historische Prozess der Intensivierung in der Landwirtschaft der DDR und seine Darstellung in der Betriebsgeschichte, in: 1. Tagung der Fachkommission Agrare Betriebsgeschichte der Historiker-Gesellschaft der DDR vom 12. bis 14. November 1987 in Neubrandenburg, Berlin o. J., S.32-37.

damit auch die Möglichkeiten zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen.

Durch die Bauernkongresse auf Kreis-, Bezirks- und Republik-Ebene und die Wahl von Landwirtschaftsräten mit Beschlusskompetenz fühlten sich LPG-Bauern in agrarwirtschaftliche Entscheidungen einbezogen.⁷⁵ In den Genossenschaften selbst erfuhren viele den Nutzen genossenschaftlicher Selbstbestimmung in dem Maße, wie Statut und Betriebsordnung zur Wirkung kamen und sich durch die betriebliche Rechnungsführung mit Brigadeabrechnung das Leistungsprinzip durchsetzte. Schließlich erhöhte sich dank Qualifizierung sprunghaft das berufliche Können, wuchsen gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein und Selbstvertrauen. Die jährliche agra in Leipzig-Markkleeberg wurde zum Anziehungspunkt für viele Genossenschaftsbauern – nicht nur wegen Bier, Bockwurst und Kabarett. Auf der Basis der genossenschaftlichen Arbeit und gemeinsamer Erlebnisse entwickelten sich neue zwischenmenschliche Beziehungen.

Was die Schriftstellerin Anna Seghers in ihrer Paten-LPG Jeggel, Kreis Seehausen, schon 1961 beobachtete, trat in den meisten Dörfern in den späten 60er-Jahren deutlich hervor: „Die Aufgaben, die sich die Leute von Jeggel vor längerer Zeit gestellt hatten, haben sie inzwischen fast alle erfüllt. Sie haben aus eigener Kraft Ställe gebaut, eine Nachbarin, die inzwischen in die LPG eintrat, hat eine große Geflügelzucht übernommen, usw. usw. Viele Dinge könnte ich aufzählen, die man mir erklärt hat, unterlasse es aber, da ich nur durch Erklärungen diese Dinge verstehen kann. Als Schriftsteller habe ich zu meinem Erstaunen und meiner Freude auch in der kurzen Zeit rasch wahrgenommen, was für eine Veränderung inzwischen mit einigen Menschen vor sich gegangen ist.“⁷⁶

An vielen Stellen traten durch Maschineneinsatz Arbeitserleichterungen ein. Erstmals in ihrem Leben hatten Bauern und Bäuerinnen Urlaub und eine geregelte Arbeitszeit. Kindergärten, Gemeinschaftsküchen, Dienstleistungseinrichtungen u. a. verbesserten ihre Lebenslage. Der Eigenheimbau auf dem Lande nahm schwunghaften Aufstieg.

Alles in allem: Man sah in den meisten Dörfern, dass es vorwärtsging. Die SED gewann Vertrauen zurück. Erfolgserlebnisse überlagerten nun die Schrecknisse von 1960. Die meisten wollten nicht mehr an ihre schmerzlichen Erlebnisse erinnert werden. Nicht wenige fragten sich, weshalb sie sich damals so vehement gegen die LPG gewehrt hatten. „Abgesehen von ein oder zwei Ausnahmen, möchte von unseren Mitgliedern bestimmt keiner mehr zurück auf seinen eigenen Hof. Dort hat doch die Arbeit nie aufgehört, und soviel wie jetzt haben die meisten früher nie verdient“, so die Beobachtungen des Melkers einer LPG Typ

75 Siehe Hans Luft: Agrargenossenschaften gestern, heute und morgen (Hefte zur ddr-Geschichte Nr. 50), Berlin 1998, S.22-27, 35-38.

76 BArch, DY 30 IV 2/7/358, Bl. 19: Schreiben an den ZK-Sekretär Gerhard Grüneberg vom 20.3.61 zur Weiterleitung einer Eingabe der LPG.

III bei Peitz bei einer Befragung durch einen amerikanisch-westdeutschen Volkswirtschaftler.⁷⁷

Was sagen Zeitzeugen heute? Spricht man mit früheren Genossenschaftsbauern, so sagen die meisten: Der genossenschaftliche Weg war richtig. Die Bejahung ist allerdings bei Menschen aus einem ehemals großbäuerlichen Milieu nicht so eindeutig wie bei anderen. Bei einer systematischen Zeitzeugenbefragung in Wittenberg und Umgebung äußerte Elli I. Mitte der 90er-Jahre: „Wir mussten ja als Einzelbauern auch von früh bis abends arbeiten. 1957 ist meine Tochter zu früh jeborn, weil ich meinem Mann jeholfen hatte, 30 Sack Kalk mit aufjeladen. Das brauchten wir nich mehr in der Genossenschaft. Wir sind denn nachher auch in de Jenossenschaft einjetreten, und denn hab ich mir nach Jahren jesacht, meine Güte, wie dumm bist de denn man jewesen?! Du kannst jar nich besser leben als da. Die Arbeit wurde leichter. Wir hatten ärztliche Betreuung, da konnte jede Frau zum Arzt gehen, hatten Haushaltstag und Urlaub. Wenn ich so zurückdenke: Ich bin nich freiwillig in de Genossenschaft jegang’n, aber es waren meine besten Jahre.“⁷⁸ Die positive Einstellung zur LPG verbindet sich zumeist mit einer Kritik an der Mangelwirtschaft, vor allem aber am staatlichen Dirigismus und Diktat von Parteileitungen sowie an der in den 70er-Jahren administrierten betrieblichen Trennung von Pflanzen- und Tierproduktion.

77 Siehe Apel, Ohne Begleiter, S.118. Die bei vielen Gesprächen erfragten Einkommensverhältnisse bestätigen den letzten Teil der Aussage – abgesehen von Angaben ehemaliger Großbauern.

78 Zit. nach Christel Panzig: Frauen auf die Traktoren oder in den Kälberstall? Chancen und Defizite beruflicher Entwicklung von Frauen in den LPG, in: Buchsteiner/Kuntsche (Hrsg.), Agrargenossenschaften, S.123-133, hier S.132f.

Die polnische Krise 1970/71¹

Christa Hübner

Am Morgen des 14. Dezember 1970 traten etwa 60 Beschäftigte zweier Abteilungen der „Lenin-Werft“ in Gdańsk aus Protest gegen eine drohende Erhöhung der Verbraucherpreise in den Streik. Schnell breitete sich der Ausstand in der Werft aus und erfasste bald andere Betriebe der Stadt. Auch in anderen Orten an der Ostseeküste kam es zu Arbeitsniederlegungen. Die Streiks wurden von der Staatsmacht niedergeschlagen, sie führten aber auch zum Rücktritt des Ersten Sekretärs der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (Polska Zjednoczona Partia Robotnicza; PVAP) Władysław Gomułka und zur Installierung einer neuen Parteiführung unter Edward Gierek. Die nach 1990 begonnene juristische Aufarbeitung der als „polnische Dezemberkrise“ in die Geschichte eingegangenen Ereignisse vor vier Jahrzehnten dauert bis heute an.

Krisenauflöser „Preisoperation“

Den unmittelbaren Anlass für die Streiks an der Küste boten Preisänderungen für mehr als 40 Produkte, vor allem Lebensmittel. Eine Anhebung der Preise erfolgte unter anderem bei Fleisch, Mehl, Milch (für die Winterzeit), Fisch, Obstprodukten, Kohle und Koks sowie bei verschiedenen Textilien. Als „Rekompensation“ sollten die Preise für einige industrielle Konsumgüter, zum Beispiel Kunstfasergewebe und -schuhe, Wirkwaren, Fernseher, Tonbandgeräte, Radios, Kühlschränke, Waschmaschinen, Staubsauger, Nähmaschinen, Arznei- und Waschmittel, gesenkt werden. Doch stiegen die Preise um 13 bis 30 Prozent, während die Preissenkungen nur etwa fünf bis zehn Prozent ausmachten. Unterm Strich bedeutete das einen deutlichen Anstieg der Lebenshaltungskosten. Davon waren vor allem materiell schlechter gestellte Familien betroffen, denn bei ihnen machten Lebensmittel einen besonders hohen Anteil am Haushaltsbudget aus.

Den Beschluss zu der „Preisoperation“² vom Dezember 1970 hatte formal der polnische Ministerrat am 12. des Monats gefasst,³ doch war die eigentliche Entscheidung schon zuvor im PVAP-Politbüro gefallen. Wann die Vorbereitungen dazu begannen, ist unklar.⁴ Vieles spricht aber dafür, dass dies, wie der für Polen

1 Der nachfolgende Aufsatz basiert auf: Peter Hübner/Christa Hübner: Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968-1976. Mit einem Beitrag von Christoph Boyer zur Tschechoslowakei, Köln-Weimar-Wien 2008, bes. Kap. 5, S.133-194.

2 Jerzy Eisler: Grudzień 1970: geneza, przebieg, konsekwencje [Dezember 1970: Genese, Verlauf, Konsequenzen], Warszawa 2000, S.78.

3 Siehe Andrzej Paczkowski: Pół wieku dziejów Polski (1939-1989) [Ein halbes Jahrhundert der Geschichte Polens (1939-1989)], Warszawa 3. Aufl. 1998, S.384.

4 Siehe Eisler, Grudzień, S.71-73.

Zuständige im ZK der KPdSU, Piotr Kostikow, in seinen Erinnerungen schreibt, systematisch und im Stillen seit 1969 erfolgte.⁵

Die Vorbereitungen zur Preismaßnahme fanden vor dem Hintergrund einer Wirtschaftsreform statt, die ebenfalls 1969 in Angriff genommen worden war. Sie erinnerte in gewisser Weise an die „Strukturpolitik“ Walter Ulbrichts in der DDR.⁶ Die polnische Reform zielte auf eine Politik des „selektiven Wachstums“, bei der die Investitionsmittel auf Wirtschaftszweige konzentriert werden sollten, die als Träger des technischen Fortschritts galten. Ein Bestandteil war auch die Einführung eines neuen „Systems der materiellen Interessiertheit“, dessen Umsetzung nach Konzeptionsstadium und den nötigen organisatorischen Maßnahmen mit dem Beginn des neuen Fünfjahrplans 1971 bis 1975 vorgesehen war. Da das neue „System der materiellen Interessiertheit“ und die Wirtschaftsreform insgesamt die Gefahr sinkender Reallöhne in sich bargen, wurden sie in den Betrieben „allgemein für einen weiteren Versuch gehalten, die Ausbeutung der Arbeiterklasse ohne entsprechende finanzielle Rekompensationen zu steigern.“⁷ Die Vorbereitungsarbeiten für die Preisänderungen liefen also mit denen zur Wirtschaftsreform parallel.

Das Politbüro diskutierte das Preisthema am 30. Oktober 1970 während einer nicht protokollierten Sitzung. Vier Tage vorher hatten die Teilnehmer ein geheimes Material mit dem Titel „Erste Grundsätze zur Erhöhung der Einzelhandelspreise für Fleischwaren und tierische Fette“ erhalten, das in Tabellenform auflistete, was teurer und was billiger werden sollte. Widerspruch zur Preismaßnahme gab es nicht.⁸ Am 16. November 1970 tagte das Sekretariat des ZK und berief für den 14. Dezember 1970 das 6. ZK-Plenum der Partei ein. Der geheime Teil des dort zu haltenden Referats über die „Veränderung der Einzelhandelspreise für einige Marktartikel“ sollte den ZK-Mitgliedern „erst am Vortag der vorgesehenen Preisveränderungen zugesandt“ werden. Auch beschloss das Gremium, „an alle Parteigrundorganisationen einen Brief des Politbüros des ZK zu senden, in dem der gefasste Beschluss erklärt und begründet wird.“ Auf Parteiversammlungen am 12. und 13. Dezember sollten dieser Brief verlesen und Fragen beantwortet werden.⁹ Die entscheidende Beratung des Politbüros vor den Preiserhöhungen fand am 11. Dezember statt. Den Erinnerungen des Protokollanten der Politbürositzungen Stanisław Trepczyński zufolge kam es zu zahlreichen

5 Siehe Piotr Kostikow/Bohdan Roliński: *Widziane z Kremla*. Moskwa – Warszawa. Gra o Polskę [Aus dem Kreml gesehen. Moskau – Warschau. Das Spiel um Polen], Warszawa 1992, S.127.

6 Zu dem nach dem PVAP-Wirtschaftssekretär „Jaszczuk-Reform“ genannten Vorhaben siehe Hübner/Hübner, *Sozialismus*, S.58-66.

7 Janusz Rolicki: *Edward Gierek – Życie i narodziny legendy* [Edward Gierek – Leben und Geburt einer Legende], Warszawa 2002, S.155.

8 Siehe Eisler, *Grudzień*, S.72-74.

9 Protokoll Nr. 25 der Sitzung des Sekretariats des ZK der PVAP vom 16. November 1970, in: Paweł Domański (Hrsg.): *Tajne dokumenty Biura politycznego. Grudzień 1970* [Geheime Dokumente des Politbüros. Dezember 1970], London 1991, Nr. 2, S.7f.

Polemiken. So seien Parteichef Gomulka und Ministerpräsident Józef Cyrankiewicz heftig aneinandergeraten.¹⁰ Letztlich bestätigte das Politbüro aber das Referat und die Rede, die PVAP-Wirtschaftssekretär Bolesław Jaszczuk auf dem Plenum halten sollte, und auch den Brief an die Parteigrundorganisationen.¹¹

Die PVAP-Führung beschloss die Preisveränderungen in einer wirtschaftlich angespannten Lage. Die ökonomische Situation hatte sich im zu Ende gehenden Fünfjahrplan 1966 bis 1970 für viele Menschen kaum verbessert. Die Einkommen der Bevölkerung waren in dieser Zeit nur wenig gewachsen. Die Real-löhne hatten durchschnittlich nur um zwei, 1968 bis 1970 sogar nur um 1,4 Prozent zugenommen.¹²

Besonders problematisch war im Dezember 1970 die Erhöhung der Fleischpreise, lag doch deren letzte Anhebung im November 1967 erst drei Jahre zurück. Damals hatte man gehofft, „das Wachstumstempo des Fleischverbrauchs an die realen Möglichkeiten unserer Wirtschaft anzupassen“.¹³ Doch dieses Ziel wurde nicht erreicht. Bereits 1969/70 kam es erneut zu erheblichen Schwierigkeiten bei der Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch und Fleischprodukten. So notierte Mieczysław F. Rakowski, Chefredakteur der Wochenzeitschrift „Polityka“ und Kandidat des ZK, am 1. September 1970 in seinem „Politischen Tagebuch“: „Die Schlangen vor den Läden werden immer länger, die Menschen sind ermüdet vom ewigen Jagen nach einem Stückchen Fleisch.“¹⁴ Für Jerzy Eisler sind – nach 1956 – die Jahre 1968 bis 1970 (außer der Zeit des Kriegszustandes

10 Siehe Jerzy Eisler/Stanisław Trepczyński: Grudzień 70 wewnątrz „Białego Domu“ [Der Dezember 70 im „Weißen Haus“], Warszawa 1991, S.92.

11 Siehe Protokoll Nr. 18 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP vom 11. Dezember 1970, in: Tajne dokumenty, Grudzień 1970, Nr. 3, S.8-10, hier S.9.

12 Siehe Janusz Kaliński: Przemiany strukturalne w gospodarce polskiej w latach 1944-1970 [Die strukturellen Umgestaltungen in der polnischen Wirtschaft in den Jahren 1944-1970], Warszawa 1993, S.143; Andrzej Jezierski/Barbara Petz: Historia gospodarcza Polski Ludowej 1944-1985 [Wirtschaftsgeschichte Volkspolens 1944-1985], Warszawa 1988, S.268.

13 O aktualnych problemach zaopatrzenia rynku. Referat Biura Politycznego na X Plenum KC PZPR, wygłoszony przez tow. Stefana Jędrzychowskiego [Zu aktuellen Problemen der Marktversorgung. Referat des Politbüros des ZK der PVAP, gehalten von Gen. Stefan Jędrzychowski], in: X Plenum KC PZPR. O aktualnych problemach zaopatrzenia rynku. 24 listopada 1967 r. Podstawowe materiały [X. Plenum des ZK der PVAP. Zu aktuellen Problemen der Marktversorgung. 24. November 1967. Grundlegende Materialien], Warszawa 1967, S.7-42, hier S.24. Ausführlicher zu den Preisänderungen 1967 siehe Hübner/Hübner, Sozialismus, S.34-39.

14 Mieczysław F. Rakowski: Dzienniki polityczne 1969-1971 [Politische Tagebücher 1969-1971], Warszawa 2001, S.237. Zum Fleischproblem in der Volksrepublik Polen siehe Jerzy Kochanowski: „Wir sind es schon gewöhnt“. Einführung in die gesellschaftlich-moderisierenden Hintergründe des „Fleischproblems“ in der Volksrepublik Polen, in: Hermann Weber (Hrsg.): Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2007, Berlin 2007, S.337-355.

von Dezember 1981 bis Juli 1983) in der Geschichte der Volksrepublik Polen „die trübesten, die die geringste Hoffnung auf ein besseres Morgen gaben“. ¹⁵ Ein Gefühl, dass „das Land auf der Stelle tritt“, breitete sich aus. ¹⁶

Da sich die Parteiführung bewusst war, wie unpopulär die beabsichtigte Preisaktion war, bereitete sie im Vorfeld auch sicherheitspolitische Maßnahmen vor. Auf der Stabsitzung des Innenministeriums am 9. Dezember informierte der stellvertretende Minister Tadeusz Pietrzak über die bevorstehenden Preisveränderungen. Er teilte mit, dass Innenminister Kazimierz Świąta einen Stab mit dem Zweck berufen hatte, „Ordnung und Sicherheit im Land im Zeitraum vor und nach der Preisregulierung zu gewährleisten“ und die Aktionen der Einheiten zu koordinieren. Die Aktion des Innenministeriums erhielt die Bezeichnung „Herbst 70“. ¹⁷

Wie beschlossen, fanden am 12. Dezember in den Betrieben und Institutionen Versammlungen der Parteigrundorganisationen statt, auf denen der Brief des Politbüros verlesen wurde. Weil die Parteiführung damit rechnete, dass auch viele Parteimitglieder der Preiserhöhung ablehnten, nahmen in den größten Industriebetrieben Vertreter der zentralen Parteigremien an den Versammlungen teil. ¹⁸ In seinem Brief führte das Politbüro die Preiserhöhungen und -senkungen sowie die Rekompensationsmaßnahmen detailliert auf. Dabei verschwieg es nicht, dass bei Durchschnittsfamilien die Realeinkommen sinken würden, allerdings wurde der Rückgang nur mit 1,5 Prozent beziffert. Auch existierten nach Ansicht der PVAP-Führung „alle Bedingungen dafür, dass dieser Rückgang schnell aufgeholt wird.“ Die Preisänderungen ordnete das Politbüro ein in die „Linie unserer Bestrebungen, in alle Zweige der Ökonomie die Grundsätze rationalen Wirtschaftens einzuführen“. Ziel sei es, „nicht nur zeitweilig auf dem Markt auftretende Störungen und Mängel zu beseitigen, sondern, was wichtiger ist, künftig der Konsumstruktur eine solche Richtung zu geben, die den Bedürfnissen der Bevölkerung eines immer mehr industrialisierten Landes entspricht.“ Die gegenwärtig „wichtigste Aufgabe“ aller Parteimitglieder und -organisationen sei es, „allen Werktätigen die Ursachen und richtigen Ziele zu erklären, durch welche sich Partei und Regierung leiten ließen, diese schwerwiegenden Entscheidungen zu treffen“. ¹⁹

15 Eisler, Grudzień, S.42.

16 Mieczysław F. Rakowski: *Przesilenie grudniowe, przyczynek do dziejów najnowszych* [Dezemberwende. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte], Warszawa 1981, S.20.

17 Siehe Notiz über die Sitzung des Stabes am 9. Dezember 1970 um 16 Uhr, in: Jerzy Eisler (Hrsg.): *Grudzień 1970 w dokumentach MSW* [Der Dezember 1970 in Dokumenten des Innenministeriums], Warszawa 2000, Nr. 1, S.23-26, hier S.23f. Die Notiz trägt den Vermerk „Geheim von spez. Bedeutung“ und wurde nur in zwei Exemplaren ausgefertigt. Siehe auch ebenda, S.27-38 die Notizen über die Stabsberatungen vom 10. bis 13. Dezember 1970.

18 Siehe Eisler, Grudzień, S.81.

19 Abgedr. in: *Tajne dokumenty*, Grudzień 1970, Nr. 4, S.10-17, Zitate S.17.

Die Parteiversammlungen am 12. Dezember verliefen überall in ähnlicher Weise. Die Mitglieder äußerten „Enttäuschung“, „getäuschte Hoffnung“, aber auch „Wut“ und „Empörung“, andere nahmen die Information mit „Apathie“ hin.²⁰ Ein Bericht, der im Februar 1971 in der Zeitschrift „Życie Literackie“ (Literarisches Leben) erschien, gab die emotional sehr angespannte Situation wieder: „Putzfrauen weinten, sprachen über die Kinder, über leere Töpfe [...] einer der Sekretäre verlas das, was zu verlesen war, und bekannte, dass er geknickt ist. Er verlor einfach den Glauben. Er wusste nicht, was weiter zu den Menschen zu sagen ist, wie es zu sagen, wie zu leben ist.“²¹ Auf die Bekanntgabe der Preiserhöhung reagierten manche PVAP-Mitglieder auch mit dem Parteiaustritt. Rückblickend begründete ein Beschäftigter der Eisenbahnreparaturwerke in Gdańsk diesen Schritt so: „Nach allem, was geschehen war, stellte ich autoritativ fest, dass mein Platz nicht in der Partei sein kann. Ich verhielt mich folgendermaßen: Ich nahm den Parteiausweis, entfernte das Bild und – ich erinnere mich genau – schrieb ein Gesuch zur Streichung aus der Liste der PVAP-Mitglieder, weil für die Fehler, die vom Zentralkomitee und vom 1. Sekretär gemacht wurden, alle Mitglieder in gleichem Maße verantwortlich sein sollen und man abdanken muss.“²² Ähnlich ablehnende Reaktionen wie bei den PVAP-Mitgliedern zeigten sich generell in der Bevölkerung, nachdem sich schnell herumgesprochen hatte, aus welchem Anlass die Parteiversammlungen stattfanden. Eine offizielle Information gab es erst nach Ladenschluss am späten Abend des 12. Dezember. Schon am nächsten Tag traten die Preisänderungen in Kraft. Zusätzliche Erbitte- rung rief die Tatsache hervor, dass die Preiserhöhungen kurz vor den Weihnachtseinkäufen erfolgten.

Am Montag, dem 14. Dezember 1970, beriet in Warschau das 6. Plenum des Zentralkomitees. Im Referat des Politbüros, in den von Parteichef Gomulka und Wirtschaftssekretär Jaszczuk gehaltenen Reden und ebenso in den meisten Diskussionsbeiträgen ging es auch um die Preispolitik. Da sich die Parteiführung im Klaren war, wie sensibel vor allem die erneute Anhebung der Fleischpreise aufgenommen würde, äußerte sich Gomulka ausführlich zu diesem Thema. Er verwies auf die übermäßige Nachfrage nach Fleisch und Fleischwaren, die es bei den bisherigen niedrigeren Preisen gäbe, jedoch ohne – zumindest in der veröffentlichten und damit der Bevölkerung zugänglichen Fassung der Rede – die Preiserhöhung vom Herbst 1967 zu erwähnen. Wenig Hoffnung machte er auf eine schnelle und grundlegende Verbesserung der Lage, denn das Fleischproblem

20 Siehe Eisler, Grudzień, S.87f.

21 Barbara Seidler: Gdańsk – Gdynia: Grudzień – Luty [Gdańsk – Gdynia: Dezember – Februar], aus: Życie Literackie, Nr. 995, 21.2.1971, abgedr. in: Rewolta Szczecińska i jej znaczenie. Dokumenty [Die Szczeciner Revolte und ihre Bedeutung. Dokumente], Paris 1971, Anhang Nr. 19, S.255-265, hier S.255.

22 Roman Detlo: November 1981, in: Grudzień 1970 [Dezember 1970], Paris 1986, S.170-179, hier S.178.

könne nur durch eine höhere Tierproduktion gelöst werde.²³ Einige Redner ließen anklingen, dass die Preiserhöhung nicht problemlos verlaufen war. Niemand ging aber darauf ein, dass die ablehnende Haltung der Bevölkerung in Gdańsk bereits zu Streiks geführt hatte. Władysław Gomułka war davon schon kurz nach Beginn des Plenums in Kenntnis gesetzt worden war. Bis zu dessen Schluss erfolgte keine offizielle Mitteilung, dennoch kurz nach 12.00 Uhr wussten „alle aus verschiedenen informellen Quellen“, dass „was vor sich geht“.²⁴ In den Korridoren habe es gebrodelt, und die Teilnehmer hätten sich „wenig für die offiziellen Reden“ interessiert, schrieb Franciszek Szlachcic, damals ZK-Mitglied und stellvertretender Innenminister, in seinen Erinnerungen.²⁵ Józef Tejchma, 1970 Sekretär des Zentralkomitees, berichtete von einer „surrealistischen Atmosphäre“, in der das Plenum stattgefunden habe.²⁶

*Streiks an der Küste*²⁷

Wie die Streikentscheidung der beiden Abteilungen der Leninwerft in Gdańsk in der Frühe des 14. Dezember 1970 zustande gekommen war, schilderte später ein damals 33-jähriger Arbeiter: Die Beschäftigten der Abteilungen S-3 und S-4 hätten sich „in einem Kreis von fünfzehn oder sechzehn Personen“ getroffen, um zu beraten, wie „ein Streik zu machen und der Gesellschaft zu zeigen ist, dass wir es satt haben, dass der Arbeiter, wenn er an der Macht ist, seine Meinung auch zu diesen höheren Sphären haben sollte. Wir vereinbarten: Wir versuchen es und nehmen am Montag die Arbeit nicht auf. Wir sprachen über die Konsequenzen, welche uns erwarten konnten. [...] Aber letztendlich entschieden wir, dass wir es versuchen.“²⁸

Die Arbeiter forderten, die Preiserhöhung zurückzunehmen und die Arbeitsnormen zu ändern. Um 8.00 Uhr, zwei Stunden nach Beginn der Arbeitsniederlegung, war die Zahl der in beiden Abteilungen Streikenden von 60 auf 200 Arbeiter angestiegen; auch Beschäftigte anderer Abteilungen legten die Arbeit nieder. Gegen 9.00 Uhr hatten sich vor dem Direktionsgebäude mehrere hundert Personen versammelt. Nachdem eineinhalb Stunden später in Absprache mit der

23 Auszüge aus der Rede von Władysław Gomułka in: Trybuna Ludu, 15.12.1970, S.1. Wesentliche Passagen der anderen Redebeiträge, in: ebenda, 15. bis 17.12.1970.

24 Eisler/Trepczyński, Grudzień 70, S.77, siehe auch Eisler, Grudzień, S.99.

25 Franciszek Szlachcic: Gorzki smak władzy. Wspomnienia [Der bittere Geschmack der Macht. Erinnerungen], Warszawa 1990, S.127.

26 Józef Tejchma: Pożegnanie z władzą [Abschied von der Macht], Warszawa 1996, S.85, zit. nach: Eisler, Grudzień, S.99.

27 Die ausführlichste Beschreibung der Protestes bietet Eisler, Grudzień, der in den Kapiteln III-IX (S.95-338) für den Zeitraum vom 14. bis 20. Dezember 1970 jeweils einen Tag detailliert behandelt. Siehe auch das Ende Januar 1971 für das Politbüro ausgearbeitete „Kalendarium der Ereignisse an der Küste“ über den Zeitraum vom 13. bis 23.12.1970, in: Tajne dokumenty, Grudzień 1970, Nr. 10, S.39-85.

28 Marian Zieliński, Mitarbeiter der Lenin-Werft, im Juni 1981, in: Grudzień 1970 (Paris), S.153-157, hier S.153.

Werftleitung die Telefonverbindung mit der Stadt unterbrochen wurde, beschlossen die Werftarbeiter, vor das Wojewodschaftskomitee der PVAP zu ziehen. Kurz nach 11.00 Uhr verließen etwa tausend Menschen die Werft; ihrem Zug schlossen sich unterwegs weitere Personen an. Vor dem Gebäude des Wojewodschaftskomitees verlangten sie das Erscheinen des 1. Sekretärs. Da dieser sich wegen der ZK-Tagung in Warschau aufhielt, trat an seiner Stelle der Wojewodschaftssekretär Zenon Jundzill vor die Menschenmenge. Sein Appell wurde schlecht aufgenommen, nicht zuletzt, weil er die Versammelten mit „Genossen“ ansprach. Zudem ging das falsche Gerücht um, dass eine im Gebäude befindliche Arbeiterdelegation verhaftet worden sei. Ein allgemeiner Streik wurde verkündet und für 16.00 Uhr eine weitere Kundgebung einberufen.

Gegen 13.00 Uhr flogen Vizepremier Stanisław Kociolek, der bis Juli Wojewodschaftsparteichef gewesen war, und sein Nachfolger Alojzy Karkoszka von Warschau nach Gdańsk. Ungefähr eine Stunde später wurde Kociolek informiert, dass Einheiten der Bürgermiliz (Milicja Obywatelska; MO), also Polizeikräfte, in die Aktion einbezogen werden sollten. Um 15.50 Uhr marschierte die MO auf. Sie sollte den auf dem Weg zur Kundgebung vor dem Wojewodschaftskomitee befindlichen und auf einige tausend Teilnehmer angeschwollenen Demonstrationzug blockieren. Es kam zu ersten Zusammenstößen. Vor dem Wojewodschaftsgebäude wuchs die Menge auf mehr als 10.000 Personen an. Die Miliz versuchte, die Demonstranten mit Wasserwerfern, Knallkörpern und Tränengas auseinanderzutreiben; nach einigen Berichten fielen auch erste Schüsse. Auf beiden Seiten eskalierte die Situation. Jugendliche versuchten mindestens zweimal, das Wojewodschaftsgebäude in Brand zu stecken. Schließlich gelang es ihnen, die Druckerei im Keller anzuzünden. Allmählich drängten Milizionäre die Menge ab. Die gewaltsamen Auseinandersetzungen waren von „verhältnismäßig zahlreichen Fällen“ von Brandstiftungen, Diebstählen und Plünderungen begleitet.²⁹ Es gab mehrere Versuche, Barrikaden zu errichten; an einer Kreuzung wurde ein großer Stapel unter anderem aus Propagandamaterial der Partei angezündet. Zwar waren am 14. Dezember in Gdańsk keine Todesopfer zu beklagen, doch wurden Dutzende Menschen verletzt. Zahlreiche Festnahmen erfolgten.

Am Morgen des 15. Dezember begannen sich die Proteste auszubreiten. In weiteren Gdańsker Betrieben wie dem Hafen, der Reparaturwerft und den Eisenbahnreparaturwerken ruhte nunmehr die Arbeit. Zu Streiks kam es auch in den Küstenstädten Gdynia und Elbląg, ab dem Nachmittag war zudem Słupsk davon erfasst. Streikkomitees wurden gewählt, es gab weitere Kundgebungen und Massenversammlungen.

In Gdańsk brannte um 8.00 Uhr das Gebäude des Wojewodschaftskomitees der PVAP, vor dem sich am Tag zuvor die Demonstranten versammelt hatten. Armeeeinheiten wurden herangeführt, Schüsse fielen, das erste Todesopfer war zu beklagen. Die folgenschwere Entscheidung, den Sicherheitskräften ab 12 Uhr

29 Eisler, Grudzień, S.118.

mittags den Einsatz von Schusswaffen zu gestatten, hatte Władysław Gomułka um 9.00 Uhr auf einer in Warschau unter seiner Leitung stattfindenden Krisensitzung getroffen.

Die Streiks und Unruhen an der Küste hielten auch an den folgenden Tagen an. Besonders viele Todesopfer kostete es, als am Morgen des 17. Dezember in Gdynia das Militär vor der blockierten Werft auf Arbeiter der Frühschicht schoss. An diesem Tag traten auch die Werftbelegschaften in Szczecin in den Streik. Zweitägige Straßenmanifestationen wurden ebenfalls blutig niedergeschlagen. Dennoch waren am 19. Dezember von den Streiks in Szczecin 74 Betriebe erfasst. Die Proteste in der Stadt hielten bis zum 22. Dezember an.

Die Unruhen in den Küstenstädten verliefen überall ähnlich: Die Arbeiter gingen auf die Straße und griffen öffentliche Gebäude an. Neben MO-Kräften wurde stets auch die Armee eingesetzt. In die Aktion waren etwa 27.000 Soldaten, 1.300 Panzer und Panzerfahrzeuge sowie rund 100 Flugzeuge und Hubschrauber einbezogen. Nach offiziellen Angaben wurden bis zum Ende der gewaltsamen Auseinandersetzungen am 18. Dezember 41 Menschen getötet, darunter 17 in Gdynia und 15 in Szczecin; es gab weit über tausend Verletzte. Die Miliz nahm mehr als 3.000 Personen fest.³⁰

Warum es zu den Protesten gerade in Gdańsk und anderen Städten an der polnischen Ostseeküste kam, war eine Frage, die sich auch die PVAP-Führung schon kurz nach Beginn der Proteste stellte. Das nach Gdańsk entsandte Politbüromitglied Zenon Kliszko gestand ein, „dass wir es selbst nicht verstehen“. Er machte jedoch darauf aufmerksam, „dass junge Arbeiter bei den Zwischenfällen am engagiertesten und aktivsten waren, aber über die Stimmungen in dieser Gruppe von Menschen wussten wir früher nichts.“³¹

Junge Arbeiter bis 25 Jahre stellten einen beträchtlichen Anteil an den Beschäftigten der betroffenen Betriebe. Das lag vor allem am raschen Wachstum der Betriebsbelegschaften in der Werftindustrie. 1969 wiesen in der Lenin-Werft von Gdańsk und in der Werft „Pariser Kommune“ von Gdynia 30 bzw. 40 Prozent der Arbeiter eine Bebetriebszugehörigkeit von höchstens fünf Jahren auf. Die Fluktuation war erheblich. Arbeitskräfte zogen vor allem aus anderen Regionen zu; viele kamen vom Dorf. Es gelang nicht, die Infrastruktur entsprechend dem Beschäftigungswachstum auszubauen. Der Mangel an Wohnungen und an Plätzen in Kindereinrichtungen war noch spürbarer als in anderen Landesteilen.

In der Werftindustrie waren zudem immer wieder Konflikte über die Verdiensthöhe sowie die Verteilung von Prämien und Auszeichnungen aufgebrochen. Infolge einer Beschränkung der Überstundenzahl war 1970 für ein Drittel der Belegschaften in den Werften von Gdańsk und Gdynia eine Lohnminderung eingetreten. Zeitgleich nahmen die Gehälter der Leitungskräfte deutlich zu. Zum

30 Siehe Paczkowski, *Pół wieku*, S.390.

31 Protokoll Nr. 25/70 der Sitzung der Exekutive des Wojewodschaftskomitees Gdańsk der PVAP am 15. Dezember 1970, in: *Tajne dokumenty Grudzień 1970*, Nr. 5, S.18-21, hier S.19.

Problem wuchs sich die bereits 1969 eingeleitete Reduzierung von Belegschaften aus. Aus 32 Betrieben der Wojewodschaft Gdańsk wurden in diesem Jahr insgesamt 1.767 Personen entlassen, darunter 1.485 Arbeiter. Ursprünglich sollte jedoch vor allem das Verwaltungspersonal reduziert werden. Außerdem kam es im vierten Quartal 1970 in vielen Betrieben von Gdańsk und Gdynia zu ersten Zulieferschwierigkeiten bei Rohstoffen und Anlagen. Unzufriedenheit und Empörung, heißt es im Bericht des Sicherheitsdienstes von Szczecin für 1970, rufe die Ratlosigkeit der Machtorgane angesichts der für alle offensichtlichen ökonomischen Missstände hervor.³²

So spielten 1970 an der polnischen Ostseeküste außer den landesweit wirkenden in besonderem Maße auch regionale und zweigtypische Krisenfaktoren eine Rolle. Sie bargen zusammengekommen eine beträchtliche politische Sprengkraft in sich. Als Mitte Dezember 1970 die Preiserhöhung erfolgte, war dies der Funke am Pulverfass.

Die von den Arbeitern an der Küste im Dezember 1970 vorgebrachten Forderungen waren sowohl materiell-existenzieller als auch politischer Natur. Die bekanntesten wurden die am 17. Dezember von den Streikkomitees der Warski- und der Reparaturwerft in Szczecin gemeinsam erhobenen 21 Forderungen.³³ Beschäftigte anderer Betriebe der Stadt erklärten sich mit den Werftarbeitern solidarisch und unterstützten deren Forderungen.

Zentral war die Forderung, die Preise auf das Niveau vor dem 12. Dezember zu senken, teilweise wurde auch eine Wiederherstellung des Preisniveaus von 1967 verlangt. Außerdem forderten viele Belegschaften deutliche Lohnerhöhungen, meist zwischen 20 und 30 Prozent. Zu den mehrfach vorgebrachten Forderungen gehörten die nach der Fünftagearbeitswoche, der Angleichung des Krankengeldes der Arbeiter an das der Angestellten, also auf 100 Prozent, nach gleichen Kündigungsfristen für Arbeiter und Angestellte sowie nach der Senkung des Rentenalters für Frauen auf 55 und für Männer auf 60 Jahre. Gefordert wurde auch, die niedrigsten Löhne und Renten sowie die Familienbeihilfen anzuheben, einen einjährigen bezahlten und dreijährigen unbezahlten Mutterschaftsurlaub bei Fortdauer des Arbeitsverhältnisses einzuführen. Angesichts der schwierigen Wohnungssituation zählten auch der Bau von mehr Wohnungen und eine gerechte Verteilung des knappen Wohnraums zu den häufiger gestellten Forderungen. So verlangten die Beschäftigten eines Direktionsbüros der Warski-Werft: „Im Zusammenhang mit der schwierigen Wohnungssituation fordern wir eine Zuteilung von Wohnungen an die Bürger zu einem Termin längstens bis fünf

32 Siehe dazu Andrzej Glowacki: *Kryzys polityczny 1970 roku* [Die politische Krise 1970], Warszawa 1990, S.24-31; Kazimierz Kozłowski: *Od Października '56 do Grudnia '70. Ewolucja stosunków społeczno-politycznych na Wybrzeżu (1956-1970)* [Vom Oktober '56 zum Dezember '70. Die Entwicklung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse an der Küste (1956-1970)], Szczecin 2002, S.378f., 447-449, 454.

33 Siehe *Grudzień (Paris)*, S.437f. In etwas abweichender Fassung auch in: *Rewolta Szczecińska*, Anhang Nr. 4, S.196f.

Jahre, ohne Berücksichtigung des ausgeübten Berufes und der Position.“³⁴ Zu den allgemeinen kamen nicht selten gruppenspezifische Postulate.

Zu den wichtigsten politischen Forderungen zählten verständlicherweise diejenigen, die direkt mit den Streiks und den gewaltsamen Zusammenstößen mit der Staatsmacht zusammenhingen. Man verlangte vor allem die Festgenommenen freizulassen, auf jegliche rechtliche oder berufliche Konsequenzen gegenüber den Streikenden zu verzichten und den Beschluss über den Schusswaffengebrauch öffentlich zurückzunehmen. Die Streikenden forderten die „Bestrafung der Schuldigen für das Massaker an den Arbeitern, die für die gerechte Arbeitersache kämpfen“, und das „Verbot, auf unbewaffnete arbeitende Massen zu schießen“.³⁵ Weitere Postulate zielten auf eine Rücknahme der „Bezeichnung von Arbeitern als Rowdys in der Presse, im Fernsehen und im Radio [...] und die Bestrafung jener, die sie so nannten“.³⁶

Zu den zentralen politischen Forderungen der Szczeciner Arbeiter gehörte die nach dem Rücktritt des Zentralrats der Gewerkschaften (Centralna Rada Związków Zawodowych; CRZZ), dem auch andere Belegschaften große Bedeutung beimaßen. Weil der CRZZ „niemals für die Verteidigung der arbeitenden Massen eintrat“, sollten unabhängige Gewerkschaften als tatsächliche Interessenvertreter der Arbeiterklasse geschaffen werden.³⁷ Vielfach wurde auch das Streikrecht verlangt.³⁸ Andere Postulate richteten sich genereller auf Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse, so auf den Rücktritt der an der ökonomischen Krise des Landes Schuldigen, eine Verkleinerung des Partei- und Staatsapparates und zuverlässige Informationen über die wirtschaftliche und politische Situation des Landes durch die Massenmedien. Zu offener Kritik am bestehenden politischen System kam es jedoch nur „sporadisch“.³⁹

Arbeitsniederlegungen und Protestversammlungen fanden nach dem 12. Dezember 1970 nicht nur an der polnischen Ostseeküste, sondern auch in anderen Landesteilen statt. Sie führten jedoch nicht zu regulären Streiks. Versuche in Kraków, Walbrzych und Białystok, mit Straßenmanifestationen die streikenden Arbeiter an der Küste zu unterstützen, vereitelte die Miliz schnell.⁴⁰

Von Gomułka zu Gierek

Über die Arbeiterstreiks und die blutigen Straßenzusammenstöße mit den Sicherheitskräften an der Küste wurde die Bevölkerung tagelang nicht offiziell

34 Abgedr. in : Beata Chmiel/Elżbieta Kaczyńska (Hrsg.): *Postulaty 1970-71 i 1980: materiały środkowe do dziejów wystąpień pracowniczych w latach 1970-1971 i 1980* (Gdańsk i Szczecin), *Archiwum Solidarność* [Die Forderungen 1970-71 und 1980: Zentrale Materialien zur Geschichte des Auftretens der Arbeiter in den Jahren 1970-71 und 1980 (Gdańsk und Szczecin), *Solidarność-Archiv*], Warszawa 1998, S.27.

35 Grudzień (Paris), S.437.

36 Ebenda, S.438.

37 Ebenda, S.437.

38 Siehe Głowacki, Kryzys, S.163.

39 Ebenda, S.165.

40 Siehe Paczkowski, Strajki, S.91.

informiert. Erst am 17. Dezember erschien auf der ersten Seite des Zentralorgans der PVAP „Trybuna Ludu“ eine Meldung der Polnischen Presseagentur (PAP) zur Situation in Gdańsk, in der die Schuld an den Ereignissen den Arbeitern zugewiesen wurde. Am selben Tag trat Ministerpräsident Józef Cyrankiewicz im Radio und Fernsehen auf. Die aktuelle Lage, so führte er in seiner Ansprache aus, sei „für den Staat und die Existenz der Nation“ von grundlegender Bedeutung. „Feindliche Kräfte“ hätten versucht, „neue Herde der Anarchie zu schaffen, den normalen Rhythmus der Arbeit zu stören, das Leben des Landes zu desorganisieren“. Hinsichtlich der Preisänderungen versprach er: „Wir werden über alle diese Fragen weiter reden und diskutieren, aber in einer Atmosphäre der Ruhe und des normalen Lebens.“⁴¹ Den Text seiner Rede hatte wenige Stunden zuvor das Politbüro diskutiert und bestätigt.⁴² Das war faktisch die letzte Beratung des Gremiums, an der Władysław Gomułka teilnahm. Auf der Sitzung am nächsten Tag war er nur noch wenige Minuten anwesend.

Die sowjetische Führung hatte die Ereignisse im Nachbarland mit Besorgnis verfolgt. Laut Piotr Kostikow erreichten die ersten Nachrichten Moskau am frühen Nachmittag des 14. Dezember. Die KPdSU-Spitze hätte, so Kostikow, vor allem „zwei grundlegende Fragen“ interessiert: „ob die Gdańsker Demonstration sich auf das Land ausbreitet und ob die Straßenunruhen politischen, vor allem antisowjetischen Charakter annehmen“. Am 16. Dezember sei die sowjetische Führung zu der Auffassung gekommen, dass „keine unmittelbare Gefahr“ des Ausbrechens Polens aus dem Bündnis bestehe. KPdSU-Generalsekretär Leonid I. Brežnev wurde beauftragt, sich telefonisch mit Gomułka in Verbindung zu setzen. Dieses Telefonat fand am 17. Dezember statt, nachdem das Massaker in Gdynia bekannt geworden war. Brežnev habe Gomułka die Rücknahme der Preiserhöhung vorgeschlagen und ihn im Namen der KPdSU-Führung gebeten, politische Lösungen zu finden. Doch habe Gomułka seine Meinung „nicht um ein Jota“ geändert. Damit sei das Schicksal des PVAP-Chefs entschieden gewesen. Alle Versammelten hätten „wortlos“ übereingestimmt, dass „Gomułka endgültig die Möglichkeit verlor, die Partei zu leiten“.⁴³

Einen Tag später, am 18. Dezember, sandte das KPdSU-Politbüro an das Politbüro der PVAP einen Brief, in dem die sowjetische Parteiführung ihre Sorge über die Lage in Polen ausdrückte und auf „konkrete Schritte und Vorhaben politischer und ökonomischer Natur“ drängte. Diese sollten „möglichst schnell“

41 Apelujemy o obywatelską odpowiedzialność i rozważę [Wir appellieren an die staatsbürgerliche Verantwortung und Besonnenheit], in: Trybuna Ludu, 18.12.1970, S.1.

42 Von dieser Sitzung gibt es nur eine Notiz von Stanisław Trepczyński. Siehe Eisler/Trepczyński, Grudzień 70, Nr. 3, S.100-102.

43 Kostikow/Roliński, Widziane z Kremla, S.129, 135, 142.

unternommen werden, um die Lage unter Kontrolle zu bringen⁴⁴ – eine ziemlich offene Aufforderung, Gomulka abzusetzen.

In der Nacht zum 19. Dezember flogen dann Franciszek Szlachcic sowie die Abteilungsleiter des ZK Stanisław Kania und Edward Babiuch zum 1. Sekretär des Wojewodschaftskomitees Edward Gierek nach Katowice. Sie teilten ihm mit, dass er als neuer 1. Sekretär des ZK der PVAP vorgesehen sei. Gierek selbst meinte rückblickend dazu, er habe eine „gewisse Befriedigung“ gefühlt, dass „mit meiner Person die Hoffnung verbunden wird, den Konflikt zu bannen. Zugleich war ich mir der gewaltigen Verantwortung bewusst, die mit dieser Funktion verbunden ist.“⁴⁵

Am 19. Dezember beriet das Politbüro ausführlich die schwierige Lage im Land und in der Partei.⁴⁶ Ministerpräsident Józef Cyrankiewicz informierte über den Brief der KPdSU-Führung vom Vortag. Mehrere Redner gestanden ein, hinsichtlich der Preisveränderungen die Lage falsch eingeschätzt zu haben. So erklärte Stanisław Kociolek, der am 12. Dezember auf der Parteiversammlung in der Gdańsker Werft anwesend gewesen war: „Die Stimmung dieser Versammlung zeugte deutlich davon, dass zwischen den im Brief des Politbüros enthaltenen Ansichten und Einschätzungen und den Ansichten und Erwartungen der Parteiorganisationen ein Abgrund besteht.“⁴⁷ Nach kontroverser Diskussion legte das Politbüro fest, dass Ministerpräsident Piotr Jaroszewicz und der CRZZ-Vorsitzende Ignacy Loga-Sowiński einen Vorschlag zur Erhöhung der Löhne und Renten um etwa sechs Milliarden Złoty ausarbeiten sollten. Um 13.00 Uhr am folgenden Tag sollten sie diesen auf einer erneuten Politbürositzung vorlegen. Ausführlich diskutierte das Gremium auch die Nachfolge von Władysław Gomulka. Es beschloss, dem Zentralkomitee Edward Gierek zur Wahl vorzuschlagen und das 7. ZK-Plenum als geschlossene Sitzung für den nächsten Tag um 18.00 Uhr einzuberufen. Zwei Stunden später sollte Gierek sich über Fernsehen und Radio mit einer Ansprache an die Bevölkerung wenden.⁴⁸

Wie vorgesehen, fand am 20. Dezember 1970 mittags eine Sitzung des Politbüros statt und nahm Vorschläge an, Löhne, Beihilfen und Renten um insgesamt etwa 6,5 Milliarden Złoty anzuheben. Außerdem berichtete Cyrankiewicz über einen Besuch am selben Tag bei Gomulka, bei dem dieser mündlich seinen Rücktritt als 1. Sekretär des ZK erklärte hatte.⁴⁹

44 Siehe *Tajne dokumenty Biuro Politycznego. PRL – ZSRR 1956-1970* [Geheime Dokumente des Politbüros. VRP – UdSSR 1956-1970], eingel. von Andrzej Paczkowski, London 1998, Dok. 46, S.661f. (dort a.d. Russ. übersetzt).

45 Edward Gierek: *Smak życia. Pamiętniki* [Der Geschmack des Lebens. Erinnerungen], Warszawa 1993, S.85.

46 Siehe Protokoll Nr. 16 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP vom 19. Dezember 1970, 14.20 Uhr, in: *Tajne dokumenty, Grudzień 1970*, Nr. 11, S.86-107.

47 Ebenda, S.88.

48 Siehe ebenda, S.107.

49 Protokoll Nr. 20 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP am 20. Dezember 1970 (13.00 Uhr) in: Antoni Dudek/Aleksander Kochański/Krzysztof Persak (Hrsg.): *Centrum władzy. Protokoły posiedzeń kierownictwa PZPR. Wybór z lat 1949-1970* [Das Macht-

Auf der nachfolgenden 7. Tagung des Zentralkomitees⁵⁰ sprach Stanisław Kociolek für das Politbüro über die Ereignisse der vergangenen Woche, vor allem in Gdańsk. Erheblichen Raum nahm in der Rede eine erste kritische Analyse der ökonomischen und sozialen Ursachen der Krise ein. Quelle der Arbeiterproteste seien vor allem jene Entscheidungen gewesen, „die die Sphäre der wirtschaftlichen und sozialen Fragen betrafen, Entscheidungen, die nicht mit gebührender Berücksichtigung der Meinung der Arbeiterklasse getroffen wurden, die manchmal deren Standpunkt ignorierten, Entscheidungen, die oft Vorbehalte und Unzufriedenheit weckten“. Bei den Preisänderungen habe es sich um den sprichwörtlichen Tropfen gehandelt, der das Fass zum Überlaufen brachte und die Arbeiterproteste auslöste. In der Partei sei eine „tiefe Krise, eine Krise des Unglaubens“ an die Fähigkeit der Parteiführung entstanden, Polen aus der schwierigen wirtschaftlichen Situation herauszuführen.⁵¹

Ministerpräsident Cyrankiewicz informierte auf dem Plenum über die zuvor vom Politbüro beschlossene Lohn-, Beihilfen- und Rentenanhhebung und schlug vor, dass Vertreter des CRZZ, des Zentralkomitees und der Regierung einen entsprechenden Beschluss ausarbeiten sollten.⁵² Zugleich unterbreitete er den „einmütigen“ Vorschlag des Politbüros, Edward Gierek zum 1. Sekretär des Zentralkomitees der PVAP zu wählen, was nach kurzer Diskussion einstimmig erfolgte. Mehrere Personen wurden aus dem Politbüro und dem Sekretariat des Zentralkomitees abberufen, darunter der bisherige Wirtschaftssekretär Bolesław Jaszczuk.

Nach seiner Wahl übernahm Edward Gierek die Tagungsleitung. In seiner ersten Rede als neuer Parteichef betonte er, es gehe darum, aus eigener Kraft, möglichst schnell und vor allem mit politischen und ökonomischen Mitteln im Land Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und in den Betrieben die normale Arbeit wieder aufzunehmen. Gierek kündigte zudem an, dass sich die Parteiführung mit generellen Problemen beschäftigen müsse. „Ich denke hier an eine Konzeption unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik, den neuen 5-Jahrplan, der die weitere Entwicklung des Landes gestützt auf eine gründliche Analyse unserer Ressourcen und Möglichkeiten umreißen und dabei ein stufenweises Wachstum des Lebensstandards der arbeitenden Massen sichern muss. [...] Ich bin mir im Klaren, dass es leichter ist, diese Aufgabe zu formulieren, als sie zu verwirklichen. Dennoch müssen wir diese Aufgabe angehen.“⁵³ Schon hier klang an, dass die neue Führung der PVAP unter Edward Gierek eine Wirtschafts- und Sozialpolitik anstreb-

zentrum. Protokolle der Sitzungen der PVAP-Führung. Auswahl aus den Jahren 1949-1970] Warszawa 2000, Dok. 136, S.408-410.

50 Siehe Stenogramm des VII. Plenums des ZK der PVAP. 20. Dezember 1970 (Auszüge), in: *Tajne dokumenty*, Grudzień 1970, Nr. 12, S.107-125.

51 Siehe ebenda, S.107-116, Zitate S.113f.

52 Die als „nicht autorisiert“ gekennzeichnete Rede von Cyrankiewicz siehe ebenda, S.116-119.

53 Siehe *Tajne dokumenty*, Grudzień 1970, S.121-125, Zitat S.124.

te, in der soziale und wirtschaftliche Belange enger als bisher miteinander verbunden werden sollten.

Entsprechend dem Beschluss, trat Edward Gierek noch am Tage seiner Wahl mit einer Rundfunk- und Fernsehrede vor die polnische Bevölkerung. Er zeigte Verständnis für die Unzufriedenheit und auch für die Protestaktionen der Arbeiter. Die Ereignisse der letzten Woche hätten die ganze Gesellschaft tief erschüttert, Menschen seien umgekommen. „Warum kam es zu diesem Unglück? Wie wuchsen so scharfe gesellschaftliche Konflikte heran und warum schwellen sie an? [...] Es ist unsere, der Führung von Partei und Regierung, Pflicht, der Partei und der Nation eine volle Antwort auf diese Fragen zu erteilen. Das wird eine schwere und selbstkritische Antwort, aber sie wird klar und wahrhaftig sein.“ Dennoch ließ Gierek keinen Zweifel an seiner kritischen Haltung gegenüber den Formen, in denen sich der Widerstand der Arbeiter geäußert hatte. Ihr Vorgehen sei „voll großer Gefahr für das Land“ gewesen und „von den Feinden des Sozialismus, von asozialen und verbrecherischen Elementen“ ausgenutzt worden. Das hätte auf „entschiedenen Widerstand“ treffen müssen.⁵⁴ Damit rechtfertigte der neue Parteichef faktisch das teils brutale Vorgehen der Sicherheitskräfte gegen die protestierenden Arbeiter. Gierek kündigte an, dass „im Verlaufe der nächsten Tage“ die Möglichkeit geprüft werde, die „materielle Lage der am niedrigsten verdienenden und kinderreichen Familien, die im Ergebnis der jüngst vorgenommenen Preisveränderung in ihren Budgets die Einbuße am meisten spürten“, zu verbessern.⁵⁵

Am 22. Dezember tagte erstmals nach Giereks Wahl das PVAP-Politbüro und beschloss, mit „Rücksicht auf den Ausnahmecharakter der Streiks“, den daran beteiligten Arbeiter den vollen Lohn für die Streiktage zu zahlen. An die Belegschaften sollte aber appelliert werden, „die Verluste, die die Volkswirtschaft erlitten hat, abzarbeiten.“ Das Politbüro beriet auf dieser Sitzung auch erste sozialpolitische Vorhaben. So sollten unter anderem Vorschläge erarbeitet werden, um die Lebensmittelpreise, mit Ausnahme saisonabhängiger Produkte, für mindestens zwei Jahre einzufrieren. Im Mittelpunkt stand jedoch die geplante differenzierte Anhebung von niedrigen Löhnen und Renten sowie von Familienbeihilfen.⁵⁶

Den entsprechenden Beschluss fassten der Ministerrat und der CRZZ dann am 30. Dezember 1970.⁵⁷ Die zur Umsetzung vorgesehenen Mittel betrugen 7,4 Mrd. Złoty jährlich und überstiegen damit die ursprünglich vorgesehenen 6,5 Mrd. Złoty um beinahe 14 Prozent. Als Grund hierfür wurden die „Konsultationen“ angegeben, die Ende Dezember in 106 Großbetrieben des Landes stattge-

54 Siehe Przemówienie radiowo-telewizyjne tow. Edwarda Gierka [Rundfunk- und Fernsehrede von Gen. Edward Gierek], in: *Nowe Drogi*, 1971, H. 1, S.7-10, Zitate S.7, 9.

55 Ebenda, S.8.

56 Siehe Protokoll Nr. 22 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP am 22. Dezember 1970, in: Dudek/Kochański/Persak, *Centrum władzy*, Dok. 138, S.131-135, Zitat S.131.

57 Abgedr. in: *Trybuna Ludu*, 1.1.1971, S.4, sowie in „*Monitor Polski*“, 1970, Nr. 44.

funden hatten. Man habe dort vorgebrachte Forderungen berücksichtigt, die „vor allem darauf abzielten, größere Mittel auf die Verbesserung der Lage der am schwächsten situerten, kinderreichen Familien zu verlagern“.⁵⁸ Ganz offensichtlich hatten damit Parteiführung und Regierung trotz der damit verbundenen ökonomischen Risiken dem Druck aus den Betrieben nachgegeben. Am 8. Januar 1971 wurden dann die Preise für Grundnahrungsmittel (mit Ausnahme von Saisonartikeln) für die Jahre 1971 und 1972 eingefroren.⁵⁹ Das erfolgte allerdings auf dem Preisniveau nach dem 12. Dezember 1970; eine Rücknahme der Erhöhungen, wie sie die Arbeiter an der Küste gefordert hatten, war damit also nicht verbunden.

Sofort nach der Wahl Giereks unternahm die neue PVAP-Führung auch außenpolitische Aktivitäten, um die Verbündeten zu beruhigen. Noch am 20. Dezember 1970 beschloss das Politbüro auf einer Abendsitzung, „die Führungen der kommunistischen Bruderparteien über die mit dem VII. Plenum des ZK verbundenen Probleme zu informieren“.⁶⁰ Bereits im Januar 1971 reisten Gierek und Jaroszewicz in die Sowjetunion, die DDR und die ČSSR. Am 5. Januar führten beide Politiker in Moskau ein mehrstündiges Gespräch mit KPdSU-Generalsekretär Brežnev. Dieser äußerte zwar Verständnis für die Situation der Polen, ließ jedoch keinen Zweifel daran, dass aufgrund der eigenen Schwierigkeiten die Möglichkeiten zur wirtschaftlichen Unterstützung eingeschränkt waren. Bei ihrem Besuch in Moskau sei es den PVAP-Vertretern aber gelungen, die Situation geschickt auszunutzen, schätzte Piotr Kostikow rückblickend ein. „Sie begannen, viele schwierige Sachen anzupacken, die wohl nicht durchzudrücken gewesen wären, hätte es nicht die Gefahr der gesellschaftlichen Unzufriedenheit gegeben.“⁶¹ Auch beim Besuch in der DDR am 11. Januar ging es nicht zuletzt um Wirtschaftshilfe für Polen.⁶²

Die Mehrheit der polnischen Bevölkerung nahm die personellen Veränderungen in der PVAP-Führung und die von Gierek gleich nach seiner Wahl angekündigten Veränderungen in der Sozial- und Wirtschaftspolitik offensichtlich mit Zustimmung auf.⁶³ Es gab zwar noch kleinere Streiks und Protestaktionen,⁶⁴ doch

58 Marek Piątkowski: *Pomoc państwa dla pracowników i rencistów o niskich dochodach* [Die Hilfe des Staates für Beschäftigte und Rentner mit niedrigen Einkommen], in: *Praca i Zabezpieczenie Społeczne* [Arbeit und Sozialversicherung], 1971, Nr. 2, S.1-5, hier S.2.

59 Siehe Trybuna Ludu, 9.1.1971, S.1.

60 Protokoll Nr. 21 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP am 20. Dezember 1970 (21.00 Uhr), in: Dudek/Kochański/Persak, *Centrum władzy*, Dok. 137, S.411f., hier S.412.

61 Kostikow/Roliński, *Widziane z Kremla*, S. 151. Laut Kostikow wurde zugesagt, Getreide, Konserven und Rohstoffe zu liefern und umfangreiche Bestellungen bei polnischen Werften zu tätigen.

62 Siehe dazu Mieczysław Tomala: *Deutschland – von Polen gesehen*. Zu den deutsch-polnischen Beziehungen 1945-1990, Marburg 2000, S.492-495.

63 Siehe dazu die geheime Information des Innenministeriums vom 22. Dezember, in: Eisler, *Grudzień 1970 w dokumentach MSW*, Nr. 19, S.92-97.

64 Siehe z. B. die Information des Innenministeriums zur Lage im Land vom 11. Januar 1971, in: ebenda, Nr. 22, S.105-109.

schien es, als habe die neue PVAP-Führung die Lage im Land stabilisieren und die Unterstützung nicht weniger Arbeiter und anderer Teile der Bevölkerung gewinnen können.

Neue Streiks

Noch im Januar 1971 sollte sich jedoch zeigen, wie instabil die Situation im Lande und vor allem an der Küste weiterhin war. Schon am 11. des Monats registrierte das Innenministerium, dass in der Dreistadt (Gdańsk-Gdynia-Sopot) die Atmosphäre unter den Arbeitern „voller Spannungen“ wäre.⁶⁵ In der zweiten Januarhälfte schwoll die Streikwelle dort erneut an, und am 18. und 20. des Monats stand der Verkehr für einige Stunden still.⁶⁶ Zur Situation in Szczecin stellte das Innenministerium am 11. Januar u. a. fest: In der Warski-Werft werde diskutiert, dass die Forderungen der Werftarbeiter ignoriert worden seien, auch würden „unablässige Gerüchte über verschiedene Termine eines neuen Streiks“ kursieren.⁶⁷ Auf der gleichfalls am 11. Januar in Anwesenheit von Vizepremier Franciszek Kaim stattfindenden Versammlung des „gesellschafts-politischen Aktivs“ der Werft wurde kritisiert, dass in der Presse die Ereignisse vom Dezember nicht wahrheitsgetreu dargestellt worden wären, und auf der offenen PVAP-Versammlung der Elektrischen Abteilung der Werft am 15. Januar forderten die Teilnehmer unabhängige Gewerkschaften.⁶⁸

Einen großen Streik löste dann ein Artikel in der Lokalzeitung „Głos Szczeciński“ (Szczeciner Stimme) vom 20. Januar 1971 aus. Er trug den Titel „Die Tat der Belegschaft der Röhrenfabrik“. Darin wurde mitgeteilt, dass in dieser Abteilung der Warski-Werft am Vortag ein Meeting stattgefunden hatte, bei dem die Teilnehmer zur Unterstützung der neuen Parteiführung eine Reihe von Verpflichtungen übernommen hätten, unter anderem, dass die ganze Belegschaft mit über 500 Beschäftigten am Sonntag, dem 24. Januar, arbeiten wolle.⁶⁹ Doch diese Zeitungsmitteilung entsprach so nicht der Wahrheit. Weder waren die auf dem Meeting Anwesenden oder die Belegschaft insgesamt nach ihrer Meinung gefragt, noch war auf der Veranstaltung darüber abgestimmt worden. Einen Tag nach dem Zeitungsbericht beschlossen die Teilnehmer einer Kundgebung, die gegen 12.00 Uhr vor dem Verwaltungsgebäude der Warski-Werft stattfand, in den Streik zu treten. Obwohl der Betriebsdirektor Tadeusz Cenikier den Versammelten versprach, dass in der Presse die unzutreffende Meldung korrigiert werden sollte, beruhigte sich die Situation nicht. Als Interessenvertretung wählten die Streikenden ein 38-köpfiges Streikkomitee mit Edmund Baluka an der Spitze.⁷⁰

65 Ebenda, S.106.

66 Siehe Paczowski, *Pół wieku*, S.396.

67 Siehe Information des Innenministeriums, 11. Januar 1971, S.106.

68 Abgedr. in: *Postulaty 1970-71 i 1980*, S.77-86, hier S.79, 85.

69 Abgedr. in: *Rewolta Szczecińska*, Anhang Nr. 9, S.217f.

70 Siehe Glowacki, Kryzys, S.215-217.

Am 23. Januar nahm die streikende Belegschaft der Warski-Werft sechs Forderungen an, die „in bedeutend höherem Grade politischen Charakter“⁷¹ aufwiesen als die vom Dezember 1970. Dazu zählte, die falsche Information über die Verpflichtungen der Röhrenfabrik nicht nur zu berichtigen, sondern auch, die daran Schuldigen zu bestrafen. Außerdem sollten am 23./24. Januar 1971 auf Abteilungs- und Betriebsebene Neuwahlen bei PVAP, Gewerkschaften, Jugendorganisation und Betriebsräten stattfinden. Die neu gewählten Gremien sollten dann die Forderungen vom Dezember 1970 durchsetzen.⁷²

Die Partei- und Staatsorgane der Wojewodschaft reagierten auf den Streik ähnlich aggressiv wie im Vormonat. Erneut sollte der Streik durch Gewalteininsatz beendet werden. Am 22. Januar riegelte ein Milizkordon den Betrieb ab und unterbrach die Lebensmittelversorgung. Infolgedessen mangelte es schon in den Nachtstunden des 22. Januar an Nahrung. Am Morgen des 24. Januar gelang es, Lebensmittel in die Werft zu bringen.

Trotz des konfrontativen Verhaltens der staatlichen und Sicherheitskräfte hatte das Streikkomitee am Abend des 23. Januar einen offenen Brief an Edward Gierek gerichtet. Darin sicherte es dem neuen PVAP-Chef wie auch Ministerpräsident Jaroszewicz die Unterstützung zu. Den Streik, so betonten die Werftarbeiter, hätten diejenigen provoziert, die gegen die Erneuerung des Landes einträten. Dafür müssten sie bestraft werden.⁷³

Nachdem gleichfalls am 23. Januar ZK-Sekretär Jan Szydlak vor dem Sekretariat des ZK einen Bericht über die Lage in Szczecin vorgetragen hatte, beschloss das Gremium auf Antrag von Gierek, in der Stadt ein Treffen mit Vertretern der Werftabteilungen und anderer Betriebe durchzuführen, an dem der Parteichef und Ministerpräsident Jaroszewicz sowie die Direktoren, Abteilungsleiter, Sekretäre der Abteilungs- und Betriebsparteiorganisationen sowie die Vorsitzenden der Betriebs- und der Arbeiterräte teilnehmen sollten. Ein ähnliches Treffen war auch in Gdańsk vorgesehen.⁷⁴ Schon der Teilnehmerkreis zeigt, dass an eine Veranstaltung der Art gedacht war, wie sie seit Giereks Wahl schon mehrfach stattgefunden hatten. Einen Termin legte das Sekretariat nicht fest.

Möglicherweise auch als Reaktion auf den Brief der Werftarbeiter an Gierek vom 23. Januar fiel spätestens in den Vormittagstunden des 24. Januar die Entscheidung, dass Gierek und Jaroszewicz sofort nach Szczecin reisen sollten. Dort angekommen, fuhren beide zusammen mit Verteidigungsminister Wojciech Jaruzelski in das Wojewodschaftskomitee der PVAP, während der auch der Abordnung angehörende Szlachcic sich direkt in die Werft begab. Im Ergebnis

71 Eisler, Grudzień, S.350.

72 Abgedr. in: *Postulaty 1970-71*, S.108f.; siehe auch Glowacki, Kryzys, S.218f.

73 Siehe Glowacki, Kryzys, S.222-227. Ob der Brief der Werftarbeiter die Forderung enthielt, dass Gierek zu ihnen kommen solle, ist unter polnischen Historikern umstritten.

74 Siehe Protokoll Nr. 31 der Sitzung des Sekretariats des ZK der PVAP vom 23. Januar 1971, in: *Tajne dokumenty*, Grudzień 1970, Nr. 16, S.140f.

seiner Verhandlungen mit dem Streikkomitee wurde ein Treffen Giereks und seiner Begleitung mit Werftarbeitern aus allen Abteilungen vereinbart. Die Vorbereitung sollte etwa zwei Stunden dauern. In dieser Zeit überarbeitete das Streikkomitee die bereits mehrfach geänderten Arbeiterforderungen erneut.⁷⁵

Gierek wartete im PVAP-Wojewodschafskomitee jedoch die gesetzte Frist nicht ab, sondern kam schon vorher in die Werft. Dazu äußerte er sich rückblickend: „Ich ging zur Wache. Dort standen einige mit Ketten, Knüppeln und Brechstangen bewaffnete Werftarbeiter. Als sie uns sahen, kamen sie zu uns, sehr deutlich feindselig eingestellt. Einer fragte: ‚Was wollt ihr? Wer seid ihr?‘ Als ich antwortete: ‚Edward Gierek, erster Sekretär des Zentralkomitees der Partei‘, brachte sie das deutlich in Verlegenheit. Einige liefen sofort zur Wache hin, um mit den Streikchefs zu telefonieren und zu fragen, was sie mit solchen Gästen machen sollen. Nach zehn Minuten öffneten sie die Tore [...] Wir wurden in den großen Konferenzsaal gebracht und gebeten, dass wir geduldig warten, bis die Menschen kommen. Das dauerte reichlich lange, nicht weniger als eineinhalb Stunden.“⁷⁶

„*Helft ihr?*“

Das Treffen mit den Werftdelegierten begann gegen 18.00 Uhr und wurde vom Betriebsfunk in der ganzen Werft übertragen. Im von Werftdirektor Cenquier geleiteten Präsidium waren die Streikenden lediglich durch den Komiteevorsitzenden Baluka vertreten.⁷⁷ Dieser trug die nunmehr zwölf Forderungen des Streikkomitees vor, an deren Spitze jetzt die Senkung der Lebensmittelpreise auf das Niveau vor der Anhebung im Vormonat stand. Die Forderungen endeten mit dem Satz: „Streik ist kein Verbrechen, denn er ist nirgendwo verboten.“⁷⁸

Nach Baluka hielt Gierek eine längere Rede. Er wies auf die vor Kurzem erfolgten Erhöhungen bei Löhnen, Renten und Familienbeihilfen hin, deren Ausmaß der PVAP-Chef mit 8,4 Mrd. Zloty und damit erheblich höher bezifferte, als das der Beschluss vom 30. Dezember vorsah. Darüber hinaus gäbe es keinerlei Reserven für einen raschen Anstieg des Lebensstandards. Ausführlich äußerte sich Gierek zu den Forderungen der Streikenden. Die Rücknahme der Preiserhöhung lehnte er jedoch ab. Hinsichtlich der anderen Forderungen stimmte er der sofortigen Wahl neuer Organe bei den Partei-, Gewerkschafts- und Jugendorganisationen sowie der Arbeiterräte zu. Auch die Schaffung einer bis zu diesen Neuwahlen tätigen Arbeiterkommission akzeptierte er.⁷⁹ Eine Bezahlung der Streikzeit gestand er nur unter der Bedingung der Planerfüllung zu. Gierek versicherte auch, dass der Streik für die Organisatoren und Teilnehmer keine Konsequenzen

75 Siehe Glowacki, Kryzys, S.219f.

76 Janusz Rolicki/Edward Gierek: *Przerwana dekada* [Die abgebrochene Dekade], Warszawa 1990, S.76.

77 Der Wortlaut des auf Tonbändern aufgenommenen Treffens gelangte in den Westen und wurde dort 1971 publiziert. Abgedr. in: *Rewolta Szczecińska*, S.25-147.

78 Ebenda, S.26f.

79 Bei diesen Wahlen schafften es viele Streikaktivisten in die neuen Gremien, Baluka wurde hauptamtlicher Sekretär des Betriebsrates.

haben werde. Erst nach längerer und kontroverser Debatte war er einverstanden, dass die Falschinformation zur Verpflichtung der Röhrenfabrik berichtigt wird; jemanden dafür zu bestrafen lehnte er jedoch ab.⁸⁰ Ministerpräsident Jaroszewicz appellierte an die staatsbürgerliche Verantwortung der Werftarbeiter. Diese sollten bei ihren Forderungen daran denken, „dass andere auch Postulate haben, und richtige, begründete Postulate“.⁸¹

Die Werftarbeiter äußerten sich in der Diskussion mit „viel Groll“.⁸² Sie verlangten Preissenkungen oder Lohnerhöhungen, sprachen über ihre Verdienste und Normen. Mit vielen Details zeigten sie Missstände auf und schilderten teils mit drastischen Worten ihre soziale Notlage. Es gab aber auch Unterstützung für Gierek, der eine Chance erhalten müsse. Nachdem sie sich in den Betriebsabteilungen beraten hatten, beschlossen die Streikenden, den Ausstand vorläufig zu beenden. Damit endete das seiner Art nach in der Geschichte Polens erst- und einmalige Treffen nach mehr als neun Stunden in der Frühe des 25. Januar für Gierek mit einem Erfolg. Von Szczecin aus begab sich Gierek mit seiner Begleitung sofort nach Gdańsk. Dort fand noch am selben Tag ebenfalls ein Treffen mit Arbeitern statt, jedoch schon nicht mehr in einem Betrieb, sondern im Saal des Nationalrates und unter Leitung des Wojewodschaftsparteichefs Karkoszka.⁸³ Dennoch verlief die Veranstaltung, wie Szlachcic einschätzte, „stürmisch, die Kritik [war] noch schärfer, sogar brutal“.⁸⁴ Zum Schluss seiner Rede stellte Gierek die berühmte Frage: „Nun, helft ihr?“⁸⁵

Die Reaktion darauf wird in der Literatur unterschiedlich beschrieben. Klar ist jedoch, dass die Versammelten Giereks rhetorischer Frage nicht so enthusiastisch zustimmten, wie die Propaganda das nachfolgend behauptete. Dennoch wurde das Treffen in Gdańsk zum „größten Erfolg“ Giereks und jenes „Fragment eines Dialogs [...] zum ersten Schlagwort der beginnenden Dekade“.⁸⁶

Nach den Treffen Giereks in Szczecin und Gdańsk flauten die Streiks an der polnischen Küste ab. Doch in der Textilarbeiterstadt Łódź kam es gut zwei Wochen später erneut zu einem ausgedehnten Streik.⁸⁷ Er begann damit, dass am

80 Siehe Rewolta Szczecińska, S.27-49, besonders S.40-48. Die Berichtigung des „Głos Szczeciński“ erschien am 29. Januar. Siehe ebenda, Anhang Nr. 16, S.237.

81 Die Rede von Jaroszewicz siehe ebenda, S.49-60, hier S.54.

82 Głowacki, Kryzys, S.231.

83 Siehe zu dieser Zusammenkunft die kurze Wiedergabe in: Grudzień (Paris), S.104-108.

84 Szlachcic, Gorzki smak, S.166.

85 Grudzień (Paris), S.108.

86 Paczkowski, Pół wieku, S.397. Ähnlich Głowacki: „Diese Losung machte kolossale Furore und brach auf diese Weise die Stimmungen an der Küste.“ Głowacki, Kryzys, S.236.

87 Zum Verlauf der Streiks in Łódź siehe vor allem Krzysztof Lesiakowski: Strajki robotnicze w Łodzi w latach 1957-1980 [Die Arbeiterstreiks in Łódź in den Jahren 1957-1980], in: Ders. (Hrsg.): Opozycja i opór społeczny w Łodzi 1956-1981 [Opposition und gesell-

11. Februar 1971 die Beschäftigten der Abteilung Abfallspinnerei der Baumwollwerke „Julian Marchlewski“ in den Ausstand traten. Auslösendes Moment war die Angst vor einer Lohnsenkung. Diese Gefahr ergab sich für die Arbeiter aus dem soeben bekannt gewordenen aktuellen Lohnverzeichnis. Angesichts der ohnehin schon niedrigen Einkommen der Textilarbeiter, unter denen es sehr viele Frauen gab, drohten ihre „bejammernswerten“ Lebensbedingungen⁸⁸ sich weiter zu verschlechtern. Rakowski vermerkte am 13. Februar anlässlich des Streiks in seinem „Politischen Tagebuch“: „Ich erinnere mich an meinen Aufenthalt in Łódź [...] am Ende des vorigen Jahres. Damals erzählten mir die Genossen vom KD [Komitet Dzielnicowy, Stadtbezirkskomitee – Ch. H.] von der fatalen Situation der Arbeiter von Łódź, unter anderem davon, dass es Arbeiterinnen gibt, die durch Prostitution zuverdienen. Gott!“⁸⁹

Die Textilarbeiter verlangten eine Anhebung ihres Lohnes um 20 Prozent, eine für sie nachvollziehbare Verdienstfestsetzung, eine gerechte Berechnung des Urlaubsgeldes und eine ehrliche Verteilung der Exportprämie. Wenig später forderten sie, zu den Preisen vor dem 12. Dezember zurückzukehren und die Verantwortlichen für die Dezemberereignisse zu bestrafen.

Der Streik in den Marchlewski-Werken weitete sich schnell auf die meisten Baumwollbetriebe der Stadt aus. Nach Schätzungen hatten schon am folgenden Tag, dem 12. Februar 1971, 10.000 bis 12.000 Menschen die Arbeit niedergelegt, darunter 80 Prozent Frauen. Nur noch in drei Baumwollfabriken wurde gearbeitet. Anders als an der Küste bildeten sich in Łódź aber keine formellen Streikkomitees; Streikführer traten spontan hervor. Nur im Baumwollbetrieb „Verteidiger des Friedens“ gab es eine elfköpfige Organisatorengruppe, die einige Aufgaben eines Streikkomitees ausfüllte.

Am 12. Februar versuchte der nach Łódź geeilte Minister für Leichtindustrie Tadeusz Kunicki den Ausstand zu beenden. Er blieb erfolglos, da er die modifizierten Forderungen, die nun vor allem eine Lohnanhebung von nun zehn Prozent und eine Senkung der Preise für Fleisch und Fleischwaren beinhalteten, nicht akzeptierte. Auch dem seit etwa einem Monat amtierenden neuen CRZZ-Vorsitzenden Władysław Kruczek gelang es in der Nacht zum 13. Februar nicht, die streikenden Arbeiter der Marchlewski-Werke zur Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen. Stattdessen schloss sich die ganze Belegschaft den Streikenden an und verlangte kategorisch Giereks Kommen oder eine Lohnerhöhung um 250 Złoty. Es kam zu ersten Betriebsbesetzungen.

Angesichts der zugespitzten Lage, über die die Medien aber bis dahin nicht informiert hatten, beschäftigten sich am 13. Februar das PVAP-Politbüro und die Regierung auf einer gemeinsamen Sitzung mit „Schlussfolgerungen“ aus der

schaftlicher Widerstand in Łódź 1956-1981], Warszawa 2003, S.30-41, hier S.33-35; Eisler, Grudzień, S.360f.; Głowacki, Kryzys, S.244-248.

88 Rakowski, Dzienniki 1969-1971, S.361.

89 Ebenda.

Situation in Łódź. Ministerpräsident Jaroszewicz wurde in die Stadt entsandt.⁹⁰ Er absolvierte am 14. Februar zunächst ein vom Politbüro beschlossenes Zusammentreffen mit dem „Partei-, Gewerkschafts- und Jugendaktiv“ aus den 80 größten Betrieben, doch ein „wahres Bild der Situation“⁹¹ gewann er erst am Abend in den Marchlewski-Werken und im Betrieb „Verteidiger des Friedens“.

Das Treffen mit den Arbeitern der Marchlewski-Werke begann um etwa 19.00 Uhr. Nach einer längeren Rede fragte Jaroszewicz, offensichtlich angelehnt an das Vorgehen Giereks in Gdańsk vom Vormonat: „Die Hauptsache ist eure Antwort: Unterstützt ihr die neue Führung? Die Mehrheit im Saal schrie: Wir unterstützen!“ Doch eine sofortige Rückkehr an die Arbeit lehnten die Versammelten ab. Auch bei diesem Treffen sprachen die Teilnehmer aus Łódź teils sehr emotional über ihre schweren Lebens- und Arbeitsbedingungen. Eine Arbeiterin schilderte: „Ich nehme 100 Zł für den Fleischer, kaufe ein halbes Kilo Fleisch, Blutwurst, und Geld ist nicht da (sie beginnt zu weinen, eine Reihe von Arbeiterinnen im Saal weint). Wenn ich schon keine Kraft mehr habe, gehe ich zu unserem Arzt, aber dort hat schon vorher der Leiter angerufen, dass er mir keine Befreiung gibt, denn er hat niemanden, der die Maschinen bedient. [...] Als eine Bekanntmachung aushängt, seine Kinder für das Ferienlager einzuschreiben, gehen wir sofort zum [Betriebs-]Rat. Es erweist sich, dass es schon keine Plätze mehr gibt, sie [die Leiter und Funktionäre – Ch. H.] haben sie unter sich verteilt.“

Es gelang Jaroszewicz weder bei der Zusammenkunft in den Marchlewski-Werken noch bei seinem Besuch in der Baumwollfabrik „Verteidiger des Friedens“ Vertrauen bei den Arbeitern aufzubauen. Der Streik dauerte an und erreichte am 15. Februar seinen Höhepunkt. An diesem Tag beteiligten sich nach Schätzungen etwa 55.000 Arbeiter und damit etwa 60 Prozent der Beschäftigten in den 32 betroffenen Betrieben am Ausstand.

Zur Eskalation kam es, als sich unter den Arbeitern die Befürchtung verbreitete, dass die Staatsmacht den Streik niederschlagen werde. Gegen 19.00 Uhr versammelten sich vor dem Haupttor der Marchlewski-Werke mehrere hundert meist junge Leute. Sie begannen, teilweise unter Alkoholeinfluss, Autos und Straßenbahnen aufzuhalten und die Nachbarstraßen mit Abfallbehältern und Bänken aus dem nahen Park zu blockieren. Wieder kam es zu Zusammenstößen mit der Miliz, in deren Folge drei Milizionäre und eine unbekannte Zahl von Demonstranten verletzt und 30 Personen festgenommen wurden. Erst um etwa 0.30 Uhr kehrte Ruhe ein. Die Demonstranten wurden jedoch von den Arbei-

90 Siehe Protokoll Nr. 34 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP und des Präsidiums der Regierung vom 13. Februar 1971, in: *Tajne dokumenty*, Grudzień 1970, Nr. 22, S. 202f.

91 Lesiakowski, *Strajki*, S.33. Lesiakowski stützt sich bei seiner Darstellung des Treffens (S.34) vor allem auf einen Bericht des PVAP-Stadtkomitees Łódź, aus dem auch die beiden nachfolgenden Zitate stammen.

tern, die ihren Betrieb besetzt hatten, nicht unterstützt. Stattdessen wurde, wie in den Marchlewski-Werken um 22.00 Uhr angekündigt, der Streik um Mitternacht beendet.

Das Ende der akuten Krise

Bewirkt hatte das Ende des Streiks die Erklärung, die Ministerpräsident Jaroszewicz im Fernsehen über die Rücknahme der Preiserhöhung vom Dezember 1970 abgegeben hatte.⁹² Die entsprechende Entscheidung war vom PVAP-Politbüro und vom Regierungspräsidium auf einer gemeinsamen Sitzung noch am 15. Februar getroffen worden,⁹³ nachdem klar war, dass ihre Versuche, den Streik in Łódź zu beenden, erfolglos geblieben waren. Jaroszewicz äußerte sich rückblickend zu seinen Erfahrungen in Łódź und den daraus gezogenen Schlussfolgerungen: „Vieles habe ich damals in dieser Nachtschicht erlebt und verstanden. Ich verstand auch, dass man entweder den Textilarbeitern die Löhne anheben muss, aber eine solche Variante hätte eine Lawine von Lohnforderungen nach sich gezogen, oder dass man rasch auf die im Dezember vorgenommene Preiserhöhung verzichten muss. Wir hatten keine Reserven für eine solche Entscheidung, ich glaubte jedoch, dass wir uns, wenn wir uns Lohnstreitigkeiten vom Halse schaffen, vorwärtsbewegen. Ich kehrte nach Warschau in der tiefen Überzeugung zurück, dass eine Veränderung der Wirtschaftsstrategie notwendig ist. Auf der Sitzung des Politbüros stellte ich den Antrag zur Rücknahme der Preiserhöhung. Ich erlangte Verständnis, Zustimmung und Unterstützung.“⁹⁴

Beschlossen wurde am 15. Februar, die vor zwei Monaten angehobenen Preise zum 1. März wieder auf das Niveau vor dem 12. Dezember 1970 zu senken, wobei die niedrigeren Preise für einige Industriewaren aufrechterhalten wurden. Auch die am 30. Dezember 1970 als Ausgleich für die Preiserhöhungen gestiegenen Löhne, Familienbeihilfen und Renten blieben in Kraft. Zugleich beschlossen Politbüro und Regierungspräsidium, sich an die KPdSU-Führung und die sowjetische Regierung zu wenden, Polen einen Kredit von bis zu 100 Millionen Dollar zu gewähren. Ziel dessen war, durch Importe die Versorgung mit Lebensmitteln und besonders mit Fleisch und Fleischprodukten zu gewährleisten. Diesen Kredit sagte der sowjetische Ministerpräsidenten Aleksej N. Kossygin Jaroszewicz in einem Telefongespräch zu.⁹⁵

Der Kredit diene aber auch dazu, der PVAP-Führung in ihrer Erklärungsnot beizustehen. Sie hatte mehrfach erklärt, diese Preiserhöhungen nicht zurück-

92 Siehe Przemówienie telewizyjne premiera tow. P. Jaroszewicza [Fernsehrede des Premiers Gen. P. Jaroszewicz], in: Trybuna Ludu, 16.2.1971, S.1.

93 Siehe Protokoll Nr. 35 der Sitzung des Politbüros des ZK der PVAP und des Präsidiums der Regierung vom 15. Februar 1971, in: Tajne dokumenty, Grudzień 1970, Nr. 23, S.204f. Noch am 15.2. fasste der polnische Ministerrat dann den formalen Beschluss über die Rücknahme. Siehe Trybuna Ludu, 16.2.1971, S.1.

94 Piotr Jaroszewicz/Bohdan Roliński: Przerwywam milczenie. 1939-1989 [Ich breche das Schweigen. 1939-1989], Warszawa 1991, S.171.

95 Siehe Tajne dokumenty, Grudzień 1970, S.204, Fußnote 19.

nehmen zu können. Jetzt wurde diese Rücknahme auch mit der Unterstützung seitens der Sowjetunion begründet.⁹⁶

Der Verzicht auf die Preiserhöhung vom Dezember 1970 bewirkte, dass sich die innenpolitische Lage entspannte, auch wenn „in vielen Fabriken und vielen Regionen des Landes noch ein paar Wochen lang stürmische Belegschaftsversammlungen und kurze Streiks stattfanden“. Der etwa zwei Monate andauernde „Streikzyklus“ ging zu Ende.⁹⁷

Die von der neuen PVAP-Führung bis Mitte Februar gemachten sozialen Zugeständnisse belasteten die ohnehin sehr schwierige wirtschaftliche Situation im Land zusätzlich. Doch wenn es nicht gelungen wäre, die Streiks und Proteste zu beenden und ein gewisses Maß an Unterstützung seitens der Bevölkerung zu erreichen, wären die wirtschafts- und sozialpolitischen Vorhaben, die der neue Parteichef schon in seiner ersten Rede am 20. Dezember 1970 angekündigt hatte, nicht anzupacken gewesen. So gab es für Gierek „keinen anderen Ausweg“⁹⁸ als die Rücknahme der Preiserhöhung vom 12. Dezember 1970.

Die ersten Maßnahmen der neuen PVAP-Führung unter Gierek und die dann auf dem VI. Parteitag im Dezember 1971 beschlossene neue Wirtschafts- und Sozialpolitik, die ähnliche Akzente setzte wie Honecker in der DDR und die Führungen in anderen RGW-Ländern zu Beginn der 1970er-Jahre, waren anfangs durchaus erfolgreich. Doch schon ab 1973/74 spitzte sich die ökonomische und soziale Lage in Polen wieder zu. Wiederum nach angekündigten Preiserhöhungen kam es im Juni 1976 erneut zu massiven Streiks und Protesten der Arbeiter.

96 Siehe dazu z. B. den Kommentar: *W trosce o dobrą społeczność* [In der Sorge um das Wohl der Gesellschaft], in: *Trybuna Ludu*, 17.2.1971, S.1.

97 Paczkowski, *Strajki*, S.91f.

98 Ebenda, S.91.

Die „Beschäftigungswende“ 1989/90 in der ostdeutschen Energiewirtschaft

Jörg Roesler

1. Einleitung

Der „Wende“, offiziell als „friedliche Revolution“ bezeichnet, sind in diesem Jahr Rückblicke verschiedenster Art gewidmet. Sie konzentrieren sich jedoch fast ausschließlich auf die politische Entwicklung von der „Diktatur“ zur „Demokratie“ und behandeln in weitaus geringerem Maße den ordnungspolitischen Wandel von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft. Den Umbruch, der sich im sozialen Bereich vollzog, noch seltener. Man begnügt sich meist mit dem Hinweis, dass mit der Währungsunion die „Soziale Marktwirtschaft“ der Bundesrepublik kam, ohne zu fragen, welche soziale Bedeutung das für die DDR-Bürger hatte, denen das Arbeitsrecht einst Vollbeschäftigung garantiert hatte.

Um diesem Manko abzuhelpen, soll in diesem Beitrag die Transformation von der Beschäftigungspolitik der DDR in die der Bundesrepublik dargestellt werden; das geschieht am Beispiel der beiden zentralgeleiteten Energiekombinate der DDR. Das Ende 1980 gebildete volkseigene Kombinat Braunkohlkraftwerke (KBK) umfasste alle auf Braunkohlebasis produzierenden Großkraftwerke, alle Pumpspeicherwerke sowie mehrere Reparaturbetriebe und ein Forschungsinstitut. Die Kraftwerke befanden sich in der Niederlausitz, in Ostsachsen und in der Umgebung von Leipzig und Dessau, die Pumpspeicherwerke in Thüringen. Zu dem zum gleichen Zeitpunkt gegründeten volkseigenen Kombinat Verbundnetze Energie (KVE) gehörten 43 über die ganze DDR verteilte Umspannwerke, zwei Ausrüstungsbetriebe sowie ein Forschungsinstitut.¹ Im KBK waren 1989 fast 27.000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, im KVE 6.600.² Hauptaufgabe des Kraftwerkskombinats war die Erzeugung von Elektroenergie; das Netzekombinat hatte in erster Linie das Verbundnetz funktionsfähig zu halten. Doch auch im KBK lag der Anteil der mit der Instandhaltung der Produktionsanlagen beschäftigten bei über 40 Prozent der Belegschaft. Das hatte z. T. mit Besonderheiten der Energieerzeugung zu tun – Produktion und Verbrauch erfolgen fast gleichzeitig, Produktionsstörungen wirken sich daher unmittelbar aus und müssen rasch beseitigt werden. Teilweise ergab sich das aber auch aus dem damaligen Verschleißgrad der Turbinen. Die Kraftwerksblöcke im KBK stammten überwiegend aus den 50er- bis 70er-Jahren. Nur im Stammbetrieb des Kombinats,

1 Siehe Jörg Roesler/Dagmar Semmelmann: Vom Kombinat zur Aktiengesellschaft. Ostdeutsche Energiewirtschaft im Umbruch in den 1980er und 1990er Jahren, Bonn 2005, S.39.

2 Siehe ebenda, S.55, 57.

dem Kraftwerk Jänschwalde, waren sie durchweg jüngeren Datums. Ihre Inbetriebnahme erfolgte zwischen 1981 und 1989.³

2. Arbeitskräfteknappheit und Arbeitskräftebeschaffung am Ende der 80er-Jahre

Im Herbst 1989 herrschte in den beiden Energiekombinaten Arbeitskräftemangel. Das war auch schon in den Jahren zuvor der Fall gewesen, Folge einer auf Vollbeschäftigung zielenden Sozialpolitik und Ergebnis von Widersprüchen im zentralen Planungssystem.⁴ Die Zahl der unbesetzten Planstellen belief sich auf 400, davon 360 in der Erzeugung und Instandhaltung und 40 im Verwaltungsbereich.⁵ Das war insofern bemerkenswert, als die Energiekombinate zu den hinsichtlich der Versorgung mit Arbeitskräften „privilegierten“ Betrieben gehörten. Sie erhielten wegen der Wichtigkeit ihres Bereiches für das Funktionieren der Volkswirtschaft wiederholt die Erlaubnis, beim Staatssekretariat für Arbeit und Löhne Anträge auf Werbung von Arbeitskräften zu stellen,⁶ während öffentliche Arbeitskräftewerbung der Mehrzahl der DDR-Betriebe – da sie vielfach auf Abwerbung von Arbeitskräften aus anderen Betrieben hinauslief – verboten war. Konkrete Einstellungsverbote gab es zwar auch für bestimmte Bereiche des KBK und des KVE „außerhalb der Produktion“. Jedoch hatten die Kombinatdirektoren die Möglichkeit, auch in diesem Falle Ausnahmegenehmigungen zu beantragen.⁷ Darüber hinaus gehörten die Energiekombinate zu jenen Industrieverbänden, die das Recht hatten, beim Staatssekretariat „Sonderarbeitskräfte“ anzufordern: Diese Möglichkeit zur Arbeitskräfteaufstockung betraf für KBK und KVE in erster Linie den Zeitraum extremer Witterungsbedingungen im Winter. So waren z. B. im Januar 1985 neben Hilfskräften aus der Verwaltung, aus anderen Betrieben der Region und Studenten 1.600 Angehörige der Nationalen Volksarmee bzw. der Deutschen Volkspolizei im Einsatz gewesen.⁸ Zu denjenigen Großbetrieben, die wie die für den Westexport wichtigen Chemiebetriebe auch in „normalen“ Zeiten Armeeangehörige zur Aufrechterhaltung der Produktion auf Antrag zugeteilt bekamen, gehörten die Energiekombinate jedoch

3 Siehe Jörg Roesler/Dagmar Semmelmann: „... ohne Energie geht gar nichts!“ Die ostdeutsche Energiewirtschaft von den Kombinaten zur VEAG (1980-2001), Berlin 2001, S.20f.

4 Siehe Uwe Vollmer: Vollbeschäftigungspolitik, Arbeitseinsatzplanung und Entlohnung der abhängig Beschäftigten in der DDR-Wirtschaft, in: Eberhard Kuhrt/Hanns Jörg F. Buck/Gunter Holzweißig (Hrsg.): Die Endzeit der DDR-Wirtschaft. Analysen zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik, Opladen 1999.

5 Siehe Energie aktuell, Betriebszeitung des KBK-Stammbetriebes Jänschwalde, 1989, Nr. 17, S.5.

6 VEAG-Archiv (Vattenfall Europe), Bestand Kombinat Braunkohlekraftwerke (im Folgenden: KBK), Nr. 11767, Bl. 10.

7 Ebenda, Bl. 1.

8 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.41.

nicht.⁹ Sie hatten freilich Anspruch auf eine andere Kategorie von Sonderarbeitskräften, deren Zahl während der 80er-Jahre in die Zehntausende ging – auf ausländische Arbeitskräfte. In den Energiekombinaten handelte es sich bei diesen Vertragsarbeitern um Moçambiquaner, deren Beschäftigung seit 1979 in Regierungsverträgen zwischen dem südafrikanischen Staat und der DDR vertraglich geregelt war.¹⁰

Ungeachtet einer gewissen Privilegierung, die die Energiekombinate bei der Arbeitskräfteversorgung genossen, fehlten ihnen 1989 Arbeitskräfte. Die Arbeitskräfteknappheit nahm im Herbst sogar noch zu. „Durch eine Vielzahl von Republikflüchtigen und Auswanderern ist das Betreiben meiner Kraftwerksanlagen auf das Äußerste gefährdet. Vielfach können Kraftwerksblöcke nur noch mit Notbesetzung betrieben werden“, schrieb einer der Kraftwerksdirektoren im Dezember 1989 an den Minister für Schwerindustrie. Durch die Einberufung von jungen Kraftwerkern zum Grundwehrdienst Ende Oktober/Anfang November des Jahres habe sich die Arbeitskräftesituation zusätzlich „verkompliziert“.¹¹

Bereits Ende November 1989 hatte sich der Generaldirektor des KBK Willi Retschke unmittelbar an das Ministerium für Nationale Verteidigung mit einer Namensliste erst kürzlich einberufener Kraftwerker gewandt: „Auf Grund der gegenwärtigen personellen Lage in den Kraftwerken unseres Kombinates und der damit verbundenen Gefährdung des sicheren Betriebes und der notwendigen Instandhaltungsmaßnahmen bin ich veranlaßt, mich an Sie mit der Bitte zu wenden, die in der Anlage aufgeführten Wehrpflichtigen aus ihrem Wehrdienst zu entlassen.“¹² Retschke hatte mit seinem Ansinnen kein Glück, ebenso wenig wie mit seiner Ende Januar 1990 wiederholten Bitte um „Rückführung“ von zur Armee eingezogenen Belegschaftsmitgliedern.

3. Personelle Umsetzungen innerhalb der Energiebetriebe aufgrund erster Arbeitsplatzverluste

Während die „Sicherung der personellen Besetzung der Anlagen und die Gewährleistung und Erhöhung der Instandhaltungskapazitäten in allen Kraftwerken“ für die Leitungen der Energiekombinate „weiterhin ein Schwerpunkt“ war,¹³ lief im Verwaltungsbereich der Energiekombinate seit Dezember bereits eine erste Entlassungswelle.

9 Siehe Jörg Roesler: Arbeitskräftegewinnung und Arbeitskräftelenkung, in: Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945. Hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung/Bundesarchiv, Bd. 10: Deutsche Demokratische Republik 1971-1989, Bewegung in der Sozialpolitik, Erstarrung und Niedergang, Baden-Baden 2008, S.243-288, hier S.283f.

10 Siehe ders.: Beschäftigung, soziale Sicherung und soziale Integration von Ausländern, in: ebenda, S.607-640, hier S.626; Energie aktuell, 1991, Nr. 5, S.6.

11 KBK, Nr. 11767, Bl. 119.

12 Ebenda, Bl. 55.

13 KBK, Nr. 11768, Bl. 38.

Angekündigt hatte sie bereits Mitte November der neu ernannte DDR- Ministerpräsident Hans Modrow, als er in seiner Regierungserklärung über die in Angriff zu nehmende Wirtschaftsreform sprach und u. a. „die Verringerung des Verwaltungspersonals in der Wirtschaft“ für notwendig erachtete. Diejenigen, deren Arbeitsplätze abgebaut würden, versprach Modrow, „werden unter voller Wahrung des Arbeitsrechts entsprechend ihrer Qualifikation möglichst nach ihrer Neigung eingesetzt werden“.¹⁴

In den Energiekombinaten betraf diese Ankündigung Mitarbeiter der Abteilung I: Kader und Bildung. Beginnend mit dem Monat Dezember wurde der bis dahin als „zentrale Abteilung im sozialistischen Betrieb“¹⁵ angesehene Beschäftigungsbereich, dessen Mitarbeiter für die fachliche und politische Eignung und Zuverlässigkeit der einzustellenden Belegschaftsmitglieder zuständig gewesen waren, in allen KBK- und KVE-Betrieben aufgelöst. Gleichzeitig verloren die auf der Lohnliste der Betriebe stehenden hauptamtlichen Funktionäre der SED, der Kampfgruppen, des Zivilschutzes, des FDGB, der FDJ und anderer „Massenorganisationen“ ihren Arbeitsplatz.¹⁶ Viele Belegschaftsmitglieder „aus der Produktion“ empfanden Genugtuung über die Reduzierung des „Wasserkopfes“; mancher Betriebsdirektor war gleicher Meinung. Der Generaldirektor des KBK musste den Direktor des Forschungsbetriebes ausdrücklich darauf hinweisen, dass er verpflichtet sei, dem bisherigen Direktor für Kader und Bildung „eine zumutbare andere Arbeit anzubieten“, die er nach Beendigung seines bisherigen Arbeitsrechtsverhältnisses aufnehmen könne.¹⁷

Für die Weiterbeschäftigung einzelner zu entlassender Mitarbeiter setzten sich Belegschaftsmitglieder manchmal auch ein. So beschloss man im KBK-Stammbetrieb, die drei betrieblichen Planstellen der Gewerkschaftsbibliothek weiterhin zu erhalten.¹⁸

Nicht jeder der entlassenen bzw. an anderer Stelle im Betrieb untergebrachten, ehemals in den Abteilungen I Beschäftigten gab sich mit seinem Schicksal zufrieden. Ein umgesetzter Mitarbeiter der Abteilung I im Kraftwerk Hirschfelde z. B. beschwerte sich auf dem Weg der Eingabe darüber, dass sich sein Gehalt um 50 Prozent reduziert habe. Die Antwort, die er daraufhin vom Kombinatdirektor erhielt, war unmissverständlich: „Aus dem Inhalt der Eingabe schlußfolgere ich, daß Ihnen die Tragweite und die Konsequenzen der Reformpolitik noch nicht verständlich sind. [...] Die Abteilung I wird in allen Betrieben aufgelöst. Die neu zu bildende Struktureinheit, hervorgehend aus der Abteilung I, erhält ein verändertes, teilweise neues Aufgabenprofil [...]. Natürlich wird das Problem der

14 Hans Modrow: Diese Regierung wird eine Regierung des Volkes und der Arbeit sein. Erklärung von Ministerpräsident Hans Modrow v. 17.11.1989, in: Neues Deutschland, 18.-19.11.1989, S.3.

15 Siehe in: Ökonomisches Lexikon, Bd. H-P, Berlin 1979, S.168.

16 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.147.

17 KBK, Nr. 11768, Bl. 40.

18 Siehe Energie aktuell, 1989, Nr. 17, S.4.

Senkung des Leitungs- und Verwaltungsaufwandes viele Kollegen betreffen, die neue Aufgaben übernehmen müssen.“¹⁹

Beginnend mit dem Januar 1990 war in den Energiebetrieben eine zweite Gruppe von Verwaltungsangestellten vom Verlust des Arbeitsplatzes betroffen: Mitarbeiter des Planungs- und Berichtswesens. In seiner Regierungserklärung hatte Hans Modrow gefordert, „die Eigenverantwortung der wirtschaftenden Einheiten zu erhöhen“ und „die zentrale Leitung und Planung auf das erforderliche vernünftige Maß zu reduzieren“.²⁰ Das am 1. Februar 1990 vom DDR-Ministerrat beschlossene „Regierungskonzept zur Wirtschaftsreform in der DDR“ bekräftigte: „An die Stelle dirigistischer Weisungen soll selbständige Unternehmensführung unter Wettbewerbsbedingungen [...] treten.“²¹

Dementsprechend galt ab Januar 1990 auch im KBK und im KVE ein deutlich „abgespecktes“ System der Planung und Planberichterstattung. Der Generaldirektor des Kombinats Braunkohlkraftwerke verlangte bereits am ersten Arbeitstag des neuen Jahres von den Betriebsdirektoren: „Ergebnisse in Form von Einsparung von Arbeitszeit und Freisetzung von Leitungs- und Verwaltungspersonal sind mir bis 15.1.90 schriftlich mitzuteilen.“²² Während aber für die entlassenen Mitarbeiter des „politischen Bereichs“ wenig Chancen bestanden, an ihrer neuen Arbeitsstätte eine ähnlich gelagerte Tätigkeit zu finden, galt das für die Mitarbeiter des Direktionsbereichs Ökonomie, die ihren Arbeitsplatz verloren hatten, in der Regel nicht. „Die frei werdenden Arbeitskräfte sind voll für die Realisierung der neuen Anforderungen, die durch den Übergang zur Marktwirtschaft entstehen, einzusetzen“, verfügte z. B. der Leiter des Kombinats Verbundnetze Energie Herbert Knaack Ende Januar 1990.²³

Am Zustandekommen des von der Regierung der DDR beschlossenen Reformkonzepts hatten einige Kombinatdirektoren, darunter auch Retschke, wesentlichen Anteil gehabt.²⁴ Es kann daher nicht verwundern, dass unter den „Wirtschaftskapitänen“ von KBK und KVE rasch ein neues Denken um sich griff. Das betraf angesichts der im Reformkonzept der Regierung Modrow geforderten Rationalisierungsmaßnahmen und Strukturveränderungen sowohl die Haltung zum Arbeitsregime als auch zur Beschäftigung generell. Bereits am 2. Februar ließ der Generaldirektor des KBK von seinen Betriebsleitern „Vorschläge zur effektiven Gestaltung des Arbeitszeitregimes. Flexible Arbeitszeitgestaltung und Teilzeitbeschäftigung“ diskutieren.²⁵ Am Tag zuvor hatte Retschke es katego-

19 KBK, Nr. 11767, Bl. 126.

20 Modrow, Erklärung, S.3.

21 Regierungskonzept zur Wirtschaftsreform in der DDR, Berlin 1990, S.2.

22 KBK, Nr. 11768, Bl. 16.

23 VEAG-Archiv (Vattenfall Europe), Bestand Kombinat Verbundnetze Energie (im Folgenden: KVE), Nr. 132, Bl. 2.

24 Siehe Jörg Roesler: Die Stunde der Generaldirektoren?, in: Deutschland Archiv, 2005, H. 3, S.443-454, hier S.447.

25 KBK, Nr. 10587, Bl. 39-47.

risch abgelehnt, einen Verweis und einen strengen Verweis wegen „Bummelantentums“ zurückzunehmen, wie dies die betreffende Angestellte in einer Eingabe gefordert hatte.²⁶ „Nur wer gute Arbeit leistet muß sich sicher sein, daß der Verfassungsgrundsatz des Rechts auf Arbeit auf ihn zutrifft“, hieß es dementsprechend in Hinweisen „zum arbeitsrechtlichen Problem bei der Freisetzung von Arbeitskräften im VE KBK“.²⁷

Rationalisierungsmaßnahmen, dessen war man sich seit Januar/Februar 1990 auf den Leitungsetagen der Kombinate bewusst, würden früher oder später nicht mehr innerhalb der Energiekombinate ausgeglichen werden können und damit zur Verringerung der Anzahl der Beschäftigten, d. h. zu Entlassungen führen. Auf jeden Fall waren sich die leitenden Wirtschaftsfunktionäre sicher, dass die Zeiten, da man bei steigender Erzeugung auch mehr Arbeitskräfte einstellen konnte, vorbei waren. Den Direktor des Kraftwerks Lippendorf kanzelte der Generaldirektor des KBK Ende Februar regelrecht ab, als dieser ihm – ganz den bisherigen Gepflogenheiten der Arbeitskräfteplanung anhängend – einen „Brief zur Entwicklung der Arbeitskräfte im KW Lippendorf auf 1465 Personen bis 1995“ schickte. Er, Retschke, hieß es in der Antwort, vermisste die Begründungen für die Wirkung der vorgesehenen Rationalisierungsmaßnahmen auf den Arbeitskräftebedarf.²⁸

So rasch, wie es mancher Leiter der Energiekombinate gern gehabt hätte, wurde man allerdings „überflüssig“ werdende Arbeitskräfte nicht los. Noch galt in der DDR das Arbeitsgesetzbuch (AGB) von 1977. Die Paragraphen 38 bis 70 regelten Abschluss, Änderung und Auflösung des Arbeitsvertrages. Die Auflösung bestehender Arbeitsverträge konnte dementsprechend nur durch Aufhebungsvertrag oder Überleitungsvertrag erfolgen. Eine Kündigung des Arbeitsrechtsverhältnisses bildete die Ausnahme. Erfolgte sie vonseiten des Betriebes, mussten gewichtige Gründe vorliegen, z. B. der Beschäftigte für die neue Aufgabe ungeeignet sein. Vor einer Kündigung hatte der Betrieb dem Betroffenen einen Änderungs- oder Überleitungsvertrag anzubieten.²⁹

Unter diesen Umständen zog man in KBK und KVE zur Vermeidung von Entlassungen die Wiederbeschäftigung derjenigen, deren Arbeitsplatz überflüssig geworden war, im Betrieb oder doch innerhalb des Kombinats vor. Mitte März schrieb Retschke an die Leiter der Kraftwerksbetriebe im Lausitzer Raum: „Im Zuge der Umstrukturierungen in den Betrieben ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß durch Rationalisierungsmaßnahmen Arbeitskräfte in ihrer bisherigen Tätigkeit bzw. im Betrieb nicht mehr beschäftigt werden können. In diesen Fäl-

26 KBK, Nr. 11768, Bl. 66.

27 KBK, Nr. 11507, Bl. 39-44.

28 KBK, Nr. 11768, Bl. 105.

29 Siehe Das Arbeitsgesetzbuch der Deutschen Demokratischen Republik vom 16. Juni 1977, GBl. der DDR I, S.185-227, hier S.185; Peter Hübner: Arbeitsverfassung und Arbeitsrecht, in: Geschichte der Sozialpolitik, Bd. 10, S.149-197, hier S.181f.

len bitte ich darum, daß in erster Linie zwischen den Kombinatbetrieben unseres Territoriums nach neuen Einsatzmöglichkeiten gesucht wird und bei Bedarf ein Austausch von Arbeitskräften erfolgt.“³⁰ Erst wenn diese Bemühungen erfolglos blieben, sollten sich die Betriebsdirektoren an die zuständigen Ämter für Arbeit wenden.

Die Ämter für Arbeit, seit der Abschaffung der Arbeitslosenversicherung in der DDR 1978 vor allem mit der Einflussnahme auf den – nicht gewünschten – Arbeitsplatzwechsel von einem Betrieb zum anderen, d. h. mit der Verringerung der Fluktuation von Arbeitskräften beschäftigt, hatten ab Anfang Februar 1990 die neuen Funktionen zu erfüllen, die ihnen in der „Verordnung über Gewährung staatlicher Unterstützung und betrieblicher Ausgleichzahlung an Bürger während der Zeit der Arbeitsvermittlung“ zugewiesen worden waren.³¹

4. Das Eingreifen der Belegschaftsvertretungen in den Kampf um Arbeitsplatzsicherung

In der ersten Märzhälfte erreichte der Wahlkampf für die am 18. März 1990 stattfindende Abstimmung über die neue DDR-Volkskammer auch die Lausitz. Die Zukunft der Braunkohlekraftwerke wurde zum Gegenstand der Wahlauseinandersetzungen. „Im Rahmen des Wahlkampfes wird oft von einer Schließung von Tagebauen oder Kraftwerken oder beidem berichtet“, meldete die Betriebszeitung des KBK „Energie aktuell“.³² Wenn auch die Politiker die Schließungsforderungen vor allem ökologisch begründeten – auf die Kombinatkraftwerke entfiel mehr als die Hälfte des Schwefeldioxidausstoßes sämtlicher Großfeuerungsanlagen der DDR-Industrie³³ –, so löste diese Forderung doch bei Kraftwerken und ihren Familien beträchtliche Unruhe aus. Zum ersten Mal hatten sich mit der Möglichkeit des Arbeitsplatzabbaus innerhalb des KBK und KVE nicht nur die Kombinatleitungen bzw. bestimmte Gruppen von Angestellten auseinanderzusetzen, sondern ganze Belegschaften, einschließlich der in Erzeugung und Instandhaltung beschäftigten Arbeiter. Damit waren Entlassungen ein Thema, mit dem sich auch die Belegschaftsvertretungen beschäftigen mussten, unabhängig davon, ob es sich um Betriebsgewerkschaftsleitungen (BGL) oder um Betriebsräte handelte.³⁴

Die Interessenvertreter der Belegschaften hatten seit etwa Mitte Februar in den Kombinatleitungen beträchtliche Mitspracherechte erkämpft. Ende März hatte sich als erster Betriebsleiter der Direktor des Kraftwerks Jänschwalde Gerd Lipinski einer Vertrauensabstimmung durch die Belegschaften zu unterwerfen.

30 KBK, Nr. 11768, Bl. 126.

31 Siehe GBl. der DDR I/1990, S.41.

32 Energie aktuell, 1990, Nr. 4, S.7.

33 KBK, Nr. 9406, unpag.

34 Die Belegschaftsvertretungen hatten sich seit Januar 1990 in einzelnen Betrieben unterschiedlich entwickelt und benannt.

Weitere „Vertrauensabstimmungen“ folgten.³⁵ Unter den Bedingungen der neuen Wirtschaftsdemokratie sicherten sich die Betriebsräte bzw. BGLer des Kraftwerkskombinats mit der Unterzeichnung des „Betriebsvereinbarung Nr. 3“ zwischen Generaldirektor Retschke und dem „Kollektiv der Belegschaftsvertreter“ Ende April 1990 ein Mitgestaltungsrecht bei der Regelung der sozialen Folgen von Rationalisierungsmaßnahmen. Die Vereinbarung bestimmte: „Für derzeitige und künftige Freisetzungen bzw. Umsetzungen von Kolleginnen und Kollegen unserer Betriebe/Einrichtungen sind Sozialpläne des KBK zu erarbeiten.“ Als Termin der erstmaligen Vorlage wurde der 15. Mai 1990 festgelegt. Der Sozialplan sollte auch „Weiterbildung und Umschulung der Werktätigen“ regeln.³⁶ Die neu gewählte BGL verpflichtete sich gegenüber den Beschäftigten Anfang Mai, sich dafür einzusetzen, „daß neue betriebliche Strukturen nur mit einem abgestimmten Sozialplan in Kraft treten“.³⁷

Die fristgerechte Einhaltung dieser Vereinbarung über einen sozialverträglichen Umgang mit „Freisetzungen“ litt allerdings darunter, dass Generaldirektor Retschke Ende April 1990 von der nach den Wahlen vom 18. März zustande gekommenen Regierung de Maizières in den Ruhestand geschickt wurde und der neue Generaldirektor sich erst einarbeiten musste.³⁸ Am 31. Mai kamen Leitung und Belegschaftsvertretung des KBK überein, den Sozialplan bis zum 30. Juni zu erarbeiten.

Er sollte nach dem Willen der Belegschaftsvertreter sichern, dass jedem freigesetzten Beschäftigten innerhalb des Kombinats ein neuer Arbeitsplatz angeboten wird. Der damit verbundene „Umschulungsbedarf“ war ebenfalls bis zum 30. Juni zu berechnen. Ausdrücklich bekannten sich die Belegschaftsvertreter zur Einhaltung des AGB, wenn es sich um Belegschaftsangehörige handelte, die den Mütterurlaub in Anspruch genommen hatten und nunmehr in ihren Betrieb zurückzukehren wünschten. Auch entsprechende AGB-Festlegungen für aus dem Wehrdienst entlassene Energiewerker verpflichtete man sich einzuhalten. Diese sollten auf Wunsch in ihren früheren Bereichen eingesetzt werden.³⁹

Die in den Sozialplanforderungen zum Ausdruck kommenden Vorstellungen der Belegschaftsvertreter zeugen davon, dass die veränderte Situation nach den Märzahlen von ihnen noch nicht voll erkannt worden war. Bereits in der ersten Maihälfte war seitens der Bundesregierung festgelegt worden: „Die DDR übernimmt unsere Arbeitsrechtsordnung ohne Ausnahmen“.⁴⁰ Mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages „über die Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und

35 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.78f.

36 KBK, Nr. 10612, Bl. 1.

37 Energie aktuell, 1990, Nr. 8, S.3.

38 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.87.

39 Siehe Energie aktuell, 1990, Nr. 9, S.1.

40 Siehe Vorlage des Beauftragten des Bundeskanzlers, Tietmeyer, und des Ministerialrats Ludwig an Bundeskanzler Kohl, Anlage 1, Bonn, 13.5. 1990, in: Deutsche Einheit, Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90, S.1110.

Sozialunion“ vom 18. Mai 1990 (Erster Staatsvertrag) stimmte dem auch die Regierung de Maizière, wenn auch nur zögerlich, zu. Anlage III des Vertrages listete das Arbeitsgesetzbuch der DDR unter jenen Rechtsvorschriften auf, die geändert werden müssen, „soweit sie mit dem Vertrag nicht vereinbar sind“.⁴¹ Gänzlich unter den Tisch fielen mit dem Ersten Staatsvertrag die von der Regierung Modrow erlassene „Verordnung über die Aufgaben, Rechte und Pflichten der Arbeitsämter und der Betriebe zur Sicherung des Rechts auf Arbeit“⁴², die für die bisherigen Sozialplanverhandlungen im KBK und KVE den rechtlichen Rahmen gegeben hatte, sowie das „Gewerkschaftsgesetz“ vom 6. März 1990, das die von den Betriebsbelegschaften seit dem Herbst 1989 erkämpften Mitgestaltungspositionen festgeschrieben hatte.⁴³ An seine Stelle traten das Mitbestimmungsgesetz der Bundesregierung vom 4. Mai 1976 sowie das Tarifvertragsgesetz von 1969 bzw. 1974.⁴⁴

Eine zwischen der zuständigen Industriegewerkschaftsleitung und der „Verbundnetz Aktiengesellschaft im Aufbau“ (VENAG) – ab 1. Juli 1990 Nachfolgerin des KVE – auf der Grundlage des nunmehr gültigen bundesdeutschen Tarifrechts Anfang Juli geschlossene „Vereinbarung über Rationalisierungsschutz und Arbeitsplatzsicherung“ fand nicht die Billigung des zuständigen Ministeriums der Regierung de Maizière und musste neu verhandelt werden. Das zeugt von der großen Unsicherheit, die die Überstülpfung bundesdeutschen Rechts im Energiesektor mit sich gebracht hatte. Parallel zur VENAG-Gründung war das Kraftwerkskombinat (KBK) ab 1. Juli 1990 in die „Vereinigte Kraftwerke AG“ (VK-AG) überführt worden.⁴⁵

Über Sozialpläne für die Energiebetriebe wurde auch in den Sommermonaten weiterverhandelt. Allerdings blieben die Rahmenbedingungen unsicher. Bereits Mitte Juni 1990 hatten die „großen Drei“ der westdeutschen Energiewirtschaft, Preussen Elektra, Bayernwerk und RWE Energie AG, ihren Anspruch auf die Übernahme der zentralgeleiteten Energiebetriebe der DDR angemeldet. In den folgenden Monaten tobte unter den westdeutschen Energieunternehmen ein Konkurrenzkampf um die ostdeutsche Energiewirtschaft. Der Ausgang der Übernahmeschlacht war ungewiss. Beschäftigungswirksam werden konnten so nur Maßnahmen, die die nunmehrigen Energie-Aktiengesellschaften selbst treffen konnten. Deren Politik war weiterhin darauf gerichtet, betriebsbedingte Entlassungen zu vermeiden. Zu ihren Maßnahmen gehörten die Festlegungen: erstens „daß freiwerdende Planstellen nur dann besetzt werden, wenn das zur Auf-

41 Vertrag über die Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik, in: Der Staatsvertrag. Grundlage der deutschen Einheit, Berlin-Bonn 1990, S.11-78, hier S.58.

42 Siehe GBl. der DDR 1990, S.161.

43 Siehe ebenda, S.110.

44 Siehe Vertrag über die Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion, S.50.

45 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.89.

rechterhaltung des Betriebes und der Bereiche nicht zu umgehen ist“;⁴⁶ zweitens die Einführung der 40-Stunden Arbeitswoche in der VK-AG (anstelle von 42,5 Stunden bisher) und drittens – die VENAG betreffend – die Aufhebung der Arbeitsverträge mit Altersrentnern zum 31. August 1990. Diesen dritten Beschluss hatte der Vorstand einstimmig gefasst,⁴⁷ was Schlussfolgerungen darüber zulässt, wie sehr die „überflüssig“ gewordenen Arbeitskräfte die Leitungen belasteten. Schon seit Juni versuchten die Betriebsleitungen ältere Belegschaftsmitglieder zu überreden, in den Vorruhestand zu treten.

5. Neue Maßstäbe für Beschäftigung: die Arbeitskräftepolitik der VEAG

Die Auseinandersetzungen um die Übernahme der ostdeutschen Energiebetriebe nahmen mit der Unterzeichnung des Stromvertrages am 22. August 1990 ein Ende.⁴⁸ Die „großen Drei“ mussten mit anderen bundesdeutschen Energieunternehmen teilen, konnten sich allerdings einen Anteil an den zentralgeleiteten Energiebetrieben der DDR von 75 Prozent sichern.⁴⁹ Der Geschäftsbesorgungsvertrag, dem erst 1994 der eigentliche Kauf folgte, führte noch Ende August zur Bildung der „Vereinigten Energie Aktiengesellschaft“ (VEAG). Der VEAG standen ein Aufsichtsrat und ein Vorstand, der sich aus Managern der „großen Drei“ zusammensetzte, vor. Die Vorstandsvorsitzenden von VK-AG und VENAG wurden als Mitglieder ohne Geschäftsbereich in den VEAG-Vorstand berufen. Die Betriebsdirektoren der Kraftwerks- und Netzbetriebe blieben im Amt.⁵⁰

In der ersten Septemberhälfte waren die Belegschaftsvertretungen bemüht, im Sozialbereich so viel wie möglich festzuschreiben. Sie forderten die Erstellung eines Sozialplanes bis Ende des Jahres. Er sollte „personenkonkret“ sein, d. h. Gewissheit über die Entwicklung der Arbeitsplätze schaffen.⁵¹ Darauf ließen sich die unmittelbaren Ansprechpartner der Belegschaftsvertreter, die nur noch mit beschränkten Vollmachten ausgestatteten ostdeutschen Direktoren, nicht ein. Ihre Vertreter verfügten im VEAG-Vorstand nur noch über eine Minderheitenposition. Sie versuchten die Belegschaftsvertreter zu beschwichtigen: „Es gehöre zur Unternehmensphilosophie“, so der Direktor des Kraftwerks Jänschwalde Lipinski, „Arbeitsplätze so lange wie möglich zu erhalten“. Es werde zwar einen Abbau des Personals in Etappen geben, „mit ihm müsse aber z. B. die Ansiedlung von Arbeitsplätzen im Territorium einhergehen“.⁵²

Die Betriebsleiter redeten nicht einfach so daher. Im Vergleich mit den meisten Industrieunternehmen der DDR waren die Energiebetriebe im zweiten Halbjahr

46 Energie aktuell, 1990, Nr. 9, S.1.

47 KVE, Nr. 122, Bl. 2.

48 Siehe Roesler/Semmelmann, ...ohne Energie, S.97.

49 Siehe dies., Vom Kombinat, S.213.

50 Siehe dies., ...ohne Energie, S.103.

51 Siehe Energie aktuell, 1990, Nr. 17, S.1.

52 Ebenda.

1990 weit weniger vom Produktionsrückgang betroffen. Während die Produktion in der Gesamtindustrie in Ostdeutschland zwischen dem II. und IV. Quartal 1990 auf 53 Prozent sank, verzeichnete die Energie- und Brennstoffindustrie eine Schrumpfung auf vergleichsweise moderate 79 Prozent. Für die Energiebetriebe selbst (d. h. ohne die Braunkohletagebaue) war der Rückgang noch geringer.⁵³ Unter diesen relativ günstigen Bedingungen konnte nach Meinung der Betriebsdirektoren erwartet werden, dass die Entlassungen im Industriezweig deutlich geringer ausfallen würden als etwa im beschäftigungsreichsten Industriezweig der Lausitz, der Textilindustrie, der sich als total krisenanfällig erwiesen hatte.

Ungeachtet der nicht unbegründeten Beschwichtigungsversuche der Betriebsdirektoren verstärkte sich in der zweiten Hälfte des September in den Energieverbundunternehmen jedoch das Gerücht, dass man „ganz oben“ an der Spitze der VEAG beschlossen habe, jeden vierten Beschäftigten zu entlassen.⁵⁴

Für den Kraftwerksbereich brachte dann Anfang Oktober ein „Papier zur Personalstrategie. Zur Situation im Personalwesen der VK-AG“ Gewissheit. Es bereite denjenigen Beschäftigungsstrategien für die Energiebetriebe ein Ende, die auf einem engen Zusammenhang zwischen Produktionsentwicklung und Beschäftigungsentwicklung beruhten. „Zum Maßstab für die Profilierung der Personalstruktur des Unternehmens unter marktwirtschaftlichen Bedingungen“, so lautete der Kernsatz des Strategiepapiers, „dienen Arbeitskräftevergleiche zu Kraftwerken anderer deutscher Energieversorgungsunternehmen“.⁵⁵ Zum Vergleich ausgewählt worden waren die „Partnerkraftwerke der RWE“. Bei den Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken handelte es sich – wie im Falle der VEAG – um Braunkohlegroßkraftwerke. Im Jahre 1985 hatte die Arbeitsproduktivität in den Betrieben des KBK 45,1 Prozent des Niveaus der RWE-Kraftwerke betragen, exakt gemessen auf der Basis Gigawattstunden je Beschäftigten.⁵⁶ Das Vorstandspapier zur Personalstrategie verlangte, dass auf Grundlage des Vergleichs „bis 31.10. Pläne für eine effiziente Arbeitskräftestruktur“ in den Kraftwerken der VEAG entwickelt werden sollten. Als Richtlinien für die Ausarbeitung dieser Pläne wurde vorgegeben, „die Instandhaltungsbereiche schrittweise in kleine und mittlere Unternehmen zu überführen“ und diese „Entflechtungsstrategie auch auf dienstleistende Bereiche“ anzuwenden.⁵⁷

53 Siehe Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung: Marktwirtschaftlichen Kurs halten. Zur Wirtschaftspolitik für die neuen Bundesländer, Wiesbaden, 13. April 1991, S.32.

54 Siehe Energie aktuell, 1990, Nr. 16, S.5.

55 Energie aktuell, 1990, Nr. 19, S.5.

56 Siehe Materialien zum Bericht zur Lage der Nation im geteilten Deutschland 1987, Bonn 1987, S.352.

57 Energie aktuell, 1990, Nr. 19, S.5.

„Setzt man in der VK-AG Bedingungen voraus, wie sie in der westdeutschen Stromwirtschaft bestehen“, resümierte einer der Kraftwerksleiter über das Strategiepapier, „dann sind rein rechnerisch in unserem Unternehmen heute 11.000 Mitarbeiter mehr beschäftigt als in einem vergleichbaren westlichen EVU [Energieverbundunternehmen – J. R.]. Hier wurden und werden im großem Umfang Instandhaltungsleistungen mit eigenem Personal durchgeführt, [hinzu kommen] geringer Automatisierungsgrad, aufwendigere Technik und Leitungsstrukturen.“ Die abschließende Bemerkung: „Bisher ist in der VK-AG aus Gründen der Betriebsveränderungen noch niemand entlassen worden“,⁵⁸ klang fast wie ein Nachruf auf die seit den ersten „Freisetzungen“ im Spätherbst 1990 unternommenen Bemühungen der Energiebetriebe, Kündigungen, die in die Arbeitslosigkeit führten, auch unter den veränderten Bedingungen so weit wie möglich zu vermeiden.

Die Wende in der Beschäftigungspolitik war Anfang Oktober 1990 mit der Ausrichtung auf das westdeutsche Niveau und mit der Akzeptanz betriebsbedingter Kündigungen endgültig vollzogen. Wenn die Betriebsräte in der ersten Novemberhälfte 1990 feststellen mussten, dass bei den Arbeitern und Angestellten „Spekulationen über baldige Entlassungen in großem Ausmaß zirkulieren“,⁵⁹ dann besaßen derartige Spekulationen nunmehr einen handfesten Hintergrund.

6. Ausblick auf die 90er-Jahre

Im Vergleich zum Jahresende 1989 war die Anzahl der Beschäftigten Ende 1990 in der nunmehr in der VEAG zusammengefassten ostdeutschen Energiewirtschaft laut unternehmenseigener Statistik um 2.600 Personen gesunken.⁶⁰ Die VEAG hatte im Dezember 1990 noch knapp 28.000 Beschäftigte. Allein im Jahre 1991, als die neuen Beschäftigungskriterien erstmals voll griffen, sank die Anzahl der Arbeiter und Angestellten um mehr als 9.000, d. h. um fast ein Drittel (32,4 Prozent).⁶¹ Als Beitrag zu den geforderten Personaleinsparungen entledigte sich im Februar 1991 das Kraftwerk Jänschwalde noch einer Altlast aus der Zeit Arbeitskräftemangels der DDR: Die Arbeitsverhältnisse der „moçambiquischen Arbeitnehmer“, die einst im KBK als willkommene „Sonderarbeitskräfte“ begrüßt worden waren, wurden gelöst. Den ausländischen Arbeitskräften wurde ein sechsmonatiges Reintegrationstraining angeboten. Dabei handelte es sich nicht um eine Umschulung auf einen anderen Arbeitsplatz, wie er im schließlich zustande gekommenen Sozialplan der VEAG, der ab 1. Januar 1991 in Kraft trat und bis 31. Dezember 1995 lief,⁶² für „Normalarbeitskräfte“ vorgesehen war.

58 Ebenda, 1991, Nr. 1, S.1.

59 Ebenda, 1990, Nr. 20, S.2.

60 Die Angaben für die Beschäftigtenzahl für 1989 in beiden Kombinaten differiert von der VEAG-Zahl wegen der Ausgliederung einiger Unternehmensbestandteile aus den Kombinaten bereits vor der VEAG-Gründung Ende August 1989.

61 Berechnet nach: Roesler/Semmelmann, Vom Kombinat, S.274.

62 KBK, Nr. 11739, Bl. 4-13.

Denn Bedingung für die Teilnahme an der Qualifizierungsmaßnahme war die Rückkehr nach Moçambique unmittelbar nach Abschluss des Trainings. Das aus dem Bundeshaushalt finanzierte Angebot nutzten 32 von 47 im Kraftwerk Jänschwalde beschäftigten Moçambiquanern, zwölf lehnten ab und kehrten bereits im April 1991 nach Moçambique zurück.⁶³

Im Juni 1991 zog der VEAG-Vorstand die personellen Konsequenzen aus der Anpassung der Arbeitskräftezahl ostdeutscher Energiebetriebe an westdeutsche Beschäftigungsmaßstäbe.⁶⁴ Zwischen 1992 und 1998 ging die Zahl der Arbeiter und Angestellten der VEAG Jahr für Jahr um 1.000 bis 3.000 zurück. Widerstand vonseiten der Beschäftigten, Betriebsräte bzw. Gewerkschaften gab es in den folgenden Jahren nicht, wozu auch die im Sozialplan vorgesehenen finanziell relativ großzügigen Ausstiegsregelungen für VEAG-Mitarbeiter beitrugen. Ende 1998 zählte der Konzern noch 6.361 Beschäftigte, ein Fünftel der Mitarbeiterzahl von 1989.⁶⁵ Damit waren die Energiewerker im Vergleich nicht schlecht bedient. Im personellen Schrumpfungsprozess lag die VEAG etwa gleichauf mit den Bergbauunternehmen des Lausitzer Reviers (19,5 Prozent) bzw. mit EKO, dem Stammbetrieb des ehemaligen Hüttenkombinats Ost (22,4 Prozent). Die Situation war deutlich besser als bei den Betrieben der Mitteldeutschen Braunkohle AG (Mibrag), die 1998 noch eine Beschäftigtenzahl von 4,2 Prozent gegenüber 1989 aufwiesen.⁶⁶ Im ostdeutschen Durchschnitt insgesamt war die Zahl der Industriebeschäftigten 1998 gegenüber 1989 auf 18,4 Prozent gefallen.⁶⁷

Die Zahl der VEAG-Angestellten allerdings lag sogar um 1.600 Personen niedriger, als im Sommer 1991 für 1998 geplant gewesen war. Das setzte für die „Beschäftigungswende“, die die ostdeutschen Energiebetriebe seit dem Herbst 1989 zu durchlaufen hatten, noch mal einen besonderen Akzent: Erreichten die Energiebetriebe zu DDR-Zeiten den im Plan vorgesehenen Beschäftigungsumfang trotz ständiger Werbung um Arbeitskräfte und trotz Beschäftigung von „Sonderarbeitskräften“ nie, so konnten nach 1990 die neuen Arbeitgeber der Kraftwerke und Netzbetriebe offensichtlich nicht der Versuchung widerstehen, die von ihnen selbst beschlossenen Arbeitskräftepläne immer wieder zu unterbieten.

63 Siehe Energie aktuell, 1991, Nr. 5, S.6. Über den Verbleib der übrigen drei gibt die Quelle keine Auskunft.

64 VEAG-Archiv (Vattenfall Europe), Protokolle der Sitzungen des Wirtschaftsausschusses des Gesamtbetriebsrates mit dem Vorstand der VEAG in Berlin, Protokoll vom 10.6.1991, unpag.

65 Siehe Roesler/Semmelmann, Vom Kombinat, S.274.

66 Siehe ebenda, S.232.

67 Siehe ebenda, S.279.

Biografisches

Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik

Mario Keßler/Detlef Siegfried

Der 50. Todestag des Soziologen und späteren Historikers Alfred Meusel (19. Mai 1896 bis 10. September 1960) gehört nicht zu den im Jahre 2010 herausragend notierten Jubiläen. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Ableben ist die Zahl derer, die sich an ihn erinnern, recht klein geworden, zumal Meusel keine leiblichen Nachkommen hinterlassen hat.¹ Als er starb, fand sein Tod indes nicht nur in der DDR starke Beachtung, auch in der Bundesrepublik galt Meusel als wichtiger akademischer Vertreter des zweiten deutschen (von nur wenigen anerkannten) Staates und seiner Wissenschaft.² Noch 1975 würdigte einer seiner Schüler, Joachim Streisand, Meusels „dauerhaft fördernden Einfluß auf die Geschichtswissenschaft der DDR“ und hob hervor, er sei „der erste marxistisch-leninistische Geschichtspräsident an einer deutschen Universität überhaupt“ gewesen – was übrigens nicht ganz stimmte.³

Die folgenden Bemerkungen suchen Meusels Lebens- und Denkweg knapp nachzuzeichnen. Sie konzentrieren sich auf Meusels Marxismusverständnis mit seinen Wandlungen sowie auf die Frage, inwieweit es sich auf die Anfänge der DDR-Geschichtswissenschaft auswirkte.

Ein Bürgersohn im radikalen Kieler Milieu

Alfred Theodor Meusel entstammte dem Bildungsbürgertum; sein politisch liberal eingestellter Vater Richard war Studienrat an einem Kieler Gymnasium und Titularprofessor. Seine Mutter Magdalena (geb. von Pankow) kam aus einer

1 Bereits Sven Papcke: *Deutsche Soziologie im Exil. Gegenwartsdiagnose und Epochenkritik 1933-1945*, Frankfurt am Main-New York 1993, erwähnt den Emigranten Meusel nicht mehr.

2 Zur Biografie Meusels siehe Mario Keßler: *Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR*, Köln u. a. 2001, S.50-90 (dort auch bibliografische sowie Verweise auf die Sekundärliteratur).

3 Joachim Streisand: Alfred Meusels Weg vom bürgerlich-demokratischen Soziologen zum marxistisch-leninistischen Historiker, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG)*, 23, 1975, Nr. 9, S.1021-1031, Zitate S.1031, 1021. Streisands Feststellung gilt nur, setzt man „marxistisch-leninistisch“ mit dem Ideologie- und Parteiverständnis der SED gleich, denn in der Weimarer Republik waren auch Karl Korsch und Arthur Rosenberg, die sich zum Marxismus und Leninismus bekannten, Professoren. Den späteren Flüchtlingen aus Nazideutschland wurde freilich bereits vor 1933 die akademische Laufbahn sehr erschwert.

preußischen Offiziersfamilie. Meusels Jugendjahre waren generations- und milieutypisch: Als Schüler gehörte er dem Wandervogel an, und noch 1914 sah er, anders als der skeptische Vater, den Krieg als nationalen Verteidigungskrieg. Dennoch „war gar keine Freude dabei, keine Abenteuerlust und kaum wirkliche Begeisterung“, erinnerte er sich später in der DDR.⁴ 1915 kam er an der Ostfront mit lebenserfahrenen älteren Soldaten in Kontakt, die ihn zum Nachdenken brachten. Die russische Oktoberrevolution ließ den inzwischen zum Leutnant Beförderten dann innerlich zum Kriegsgegner werden. Nunmehr an der Westfront eingesetzt, erlitt Meusel Ende 1917 an der Aisne eine schwere Verwundung, die lebenslange Probleme beim Sprechen mit sich brachte. Als demobilisierter Offizier erlebte er in seiner Heimatstadt Kiel den Matrosenaufstand, der am 3. November 1918 die deutsche Revolution einleitete. Er ließ sich dabei, schrieb er später, vom revolutionären Elan der Matrosen, Arbeiter und Soldaten so sehr mitreißen, dass er am folgenden Tag der USPD beitrug.⁵

Zum Wintersemester 1918/19 nahm Meusel an der Kieler Universität das Studium in den Fächern Soziologie, Nationalökonomie und Geschichte auf und wurde Vorsitzender des Studentenrates – dem ersten Gremium seiner Art im Deutschen Reich, entstanden aus dem unmittelbaren Revolutionserlebnis an ihrem Ursprungsort. Doch wie kurz diese Stimmung andauerte, zeigte sich an der Auflösung des Gremiums im März 1919 unter dem Zustrom konservativ-nationalistischer Studenten an die Kieler Universität.

Im Januar 1919 wurde Meusel Gründungsvorsitzender der Vereinigung sozialistischer Studenten an der Universität Kiel, aus der noch im Frühjahr die zunächst zahlenmäßig stark vertretenen Kommunisten ausschieden. Doch bestand die Vereinigung noch bis zum Herbst 1920 unter Meusels Vorsitz fort.⁶ Nach deren Auflösung führte Meusel „ein stilles, zurückgezogenes, dem Studium gewidmetes Leben.“⁷ Mit dem gemäßigten Teil der USPD kam er im November 1922 zur SPD, der er bis 1925 angehörte, doch zog er sich von unmittelbarer politischer Aktivität vorerst zurück.

Während der politische Radikalismus abebbte, verstärkte sich der Drang zu radikalen Fragestellungen im wissenschaftlichen Milieu, dem Meusel angehörte. Die Soziologie, die er zu seinem Hauptfach erkor, musste nach dem Ersten Weltkrieg noch um ihr volles akademisches Recht kämpfen, obwohl der Studiengang in

4 Alfred Meusel: Kriegsfreiwilliger im Jahre 1914, o. D. Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, Nachlass Alfred Meusel (ABBAW, NL Meusel), Nr. 3.

5 Alfred Meusel: Erinnerungen an die Novemberrevolution in Kiel, o. D., ABBAW, NL Meusel, Nr. 4.

6 Zu Meusels Wirken in der Kieler Zeit und seinem Kontext siehe Detlef Siegfried: Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917-1922, Wiesbaden 2004, S.27f.

7 Alfred Meusel: Lebenslauf, Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Personalakte Alfred Meusel (HUB, UA, PA Meusel), Bd. 3, Bl. 2-10, hier Bl. 6.

Kiel bereits stark ausgebaut war. Dies war vor allem das Verdienst von Ferdinand Tönnies, des neben Max Weber und Georg Simmel führenden Begründers der Soziologie in Deutschland. Dieser schätzte zwar Marx ausdrücklich als Analytiker, sah jedoch in ihm einzig den Gesellschaftstheoretiker, der die Kategorie der von ihm untersuchten „Gemeinschaft“ übergangen habe.⁸ Nicht aber bei Tönnies, dem er verbunden blieb, schrieb Meusel seine Dissertation, sondern beim Volkswirtschaftler Bernhard Harms, dem Direktor des damals mit Recht als innovativ geltenden Institutes für Weltwirtschaft; Zweitgutachter der im Mai 1922 „summa cum laude“ benoteten Arbeit war der Philosoph Heinrich Scholz. Um Tönnies und Harms hatte sich in der Revolutionszeit und den Jahren danach ein Kreis von Nachwuchswissenschaftlern versammelt, die mit der Revolution sympathisierten und sich zum Teil auch engagierten. Meusels Freund und Kollege, der später in die USA emigrierte Soziologe Rudolf Herberle, erinnerte sich noch Jahre später, sein Interesse für soziale Bewegungen sei entstanden „durch einen Kreis von Studiengenossen und jungen Dozenten, der sich in Kiel in den Jahren 1920 bis 1923 im Institut für Weltwirtschaft gebildet hatte“ und angeregt über Marxismus, Sozialdemokratie, Bolschewismus und revolutionäre Gewerkschaftsbewegung diskutierte.⁹

Meusels Dissertation zum Thema „Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx“ zeigt einen zwar linksorientierten, doch Marx durchaus kritisch rezipierenden Wissenschaftler. Wie Marx rückte Meusel die Produktionsverhältnisse, „die Gesamtheit der an die Produktion und die Verteilung der wirtschaftlichen Objekte anknüpfenden zwischenmenschlichen sozialen Beziehungen“, in das Zentrum seines Erkenntnisinteresses.¹⁰ Demgemäß interpretierte er den Marxschen Kapitalbegriff als einen sozialen Beziehungsbegriff.

Hier kann nicht der gesamte Inhalt der ersten wichtigen soziologischen Schrift Meusels wiedergegeben werden. Es genügt, auf seine Interpretation der Marxschen Gesellschaftslehre hinzuweisen. Meusel bezeichnete die Marxsche Auffassungsweise mit der Formel der „wirtschaftlichen Gesellschaft“. Die wirtschaftlichen Beziehungen seien „die für das Gesamtbild der Gesellschaft bedeutungsvollsten und im Gesamtbild hervortretendsten“, doch könne die Marxsche Gesellschaftslehre darauf nicht reduziert werden. Man müsse die besondere geistesgeschichtliche Herkunft des Marxschen Gesellschaftsbegriffes herausarbeiten und dessen Anwendung im Rahmen der allgemeinen kulturellen Situation untersuchen.¹¹ Somit sei das Marxsche Verständnis der Gesellschaft und der Geschichte vom evolutionistischen Fortschrittsoptimismus des 19. Jahrhunderts

8 Zu Tönnies' Soziologie und Biografie siehe Cornelius Bickel: Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus, Opladen 1991; Uwe Carstens: Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger, Norderstedt 2005.

9 Rudolf Heberle: Hauptprobleme der Politischen Soziologie, Stuttgart 1967, S.Vf. Zur Biografie Heberles siehe Rainer Waßner: Rudolf Heberle. Soziologie in Deutschland zwischen den Weltkriegen, Hamburg 1995.

10 Alfred Meusel: Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, Jena [1925], S.5.

11 Ebenda, S.48.

nicht zu trennen. „Der Marxist erwartet die Regeneration der Gesellschaft und des Menschen von einem bestimmten geschichtlichen [Bewußtsein] und macht das Erstarken des sittlichen und intellektuellen Bewußtseins von dem Eintritt einer bestimmten Reihe historischer Bedingungen abhängig.“ Die historischen Bedingungen seien aber Resultate der aktiven menschlichen Tätigkeit. Die Marxsche Ethik sei somit die Ethik des handelnden Menschen, dem das Leben etwas Wertvolles sei, das gestaltet werden müsse.¹²

Allein, so Meusel über die Konsequenzen, die für Marx aus seiner Gesellschaftslehre resultierten, „wenn wir den Vorgang der Klassenbeseitigung, wie ihn Marx beschreibt, etwas näher betrachten, dann können uns doch starke Zweifel daran überkommen, ob dieser Prozeß wirklich die weithin segensreichen Folgen nach sich ziehen würde, mit denen ihn der soziale Optimismus von Marx in Verbindung bringt“. „Wer bürgt dafür, daß die Aufhebung der Klassen nicht den Weg bereiten würde für eine andere soziale Schichtung der Gesellschaft, die zwar nicht auf Eigentum oder Nicht-Eigentum an den Produktionsmitteln beruhen würde, die auf die Dauer aber ebenso drückend empfunden werden könne wie die alte Klassenteilung.“ Bereits 1922 erkannte Meusel die Richtung der neuen sozialen Gegensätze in Sowjetrußland: „[...] Es dürfte der Unterschied zwischen den arbeitenden Massen und der verwaltenden Bürokratie sein.“ Die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln werde die „Tendenz zur Bürokratisierung“ nicht mindern, sondern verstärken. „Bedeutet doch schon heute jeder Schritt in den sozialen Staat hinein die Übernahme sozialer Aufgaben durch den Staat, Schaffung neuer Beamtenstellen und mithin Steigerung der Macht, des Einflusses und des Ansehens der Bürokratie.“¹³

Die proletarische Diktatur, wie sie Marx vorgeschwebt habe, sei nur als ein kurzfristiges Übergangsregime denkbar. Sowjetrußlands „ökonomisch-gesellschaftlicher Unterbau“ sei hingegen „niemals und auch heute nicht als die tragfähige Grundlage eines proletarisch-sozialistischen Regimes anzusehen“. Meusel berief sich hier ausdrücklich auf Karl Kautskys radikale Kritik an den Bolschewiki. Rußland sei, entgegen der bolschewistischen Behauptung, keineswegs sozialistisch: „In Wahrheit wird Rußland von einer kleinen Anzahl von Männern regiert, die einstmals ihr Mandat von der zur Macht gelangten radikalen Richtung der russischen Arbeiterbewegung empfangen, sich aber heute gegenüber ihren Mandatären so verselbständigt haben, daß diese in keiner Weise mehr imstande sind, sie abzubrufen; und die regieren dürfen, weil die im gegenwärtigen Rußland bedeutungsvollste soziale Schicht der bäuerlichen Privateigentümer sie regieren läßt. So zeigt die knappe Analyse der russischen Staats- und Regierungsverhältnisse, daß der von der marxistischen Theorie geforderte Konsequenz-Zusammenhang zwischen Unterbau und Überbau doch nicht besteht: Daß Unter-

12 Ebenda, S.86.

13 Ebenda, S.100f.

bau und Überbau auseinanderklaffen.“¹⁴ Meusel blieb demnach der Marxschen Idee gegenüber skeptisch, „daß sich mit der Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaftsordnung Idee und Interesse besser decken würden“ als im Kapitalismus. „Die Möglichkeit dazu ist vorhanden – aber auch nicht mehr wie die Möglichkeit.“¹⁵

Nur vierzehn Monate nach dem Doktorexamen habilitierte er sich im Juli 1923 an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) in Aachen mit einer Abhandlung über die Soziologie der Abtrünnigen, die in Aufsatzform veröffentlicht wurde.¹⁶ Die Abtrünnigen waren nach Meusel „diejenigen Menschen, die aus einer sozial günstig gestellten Schicht zu einer aufstrebenden Gruppe übergehen in der Absicht, deren Kampf um gesellschaftliche Emanzipation mitzukämpfen.“¹⁷ Daneben gebe es eine Abtrünnigkeit „nach oben“ in Form der Anpassung an die Herrschenden, so zum Beispiel bei früheren Arbeitern, die als Funktionäre verbürgerlicht. Manche Abtrünnigen würden ganz und gar, andere nur ideologisch in den Dienst der von ihnen erwähnten Gruppe treten. Das erstere Phänomen sei besonders in Russland zu beobachten. In Westeuropa seien „die Wegbereiter der neuen Zeit“ hingegen „Partei- und Gewerkschaftsführer, Abgeordnete, Journalisten, Minister – eifrige und betriebsame Leute, nicht Heilige und Asketen. Natürlich gibt es auch hier ‚Abtrünnige‘, die um ihrer Überzeugung willen schwerwiegende Opfer ideeller wie materieller Natur auf sich nehmen müssen; zu ihnen gehört z. B. Karl Marx. Aber immer erscheint als das Charakteristische, daß das Opfer nicht um seiner selbst willen gesucht wird, sondern daß die Notwendigkeit des Opfers, dem man an sich auszuweichen bestrebt ist, aus der Entwicklung des Kampfes besteht.“¹⁸ Bei dieser Arbeit entnahm Meusel, der selbst ein „Abtrünniger“ war, „dem Leben“ mehr als „den Büchern“, wie er im Vorwort der ungedruckten Habilitationsschrift festhielt. Nicht zuletzt mögen dem 27-jährigen dabei seine Erfahrungen im Kieler Intellektuellenmilieu der Revolutionszeit vor Augen gestanden haben. Sie zeigten, dass eine beachtliche Zahl jüngerer Akademiker sich der Arbeiterbewegung anzunähern suchte – manche mit der kaum verhohlenen Vorstellung, die Federführung bei der Revolutionierung der Arbeiterklasse zu übernehmen. Diesen Gedanken wies Meusel ab, konzedierte aber, die „Abtrünnigen“ stellten „der Menge erst die Führer, ohne die sie roh, gestaltlos, amorph bleibt – zu ungeheu-

14 Ebenda, S.72f.

15 Ebenda, S.104.

16 Die 33 Seiten umfassende Habilitationsschrift war gedacht als Kapitel einer größeren Arbeit über „soziologische Formen und Inhalte“ des Liberalismus und des Sozialismus, die allerdings nie das Licht der Welt erblickte. Zitat aus dem Vorwort zu der an der Fakultät für allgemeine Wissenschaften an der TH Aachen eingereichten Habilitationsschrift, Hochschularchiv der RWTH Aachen, Nr. 3101,6.

17 Alfred Meusel: Die Abtrünnigen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie (KVS), 3, 1923, Nr. 2/3, S.152-169, hier S.152.

18 Ebenda, S.156.

ren Taten der Zerstörung, aber nicht zur dauernden Einrichtung ihrer Herrschaft imstande.“¹⁹

In anderen Studien beschäftigte sich Meusel äußerst kritisch mit dem Radikalismus und suchte nach einer Vermittlungsebene zwischen der Idee der Revolution und einer demokratischen Politik. 1924 schloss er die Arbeit an zwei Aufsätzen ab, die sich unter explizitem Bezug auf Tönnies mit dem „Radikalismus“ und dem „Kompromiß“ beschäftigten.²⁰ Radikalismus und Politik hielt Meusel für grundsätzlich unvereinbar. Radikale Gesinnung bedeute, die Vielfalt des Lebens unter eine egalisierende „Weltformel“ zu zwingen – zumeist mit missionarischem Impetus verbunden –, während Politik darauf ziele, das spannungsreiche Geflecht widerstrebender Interessen und Beziehungen auszutarieren. Im Kompromiss sah Meusel zwar ein Charakteristikum der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, jedoch eines, das anzuerkennen sei und möglicherweise in Zukunft auch dann Bestand haben könnte, wenn eine neue Gesellschaftsordnung sich durchsetzen würde. Nur sehr vage deutete er an, dass dies eine sozialistische, mehr harmonische Ordnung sein könnte. Sogleich rief er aber in Erinnerung, dass die tatsächliche Entwicklung der modernen Gesellschaft Marx' Hoffnung widerlegt hatte, dass die freie Entwicklung aller auf der freien Entwicklung der Einzelnen beruhe. Der Mechanismus sei komplizierter: „Die Gesellschaft bewegt sich auf jener haarscharfen Linie zwischen dem radikalen Individualismus, der schließlich jede Gesellschaft opfert, und dem ebenso radikalen Zwange, der schließlich die Individuen zerstört. Die Gesellschaft ist nur so lange in ihrer überkommenen Form möglich, als die sie bildenden Individuen bereit sind, Kompromisse zu schließen: d. h. einen Teil der letzten Ansprüche des eigenen Willens, dem Drucke der andern nachgebend, zu opfern.“²¹

In verschiedenen weiteren Abhandlungen setzte sich Meusel polemisch mit Spielarten antisozialistischen Denkens – von Ludwig Mises bis Othmar Spann und Oswald Spengler – auseinander, lobte jedoch Robert Michels, der sich vom Sozialismus damals bereits distanziert hatte.²² Er beteiligte sich außerdem mit zahlreichen Beiträgen zur Marx-Interpretation, zum Charakter sozialer Bewegungen, zur Verbindung von wirtschaftlicher und politischer Demokratie und zu

19 Ebenda, S.157.

20 Alfred Meusel: Der Radikalismus, in: KVS, 4, 1924, Nr. 1/2, S.44-68; Ders.: Das Kompromiß, in: Gottfried Salomon (Hrsg.): Jahrbuch für Soziologie. Eine internationale Sammlung, Bd. 2, Karlsruhe 1926, S.212-246.

21 Ders., Kompromiß, S.245.

22 Ders.: Zur bürgerlichen Sozialkritik der Gegenwart, in: Die Gesellschaft, 1, 1924, 1. Halbbd., S.372-399 (Ludwig Mises), S.488-498 (Othmar Spann); Ders.: Der Zerfall des Liberalismus in der theoretischen Nationalökonomie, in: ebenda, 2, 1925, 2. Halbbd., S.333-344; Ders.: Rezension zu: Oswald Spengler, Neubau des Deutschen Reiches/Politische Pflichten der deutschen Jugend, in: ebenda, 1, 1924, 1. Halbbd., S.604f.; Ders.: Rezension zu: Robert Michels, Bedeutende Männer, in: KVS, 6, 1926, Nr. 3, S.296f.

aktuellen politischen Tendenzen an der soziologischen Fachdebatte und wirkte darüber hinaus insbesondere auf die SPD und ihr intellektuelles Umfeld ein.²³

Sein zweites Buch war einem Vergleich der Denksysteme von Karl Marx und Friedrich List gewidmet. Meusel wandte sich gegen die Meinung, wonach der Marxismus die bürgerliche Gesellschaft rundweg ablehne. „Jedoch ist Marx' Einstellung zum Bürgertum nicht rein negativ orientiert, denn das Bürgertum und die von ihm erhaltene und vertretene Wirtschaftsordnung ist zwar einerseits der niederzuwerfende Feind, aber andererseits doch der große Hebel der Weltgeschichte; als die revolutionärste Klasse der Weltgeschichte hatte es schon das kommunistische Manifest bezeichnet, und unter all den wilden Anklagen gegen die Bourgeoisie schimmert immer noch Gerechtigkeit gegenüber den Trägern der Dynamik des gesellschaftlichen Geschehens hindurch.“²⁴ Bei allen grundlegenden Gegensätzen zwischen List und Marx wandten sich beide „im Grunde genommen an dieselbe Triebkraft: an das durch die besondere Lage der Gruppe bestimmte soziale Interesse. In seinem eigenen Interesse – so lehrt Marx – muß das Proletariat auf die Vergesellschaftung der Produktionsmittel hinarbeiten; und Friedrich List richtet seinen feurigen Appell an die Industriellen, ihre Stimme zugunsten der deutschen Industrie zu erheben“.²⁵

Marx, so Meusel, „besaß, was List fehlte: nämlich eine prinzipiell klare Anschauung über das Verhältnis von Geschichte und Theorie. Diese Auffassung ist, kurz gesagt, die folgende: die historische Forschung gibt die ‚Daten‘, die Theorie erforscht dann, nach welchen Prinzipien unter Voraussetzung einer bestimmten geschichtlichen Umwelt die zwischen den einzelnen Beziehungsträgern obwaltenden sozialen Verkehrsbeziehungen verlaufen. Anders ausgedrückt: die Geschichtswissenschaft steckt jeweils den Raum ab, innerhalb dessen die Frage nach den die Sozialwirtschaft beherrschenden Gesetzen sinnvoller Weise gestellt werden kann.“²⁶

Es spricht für das liberale wissenschaftliche Binnenklima der deutschen Soziologie, das diese Disziplin so stark von der Geschichtswissenschaft unterschied, dass Meusels akademische Laufbahn ungeachtet seiner offenen, wenn auch keineswegs unkritischen Einstellung gegenüber der marxistischen Theorie nicht litt. Gerade in den 20er-Jahren gab es in dieser Disziplin, die sich eben erst institutionalisierte, noch eine erhebliche Offenheit gegenüber marxistischen Ansätzen. Das machte nicht zuletzt die Gründung des Frankfurter Instituts für Sozialfor-

23 Alfred Meusel: Vom „Sinn“ der sozialen Bewegungen, in: KVS, 5, 1925, Nr. 1/2, S.13-34; Ders.: Das Vorhandensein und die Bedeutung konservativer Tendenzen in der Sozialdemokratie, in: Neue Blätter für den Sozialismus, 1, 1930, Nr. 11, S.492-504; Ders.: Faschismus, Sozialismus, Nationalismus. Betrachtungen zum Fall Scheringer, in: ebenda, 2, 1931, Nr. 6, S.277-287; Ders.: Karl Marx, in: Fritz Karl Mann (Hrsg.): Gründer der Soziologie: eine Vortragsreihe, unter Mitwirkung von Guillaume Léonce Duprat u. a., Jena 1932, S.96-108.

24 Alfred Meusel: List und Marx. Eine vergleichende Betrachtung, Jena 1928, S.9.

25 Ebenda, S.17.

26 Ebenda, S.79f.

schung deutlich, das auf ein Konzept des Tönnies-Schülers und Vorgängers Meusels in Aachen, Kurt Albert Gerlach, zurückging.²⁷ 1926, mit 30 Jahren, wurde Meusel in Aachen außerordentlicher, mit 34 Jahren ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre und Soziologie. Er war einer der jüngsten Ordinarien in der Weimarer Republik.

Meusels offenkundige Distanz zum bolschewistischen Experiment verringerte sich am Ende der 1920er-Jahre. Angesichts der Krisen in der kapitalistischen Gesellschaft seien die Kommunisten diejenigen, die den „kommenden Erschütterungen nicht mit ganz oder halb geschlossenen Augen“ entgegentrieben.²⁸ Die Sozialdemokraten würden hingegen „allen wirklich entscheidenden Zusammenstößen mit dem Monopolkapitalismus“ nur ausweichen.²⁹ 1931 war Meusel einer der Mitbegründer der „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der russischen Planwirtschaft“ (Arplan), die Klischees über die UdSSR entgegenwirken wollte. Zu ihren Mitgliedern gehörten so unterschiedliche Köpfe wie Emil Lederer, Otto Hoetzsch, Klaus Mehnert, Harro Schulze-Boysen, Arvid Harnack, aber auch Georg Lukács, Hermann Duncker, Karl August Wittfogel und selbst Ernst Jünger sowie Ernst Niekisch.³⁰ 1931 wurde Meusel Vorsitzender der Ortsgruppe der Gesellschaft der Freunde des neuen Russland.

Meusel im Exil: Die Wendung zur KPD und zur Geschichte

1933 gehörte Meusel zu der noch geringen Zahl von Professoren, die – obwohl sie keine Juden waren – im Frühjahr zwangsbeurlaubt und im September abgesetzt wurden. Seine Entlassung erfolgte aufgrund von § 2a des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, worin es hieß: „Beamte, die der kommunistischen Partei oder einer ihrer Hilfs- und Nebenorganisationen angehört oder sich sonstwie kommunistisch betätigt haben, sind aus dem Staatsdienst zu entlassen.“ Meusel wurde die Pension gestrichen, der Professorentitel und der Doktorgrad wurden ihm aberkannt. Noch im Laufe des Jahres 1933 wurde er zweimal in „Schutzhaft“ genommen.³¹ Am 10. April 1934 gingen Alfred Meusel und seine Frau Meta bei Flensburg ohne ihre Pässe, nur mit sogenannten Ausflugskarten, nach Dänemark und meldeten sich am folgenden Tag bei der Polizei. Durch das dänische Matteotti-Komitee wurden sie als politische Flüchtlinge

27 Siehe Siegfried, Milieu, S.77-101.

28 Alfred Meusel: Der klassische Sozialismus und seine Wandlungen, in: Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, 24, 1930/31, S.159-168, hier S.168.

29 Ebenda, S.159.

30 Siehe Jürgen Danyel: Zwischen Nation und Sozialismus. Genese, Selbstverständnis und ordnungspolitische Vorstellungen der Widerstandsgruppe um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen, in: Peter Steinbach/Johannes Tüchel (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S.468-487, hier S.473.

31 Siehe Klaus Schwabe: Alfred Meusel 1896-1960, in: RWTH 1870-1995. Wissenschaft zwischen technischer und gesellschaftlicher Herausforderung, Aachen 1995, S.231-237, hier S.232.

anerkannt.³² Am 3. Juli erfolgte die Anerkennung durch das Hilfskomitee für geflüchtete Geistesarbeiter, und am 16. November 1934 erhielten die Meusels das dänische ID-Zertifikat.³³

Im Dezember 1934 wurde Meusel vom Academic Assistance Council nach London eingeladen. Der Council, die spätere Society for the Protection of Science and Learning, war von englischen Wissenschaftlern ins Leben gerufen worden, um die aus Nazideutschland vertriebenen deutschen Gelehrten zu unterstützen. Ihnen sollten, unabhängig von ihrer „Rasse“ („race“), Religion oder politischen Einstellung („creed“), Stellen oder wenigstens Stipendien vermittelt werden. Am 19. Dezember 1934 gingen die Meusels von Esbjerg aus per Schiff nach England.

Dort gelang es Meusel jedoch nicht, im akademischen Betrieb Fuß zu fassen. Eine 1938 in greifbare Nähe gerückte Berufung an die Technischen Universität in Mexico-City zerschlug sich ebenfalls, da die Hochschule die Professur in eine solche für Sozialpsychologie umwidmete und Erich Fromm berief.³⁴ Meusel blieben das Netzwerk deutscher Exilanten und die Unterstützung durch seine Frau als Existenzgrundlage. Sein Beitrag zum antifaschistischen Exil bleibt insbesondere mit dem Freien Deutschen Kulturbund und der Freien Deutschen Hochschule verbunden. Der Freie Deutsche Kulturbund wurde im Dezember 1938 auf Initiative der KPD gegründet. Er verstand sich als Sammelbecken aller antifaschistischen Deutschen in Großbritannien, litt jedoch unter der Isolierung der deutschen wie britischen Kommunisten von der linken Öffentlichkeit des Landes nach dem Hitler-Stalin-Pakt.³⁵

Das Prestige der kommunistischen Exilanten stieg nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 wieder an. Dies ermöglichte im Juli 1942 die Neugründung der Freien Deutschen Hochschule (FDH) in London, nachdem deren Vorgängereinrichtung in Paris mit der deutschen Besetzung ihre Arbeit hatte beenden müssen. Die nominelle Präsidentschaft übernahm Albert Einstein, die Leitung lag in den Händen des Philosophen Arthur Liebert und Alfred Meusels. Sekretär war zunächst Hans Siebert, ihm folgte Heinz Kamnitzer. Weiterhin war Meusel an der Gründung des „Allies Inside Germany Council“, ab 1945 „British Council for German Democracy“, in London beteiligt. Bereits im

32 Das Matteotti-Komitee war die Hilfsorganisation der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI).

33 Es wurde nach Absprache der dänischen Seite mit dem Flüchtlingskommissar des Völkerbundes ausgestellt. Siehe die Ausländerakte Nr. 60 545: Alfred Theodor Meusel, Riksarkiv, Kopenhagen, Statspolitiet/Rigspolitichefen, Tilsynet med udlændinge, und den Vermerk im Katalog, in: Arbejderbevægelsens Bibliotek og Arkiv, Kopenhagen.

34 Siehe den Vorgang im Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars Collection, Box No. 150, The New York Public Library, Manuscript and Archives Division.

35 Siehe Ursula Adam: Zur Geschichte des Freien Deutschen Kulturbundes in Großbritannien (Ende 1938 - Mai 1945), Phil. Diss., Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1981, S.201.

Herbst 1937 war er der etwa zehnköpfigen KPD-Gruppe in England beigetreten, die von Jürgen Kuczynski geleitet wurde.³⁶

Es bleibt bemerkenswert, dass Meusel auch als Parteimitglied nicht den Umgang mit Kritikern der KPD-Politik abbrach. Er beteiligte sich mit einem Beitrag über die Finanzpolitik des Nationalsozialismus an einem von Emil Julius Gumbel herausgegebenen Sammelband.³⁷ Daran arbeitete auch der von der KPD bekämpfte Historiker Arthur Rosenberg mit, zudem hatte sich Gumbel als Kritiker der Moskauer Prozesse exponiert, und der Band erschien in den Editions du Carrefour, einem von Willy Münzenberg nach dessen Bruch mit der KPD fortgeführten Unternehmen.³⁸ Meusel hielt auch Kontakte zu einem anderen heterodoxen marxistischen Unternehmen: zu Horkheimers exiliertem Institut für Sozialforschung, an dessen (später legendären) „Studien über Autorität und Familie“ er mitarbeitete.³⁹ Er blieb persönlich dem linksliberalen Historiker Veit Valentin verbunden, einem scharfen Kritiker Moskaus.⁴⁰

Ein um das andere Mal sprach oder schrieb Alfred Meusel im Exil von der Absicht, sich der Geschichte zuzuwenden, da nur deren genaue Erforschung die Kenntnis der Wurzeln des Nazismus ermögliche. Seine ersten Schritte auf dem Weg zur Geschichtsschreibung lassen zwar durchaus die Absicht erkennen, progressiv-bürgerliche und sozialistische Traditionen im Sinne einer demokratischen Geschichtssicht zusammenzuführen.⁴¹ Sieht man von einer kurzen Würdigung Franz Mehrings ab, ist ein expliziter Beitrag zur marxistischen Geschichtsdiskussion jedoch nicht erkennbar.⁴²

36 Kuczynski war Meusels Bürge bei dessen Aufnahme in die KPD. Siehe Jürgen Kuczynski: *Memoiren. Die Erziehung des J. K. zum Kommunisten und Wissenschaftler*, Berlin/Weimar 1973, S.284.

37 Alfred Meusel: Die Finanzpolitik des Nationalsozialismus. Krieg und Krise, in: Emil Julius Gumbel (Hrsg.): *Freie Wissenschaft. Ein Sammelbuch aus der deutschen Emigration*, Strasbourg 1938, S.190-206.

38 Siehe die Einleitung von Annette Vogt zu: Emil Julius Gumbel: *Auf der Suche nach Wahrheit. Ausgewählte Schriften*, Berlin 1991, S.44.

39 Alfred Meusel: Die Familie in der deutschen Gesellschaftsverfassung seit 1933, in: Max Horkheimer (Hrsg.): *Autorität und Familie. Studien aus dem Institut für Sozialforschung*, Bd. V, Paris 1936, S.753-770.

40 Valentin empfahl Meusel als eines der Mitglieder der wissenschaftlichen Sektion der (geplanten) deutschen Akademie im Exil. Brief Veit Valentins an Hubertus Prinz zu Löwenstein, 6.8.1938, American Guild for German Cultural Freedom/Deutsche Akademie im Exil, Akte Veit Valentin, Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Frankfurt am Main.

41 Alfred Meusel: The German Revolution of 1848, in: *Freie Deutsche Kultur. German Anti-Nazi Monthly*, English Edition, Nr. 3, March 1942; Ders.: Die Idee der Nation bei Johann G. Herder, in: *Freie Deutsche Kultur. German Anti-Nazi Monthly*, October 1944, S.2; Ders. u. a.: *Schiller und die Idee der Freiheit*, hrsg. vom Freien Deutschen Kulturbund in Großbritannien, London 1945.

42 Ders.: Franz Mehring zu seinem 100. Geburtstag am 27. Februar 1946, in: *Freie Tribüne* (London), 23.2.1946, S.4.

Zwischen Populärwissenschaft und Geschichtspolitik: Meusel in der frühen DDR

Im Juli 1946 kehrte Alfred Meusel aus dem Exil zurück. Noch in England hatte er seine scharfe Kritik an der deutschen Entwicklung, die zu Hitler geführt hatte, mit dem entschlossenen Willen verbunden, sofort nach seiner Rückkehr am Aufbau eines neuen Geschichtsbildes mitzuwirken. Die Geschichtswissenschaft besaß für die sowjetische Besatzungsmacht und die SED-Spitze einen weitaus höheren Stellenwert als die mit dem Odium bürgerlichen Denkens behaftete Soziologie, die ihrerseits im Westen eine, verglichen mit der Weimarer Republik, deutliche Aufwertung erfuhr. Meusels Auffassung, wonach der deutsche Faschismus keineswegs ein Zufallsprodukt der Geschichte war, sondern ein Produkt des Imperialismus, entsprach der im Osten Deutschlands favorisierten Geschichtssicht.⁴³ „Mit der November-Revolution von 1918, die viel zu früh abgebrochen wurde, weil sie vor den entscheidenden Machtpositionen der Gegenrevolution stehen blieb, begann die Flucht in die Bequemlichkeit, die schließlich in den furchtbarsten Weg der Selbst-Vernichtung und Fremd-Vernichtung einmündete, den je ein großes Volk gegangen ist.“⁴⁴

Im September 1946 wurde Meusel an die Philosophische Fakultät der Berliner Universität berufen. Er übernahm den neu eingerichteten Lehrstuhl für politische und soziale Probleme der Gegenwart und wurde im November 1946 mit 17 gegen sieben Stimmen zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt. Im September 1947 erfolgte die von Meusel gewünschte Umberufung zum Professor für neue Geschichte.⁴⁵

Zu seinem Jugendwerk war Meusel schon zu diesem Zeitpunkt auf Distanz gegangen und bezeichnete die bis zum Jahre 1930 entstandenen Publikationen als Veröffentlichungen vor der „Übergangszeit“.⁴⁶ Dem religiösen Sozialisten August Rathmann, den er schon aus seiner Kieler Zeit kannte und in dessen „Neuen Blättern für den Sozialismus“ er in den letzten Jahren der Weimarer Republik publiziert hatte, schrieb er 1947, die eigenen Arbeiten aus den 20er-Jahren wirkten „auf mich gespenstisch, so als ob ich sie geschrieben oder doch auch wieder nicht geschrieben hätte, so als ob ich sie in einem anderen Leben verfaßt hätte. Dies ist wohl ein Beitrag zur Philosophie des ‚Als Ob‘.“⁴⁷ Dabei waren es gerade diese Arbeiten, die, wie Rathmann notierte, „für die Geistesgeschichte des deutschen Sozialismus [...] wesentliche Bedeutung“ besaßen.⁴⁸ Gerade wegen seiner Gebrochenheit, seinem skeptischen Rationalismus, der viel von Tönnies' Geist

43 Diesen Gedanken hatte Meusel bereits 1937 in einer Broschüre (Fascism – fight it now, London 1937) ausgeführt.

44 Alfred Meusel: Warum ich wieder nach Deutschland zurückkehre. Handschriftliches Manuskript zu einem Vortrag am 22.1.1946 in der Trinity Church, London (im Besitz von Prof. Dr. Dr. Fritz Klein, Berlin).

45 Siehe Meusel, Lebenslauf, HUB, UA, PA Meusel, Bd. 3, Bl. 34.

46 Ebenda.

47 Meusel an Rathmann, 6.5.1947, ABBAW, NL Meusel, Nr. 823.

48 Rathmann an Meta Meusel, Brief vom 7.10.1969, Nachlass August Rathmann, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel, Cb 155.

atmete und jegliche Geschichtssicherheit verloren hatte, erscheint in der langen Perspektive Meusels Frühwerk weitaus differenzierter, vielfältiger und insgesamt überzeugender als seine Produktion nach 1945 – zumal diese auch im Umfang begrenzt blieb.

Meusels Lehrtätigkeit konzentrierte sich auf die Allgemeine Geschichte von 1648 bis 1789, die Französische Revolution, die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, das Zeitalter des Imperialismus und die deutsche Novemberrevolution. „Dabei stand im Vordergrund die materialistische Interpretation der Tatsachen“, wie sein damaliger Hörer Joachim Streisand später schrieb.⁴⁹ Dies zeigen auch Meusels Publikationen, so eine Serie von Artikeln für die „Tägliche Rundschau“, das Organ der sowjetischen Besatzungsmacht, die auch als Broschüre herauskam. Darin übte er eine scharfsinnige Kritik der spätliberalen Denkschulen der Weimarer Republik, deren beste Vertreter wie Karl Mannheim, so Meusel, der Illusion einer klassenindifferenten Wissenschaftstätigkeit anhängen. Er zeigte den Proletarisierungs- und Deklassierungsprozess der deutschen bürgerlichen Intelligenz nach 1918, die viele von der Linken isolierte rebellische Geister in die Arme des Faschismus trieb.⁵⁰ Zum Jubiläum der Revolution von 1848 legte er zwei Broschüren vor, denen er später eine knappe Abhandlung zur Vorgeschichte der englischen Revolution folgen ließ.⁵¹ Die deutsche Revolution von 1848 scheiterte, schrieb Meusel, nur an der inneren Zerrissenheit des revolutionären Lagers. „Während die Revolutionäre programmatisch für die nationale Einigung waren, aber nicht einheitlich vorgingen, verstand es die fürstliche und adlige Reaktion ausgezeichnet, einheitlich zu handeln, wenn es ihre Interessen geboten.“⁵² Die Niederlage der Revolution habe in der Folgezeit zur Trennung der nationalen von der demokratischen Tradition geführt. Erst nach der Niederschlagung des deutschen Faschismus könnten beide Linien wieder zusammengeführt werden. „Genau das ist es, was wir jetzt tun müssen.“⁵³

Auf all diese Publikationen aber trifft Dieter Hertz-Eichenrodes kritisches Urteil zu, wonach Meusel „die Umstellung vom Soziologen zum Historiker nur in engen Grenzen“ gelang.⁵⁴ Meusel stützte sich ausschließlich auf gedruckt vorliegende Forschungsleistungen anderer, wenngleich er diese in bestechend präziser

49 Streisand, Alfred Meusels Weg, S.1029.

50 Siehe Alfred Meusel: Intelligenz und Volk, Berlin 1947.

51 Siehe Ders.: Das europäische Sturmjahr, Berlin 1948; Ders.: Die deutsche Revolution von 1848, Berlin 1948; Ders.: Aus der Vorgeschichte der bürgerlichen Revolution in England, Berlin 1954.

52 Meusel, Die deutsche Revolution, S.22.

53 Ebenda, S.24.

54 Dieter Hertz-Eichenrode: Die „Neuere Geschichte“ an der Berliner Universität. Historiker und Geschichtsschreibung im 19./20. Jahrhundert, in: Reimer Hansen/Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin-New York 1992, S.261-322, hier S.308.

und lebendiger Sprache darbot, die nichts vom alsbald einsetzenden SED-Parteijargon an sich hatte.⁵⁵

Dass Meusel unkritisch den Ausarbeitungen seines Schülers Heinz Kamnitzer vertraute, wurde ihm (und mehr noch Kamnitzer) jedoch zum wissenschaftlichen Verhängnis. Im Jahre 1952 legten beide gemeinsam ihr Buch über „Thomas Müntzer und seine Zeit“ vor, dem ein umfangreicher Quellenanhang beigegeben war.⁵⁶ Diesen Anhang hatte jedoch Kamnitzer aus einer Publikation von Günther Franz übernommen, ohne dies deutlich zu machen. In einer Rezension wies Franz auf den Tatbestand des Plagiates hin,⁵⁷ was Kamnitzer die wissenschaftliche Laufbahn kostete, da Meusel ihn sofort fallen ließ. Doch auch Meusels Stellung als Wissenschaftler war nachhaltig beschädigt worden, zumal Max Steinmetz, der wichtigste Forscher zur Reformation und zum Bauernkrieg in der DDR, ein äußerst kritisches Urteil abgab.⁵⁸ Somit erwies sich die von Meusel zunächst nur widerstrebend angenommene Ernennung zum Direktor des Museums für deutsche Geschichte im Nachhinein als ein Glücksfall, befreite sie ihn doch von dem Druck, auf dem Feld der wissenschaftlichen Produktivität gegen starke und manchmal übermächtige Rivalen auch in der DDR konkurrieren zu müssen.

Das Museum, dessen Gründung das SED-Politbüro im Februar 1950 beschlossen hatte, sollte zur Leiteinrichtung der marxistisch-leninistischen Geschichts-ideologie in der DDR werden.⁵⁹ Diese Aufgabe erfüllte es, wie alsbald deutlich wurde, jedoch nur bedingt. Als Direktor, der seit Oktober 1951 im Amt war, hielt Meusel, wie jüngst eine amerikanische Studie deutlich machte, seine Mitarbeiter von der Verkündung allzu platter Propagandaformeln möglichst ab.⁶⁰ Er bestand darauf, dass dem wissenschaftlichen Beirat auch nichtmarxistische Historiker wie Karl Griewank, Martin Lintzel, Fritz Rörig und Heinrich Sproemberg angehörten.⁶¹

55 Angemerkt sei, dass Meusel auch in seinen englischen Publikationen einen sehr ausgefeilten Stil beherrschte.

56 Alfred Meusel: Thomas Müntzer und seine Zeit. Mit einer Auswahl der Dokumente des Großen Deutschen Bauernkrieges, hrsg. von Heinz Kamnitzer, Berlin 1952.

57 Siehe Günther Franz: Rezension zu: Alfred Meusel: Thomas Müntzer und seine Zeit, in: Historische Zeitschrift, 177, 1954, Nr. 3, S.543-545.

58 Siehe Max Steinmetz: Rezension zu: Alfred Meusel: Thomas Müntzer und seine Zeit, in: ZfG, 1, 1953, Nr. 6, S.968-978. Zu Meusels Stellung in der Reformations- und Bauernkriegsforschung der DDR siehe Laurenz Müller: Diktatur und Revolution. Reformation und Bauernkrieg in der Geschichtsschreibung des „Dritten Reiches“ und der DDR, Stuttgart 2004, bes. S.192-195, 321f.

59 Siehe Verwendung des Zeughauses. Beschluß des Politbüros des ZK der SED vom 14.2.1950, Bundesarchiv (BArch), DY 30/IV 2/2/71, nicht foliiert. Das Museum wurde jedoch offiziell erst am 1. Mai 1952 eröffnet.

60 Siehe David E. Marshall: Das Museum für Deutsche Geschichte. A Study of the Presentation of History in the Former German Democratic Republic, New York 2009.

61 Siehe Wissenschaftlicher Rat des Museums für Deutsche Geschichte berufen, in: Neues Deutschland (ND), 20.1.1952, S.1.

Zwar wurde Meusel im Westen von Gerhard Ritter scharf und teilweise sehr unsachlich angegriffen, doch galt er verständigungsbereiten Historikern trotz seiner fachlichen Mängel als ein Mann, mit dem man reden solle, da ihm die Einheit der deutschen Geschichtswissenschaft auch unter den Bedingungen staatlicher Spaltung am Herzen lag.⁶² Diese Haltung zeigte sich auch an Meusels maßgeblicher Mitwirkung an den 1954 eingerichteten „Deutschen Begegnungen“, einem inoffiziellen Zusammenschluss ost- und westdeutscher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der die Auswirkungen der Spaltung auf das geistige Leben zu lindern suchte und damit (in moderater Weise) der von der DDR vertretenen Losung „Deutsche an einen Tisch“ entsprach.⁶³ Auch als Volkskammer-Abgeordneter – Meusel vertrat dort den Kulturbund – war er auf Dialog, nicht auf Konfrontation aus.⁶⁴ So sehr Meusel sich für die DDR engagierte, so deutlich zog er die Grenze, als dieses Engagement zur Überwachung von Kollegen missbraucht werden sollte: Einem Ansinnen von Offizieren des Ministeriums für Staatssicherheit, ihn als Mitarbeiter zu gewinnen, verweigerte er sich unter Berufung auf seine Funktion und damit Immunität als Volkskammer-Abgeordneter.⁶⁵

Ein Konflikt anderer Art war nicht so leicht zu lösen, und die Auseinandersetzung darüber zog sich Jahre hin: der Streit um die Konzeption und Ausführung des vielbändigen „Lehrbuches der deutschen Geschichte“. In dieser vor allem mit Ernst Engelberg ausgetragenen Kontroverse vermischten sich wissenschaftspolitische und persönliche Rivalitäten. Meusels sarkastische, oft zynische

62 Siehe Rainer Wohlfeil: Entfremdung und Annäherung. Krise und Krisenbewältigung im Zeitalter von Reformation und Bauernkrieg, gespiegelt in Stationen deutsch-deutscher Diskussionen zur Deutung deutscher Geschichte des 16. Jahrhunderts, in: Monika Hagenmaier/Sabine Holtz (Hrsg.): Krisenbewußtsein und Krisenbewältigung in der Frühen Neuzeit/Crisis in Early Modern Europe. Festschrift für Hans-Christoph Rublack, Frankfurt am Main 1992, S.331-350, bes. S.332f.

63 Siehe Alfred Meusel: Deutsche Begegnung 1954 in Berlin, in: ZfG, 2, 1954, Nr. 6, S.989-931. Zu dieser und weiteren, im Westen oft als „Neutralismus“ abgewerteten Initiativen siehe Alexander Gallus: Die Neutralisten. Verfechter eines vereinten Deutschland zwischen Ost und West 1945-1990, 2. Aufl., Düsseldorf 2006.

64 Siehe Abgeordneter Prof. Dr. Meusel (Kulturbund): Wir wollen einander näherkommen, in: ND, 31.5.1956, S.3.

65 Aktenvermerk vom 4.6.1956, Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, MfS-Zentralarchiv, Berlin, Allg. P 6741/56, HA II/6, Bl. 18. – Eine interessante Episode sei nicht unerwähnt: Am 1.7.1947 ersuchte Kulturbundsekretär Alexander Abusch Meusel um einen Beitrag zu einer Festschrift zum 70. Geburtstag Stalins. In einer sehr kurz gehaltenen Antwort lehnte dieser die Mitarbeit ab, offiziell „aus Gesundheits- und Arbeitsgründen“, wie er am 20.7.1949 an Abusch schrieb. Der Briefwechsel in: HUB, UA, PA Meusel, Bd. 2, Bl. 1f., Meusels „Diskussionsbeitrag zu Stalins Werk ‚Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR‘“, gehalten auf der Theoretischen Konferenz der SED am 13./14.12.1952 und abgedruckt in: Geschichte in der Schule, 6, 1953, Nr. 2, S.62-65, ist im Duktus bemerkenswert zurückhaltend.

Art traf auf Engelbergs aufbrausendes Temperament. Die Charaktere der beiden waren aufeinander nicht abzustimmen. Doch saß Meusel dabei letztlich am kürzeren Hebel. „Während Meusel noch an einer illusionären Einheit der deutschen Geschichtswissenschaft festhalten wollte, machte Engelberg sich für deren Teilung stark; während Meusel das Gespräch mit den ‚bürgerlichen‘ Gelehrten suchte, forderte Engelberg die schützende Abgrenzung von ihnen.“⁶⁶ Nicht Meusel, sondern Engelberg wurde 1958 Präsident der DDR-Historikergesellschaft, und nicht Meusel, sondern Engelberg schrieb zwei viel beachtete Teile des „Lehrbuches der deutschen Geschichte“.⁶⁷

Obgleich nur wenige Jahre im Hochschuldienst tätig, verstand es Meusel dennoch, einen Schülerkreis heranzubilden, aus dem neben Joachim Streisand Fritz Klein mit seinen Arbeiten zur Vorgeschichte und Geschichte des Ersten Weltkrieges herausragte. Dieser bescheinigte seinem Lehrer, dass er eine Kultur des Umgangs mit nichtmarxistischen Denkschulen pflegte, die sich – vor allem im Duktus – von der oftmals geforderten „parteilichen Auseinandersetzung mit dem Klassegegner“ deutlich unterschied.⁶⁸ Trotz mancher Impulse blieb Meusels Wirkung auf die Geschichtswissenschaft der DDR indes begrenzt, und auch für manche ihrer negativen Seiten ist er nur bedingt verantwortlich zu machen.

Als er am 10. September 1960 einem Herzinfarkt erlag, war er trotz offizieller Ehrungen bereits relativ isoliert.⁶⁹ Kurz nach dem Tode Alfred Meusels hieß es parteiintern, er sei „überhaupt nicht in der Lage“ gewesen, „die Aufgabe zu bewältigen“ und das Lehrbuchprojekt zu einem erfolgreichen Ende zu führen.⁷⁰

Doch sei damit kein bündiges Urteil über die Gesamtpersönlichkeit Alfred Meusels, auch keine abschließende Bewertung über ihn als soziologisch orientierten Historiker wie als historisch reflektierenden Sozialwissenschaftler verbunden. Meusels Stärke war die Interpretation, nicht die quellengestützte Detailforschung. Im Exil suchte er sich vom Soziologen zum Historiker fortzubilden, was ihm inhaltlich teilweise, doch vor allem in Bezug auf die Forschungsmethodik und die „handwerkliche“ Seite nur begrenzt gelang. Historische Forschungsleis-

66 Martin Sabrow: Das Diktat des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949-1969, München 2001, S.250.

67 Siehe Ernst Engelberg: Deutschland von 1849-1871, Berlin 1959; Ders.: Deutschland von 1871-1897, Berlin 1965.

68 Fritz Klein würdigte seinen Lehrer Meusel dementsprechend in seinen Memoiren. Siehe Ders.: Drinnen und draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen, Frankfurt am Main 2000.

69 Meusels Exilkamerad Kurt Hager hielt die Trauerrede. Siehe Horst Haun: Alfred Meusel, in: Heinz Heitzer/Karl-Heinz Noack/Walter Schmidt (Hrsg.): Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien, Berlin 1989, S.146-168, hier S.165.

70 Vorlage an die Ideologische Kommission des Politbüros, 30.5.1962, BArch, DY 30/IV 2/9.01/11, zit. nach: Martin Sabrow: Planprojekt Meistererzählung. Die Entstehungsgeschichte des „Lehrbuches der deutschen Geschichte“, in: Ders. (Hrsg.): Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR, Köln u. a. 2000, S.227-286, hier S.270.

tungen konnte er in der DDR, auch infolge der überaus starken Beanspruchung auf verschiedenen Feldern der Wissenschaftspolitik, nicht erbringen.

Meusels Wissenschaftsverständnis und zumal seine zugleich engagierte wie reflektierende Einstellung gegenüber dem Marxismus bewahrte ihn jedoch davor, zum „Wegbereiter“ einer dogmatisch verengten Sicht auf Geschichte und Gesellschaft zu werden. Der historische Materialismus im Sinne von Marx, dem er sich zunehmend verpflichtet sah, war und blieb für Meusel in erster Linie eine Forschungsmethode, die vom politischen Standpunkt des Historikers indes nicht zu trennen ist. Dies entsprach keineswegs dem marxistisch-leninistischen Verständnis von Parteilichkeit, wie es im SED-Apparat zunehmend vorausgesetzt wurde. Im Juni 1952 hatte Hanna Wolf, die Direktorin der SED-Parteihochschule, auf der ersten Historiker-Tagung der DDR Meusel in anmaßender Weise vorgehalten, er propagiere Leopold von Ranke und dessen Schule. Der geistig offene, an allen wirklichen Denkströmungen interessierte Meusel erwiderte ruhig: „Ich weiß nicht, ob Frau Direktor Wolf ernsthaft der Meinung ist, daß ich hier ein Programm der Ranke-Schule vertreten wollte, sondern ich habe lediglich gesagt, daß in Rankes Werk einiges enthalten ist, woraus wir lernen können. An dieser Richtung halte ich unbedingt fest“.⁷¹

71 Alfred Meusel in: Historiker-Tagung, 7./8. Juni 1952, S.137, ABBAW, NL Meusel, Nr. 618.

Kämpferin für Frieden und Frauenrechte: Amalie Pinkus-De Sassi (1910-1996)

Gisela Notz

Amalie Pinkus-De Sassi kam aus ärmlichen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Im Alter von 16 Jahren wurde sie Vollwaise und lebte mit ihren beiden Geschwistern in einer Wohngemeinschaft, in der später italienische Emigranten Asyl fanden. Angesteckt von einem Vetter wurde sie Mitarbeiterin der Internationalen Arbeiter-Hilfe (IAH) und der Internationalen Roten Hilfe (IRH), trat in die Kommunistische Partei der Schweiz (KPS) ein. Sie war 1934 Delegierte beim „Internationalen Frauenkongress gegen Krieg und Faschismus“ in Paris. Die Buchhandlung Pinkus und Co., die sie mit ihrem Lebensgefährten betrieb, wurde zum Treffpunkt der antifaschistischen EmigrantInnen und zum Sammelpunkt der in Deutschland seit 1933 verbotenen Literatur. Nach dem Ausschluss aus der KPS trat sie der sozialdemokratischen Partei (SPS) bei, arbeitete in der SP-Frauengruppe, bei den Naturfreunden und im Frauenstimmrechtsverband mit. In der Folge der 1968er Studentenbewegung wurde die Buchhandlung ein selbstverwalteter Betrieb und das von ihr mitgegründete Kommunikationszentrum Salecina ein Ort der Begegnung für Frauen-, Friedens-, Gewerkschafts- und sozial Bewegte.¹

Kindheit und erste Jugendjahre (1910 bis 1927)

Amalie De Sassi wurde am 4. Juli 1910, ein Jahr nach der Geburt ihres Bruders Maurizio, als Tochter der Heimarbeiterin Pierina De Sassi, geb. Pasci, und des Maroniverkäufers und Gemüsehändlers Pietro Attilio De Sassi in Zürich geboren, wo sie aufgewachsen ist. Ihre Eltern stammten beide aus dem Tessin. Ihre Mutter kam aus Modreno, ihr Vater aus Freggio. Die Mutter hatte ihr erzählt, dass sie Amalie eigentlich abtreiben wollte: „Sie rannte die Treppen hinauf und hinunter und nahm Senfbäder, aber ich kam halt doch auf die Welt“, kommentierte Amalie später.² Der Vater war streng katholisch, die Mutter legte die Bibel aus, „wie es ihr in den Kram passte“. Die Kinder wurden getauft, weil die Großmutter meinte, es könne den Kindern nicht schaden – „das bisschen Wasser, und vielleicht nütze es ihnen doch etwas, so für alle Fälle.“ Als man einen Vetter bedauerte, weil sein Vater ihn nicht taufen lassen wollte, sagte Amalie: „Mich hat man getauft, und es hat mir auch nichts genützt.“

1 Siehe Gisela Notz: Amalie Pinkus-De Sassi (1919-1996), in: Dies. (Hrsg.): Kalender Wegbereiterinnen VII, 2009.

2 Zit. nach der Doppelbiografie: Rolf M. Lüscher/Werner Schweizer: Amalie und Theo Pinkus-De Sassi: Leben im Widerspruch, Zürich 1987, S.133. Die folgenden Zitate ebenda, S.124, 132, 123, 131, 134.

Die Mutter fertigte Konfektionskleider in Heimarbeit. Während des Ersten Weltkrieges nähte sie widerwillig Uniformen. Sie brauchte das Geld, und als der Vater krank wurde, arbeitete sie sechzehn Stunden täglich. Von der Mutter lernte Amalie den starken Gerechtigkeitsinn, den diese sich im Laufe ihres Lebens angeeignet hatte. Sie konnte und wollte nicht verstehen, dass es immer die armen Leute waren, denen Unrecht geschah. Nachdem der Großvater mit einem Gemüseladen pleite gegangen war, verkaufte Amalies Vater im Winter heiße Maronen (Esskastanien). Später eröffnete er selbst einen kleinen Laden. In diesem ärmlichen, kleinbürgerlichen Milieu wuchs Amalie auf: „In der Küche brannte eine Gasflamme, die Zimmer wurden mit Petroleumlampen beleuchtet, gekocht wurde mit Holz“. Sie konnte keine Freunde mit nach Hause nehmen, weil die Familie zu fünft in zwei Zimmern hauste. Nicht einmal ein eigenes Bett hatte sie, und die Stube, in der sie nachts schlief, war der Arbeitsraum der Mutter. Später erinnerte sie sich, dass sie trotz der Armut zu Hause keine griesgrämigen Leute waren, sondern viel gelacht und gesungen hätten, eben eine richtige „Rasselbande“ waren. Weihnachten wurde in ihrer Familie mit einem guten Essen, ohne Tannenbaum oder Tannenzweige gefeiert: „Zu Weihnachten gab’s Kuchen, das einzige Mal im Jahr, immer denselben, eine Torte aus altbackenem Brot, Grappa und Rosinen“.

Als der Erste Weltkrieg begann, war Amalie vier Jahre alt. Es war ihr Bruder, der die Mutter fragte, was Krieg sei. Die Mutter gab eine einzige Antwort, die auch Amalie begriff: „Wenn einer den anderen kaputt macht.“ Was sie damals nicht begreifen konnte, war das Warum.

Von der Kindergärtnerin wurde Amalie feministisch angesteckt. Das kam ihr allerdings erst später zum Bewusstsein; zunächst hatte sie die Frau einfach gern. Nach dem Besuch des Kindergartens ging Amalie acht Jahre lang zur Volksschule. Während dieser Zeit half sie bereits im Alter von acht oder neun Jahren der Mutter beim Nähen. Da die Mutter eigentlich gegen Kinderarbeit war, machte sie sich deshalb Vorwürfe. Das half nichts, denn die Familie brauchte Geld, damit sie etwas zu essen hatte. Hungern musste Amalie nicht, aber sie hatte als Kind Wünsche, aus denen deutlich wird, dass „Schmalhans“ Küchenmeister war. Sie wünschte sich zum Beispiel, einmal ein ganzes Frühstücksei alleine essen zu dürfen, wie ihr Vater das tat. Gekocht hatte fast immer der Vater, meistens war es Gemüsesuppe mit Reis. Besonders liebte Amalie aber Röstli (pom rosti). Später sagte sie, dass sie über das ganze Gesicht gestrahlt hätte, wenn Vater fragte, ob er Röstli backen solle. Zum Glück gab es fast immer Gemüse, denn was im Laden übrig blieb, musste aufgebraucht werden. Oft gab es auch Kastanien mit Milch zum Nachtessen. Die Kastanien bekamen sie aus dem Gemeindewald umsonst. Das „gemütliche“ gemeinsame Familienessen blieb ihr in der Erinnerung, obwohl sie beim Essen nicht reden durften. Zu Hause wurde nicht nur italienisch gekocht, sondern auch italienisch gesprochen.

Vom Ende des Ersten Weltkrieges behielt die damals achtjährige Amalie in Erinnerung, dass die Straßenbahn nicht fuhr, als der Vater die von der Mutter genähten Kleider in die Stadt bringen wollte, dass es Lärm auf den Straßen gab,

dass „alles in Aufruhr geraten war“ und in der Familie die Notwendigkeit des Generalstreiks diskutiert wurde.³

Kurz nach Kriegsende erkrankte Amalies Vater schwer an TBC und musste in ein Spital. Nun war die Mutter mit dem Gemüseladen, der Heimarbeit und den Kindern alleine und völlig überlastet. Amalie und ihre Schwester Esther wurden deshalb aufs Land verschickt. Amalie kam nach Fischingen zu einer Bäckersfamilie mit zehn Kindern. Sie hatte schreckliches Heimweh. Zwei Monate war sie dort, dann starb der Vater am 12. Juli 1920. Nun hatte die Mutter „eine wahnsinnige Wut auf den lieben Gott“, so jedenfalls berichtete es Amalie später. „Ein Sadist sei er, hatte sie gesagt, der schaue einfach zu, wie es den Leuten dreckig gehe“.⁴ Die Mutter selbst ging nicht in die Kirche, aber sie hatte wohl Angst, dass den Kindern Nachteile entstehen könnten, wenn sie das nicht taten, deshalb schickte sie sie auch nach dem Tod des Vaters zum Gottesdienst. Man wusste ja nicht, ob an den Drohungen mit Fegefeuer oder gar Hölle etwas Wahres war. Der Gemüseladen ging immer schlechter, weil andere Läden, vor allem die Migros-Kette, als Konkurrenz auftraten und frischere Ware anbieten konnten. „Unsere ist davon, dass sie niemand mehr kaufen kam, auch nicht frischer geworden. [...] So ist unser kleines ‚Tschinggelädeli‘ mehr oder weniger eingegangen“, sagte Amalies Bruder Marizio in einem Interview. Für die Mutter wurde das Leben mit ihren drei Kindern immer anstrengender. Den Selbstmord, den sie aus Verzweiflung für die Familie geplant hatte, verhinderte eine Zeichnung, die der Bruder angefertigt hatte und die die Familie am Boden liegend, mit aufgedunsenen Bäuchen zeigte. Die Mutter nahm von ihrem Vorhaben Abstand.

Amalies LehrerInnen waren der Meinung, dass Amalie studieren sollte, weil sie „das Zeug dazu hatte“. Ein naturwissenschaftliches Studium, das sie gerne angeregt hätte, konnte sie aus finanziellen Gründen nicht aufnehmen. Sowohl ihr Bruder als auch sie begannen eine VerkäuferInnenlehre „beim Globus“, einer Schweizer Kaufhauskette. Amalie musste Staub wischen und schwere Körbe herumtragen, sie stand ständig unter Zeitdruck, die Füße taten ihr weh und sie war sehr unglücklich. Als die Mutter am 5. Januar 1927 an Blut- oder Magenvergiftung starb, vermuteten die Kinder, es sei Selbstmord gewesen. Neben allem anderen Kummer war sie – offensichtlich von einem verheirateten Mann – schwanger. Sicher war sie der Meinung, dass auch die Kinder sie verachten würden, wenn sie ein „uneheliches Kind“ bekäme. Amalies Bruder sagte später: „Dabei hatten wir unsere Mutter so gern, wir hätten dieses Kind doch akzeptiert.“ Nach dem Tod der Mutter ging auch er nie mehr zur Kirche, außer zur traditionellen Mitternachtsmesse am Weihnachtstag. Amalie war nun sechzehn-einhalb Jahre alt und Vollwaise.

3 Siehe ebenda, S.134. Zur Generalstreikdebatte siehe Gisela Notz: Zur Massenstreikdebatte, in: SoZ+ theorie und praxis sozialer emanzipation, Köln, September 2009, S.17-20.

4 Lüscher/Schweizer, Amalie, S.131. Die folgenden beiden Zitate ebenda, S.136f.

Wohngemeinschaft und erste politische Arbeit (1927 bis 1933)

Nachdem die drei Geschwister Esther, Maurizio und Amalie den Gemüseladen verkauft hatten, zogen sie zusammen in eine andere Wohnung. Esther, mit 24 Jahren die Älteste unter den Geschwistern, versorgte nun anstelle der Mutter den Haushalt und verdiente zusätzlich als Schneiderin in Heimarbeit Geld. Nachdem der Bruder aus der Lehre entlassen worden war, entschied der Vormund, ein Onkel der beiden Waisenkinder, dass auch Amalie die Lehre abbrechen sollte. Darüber war sie nicht unglücklich, weil sie hoffte, wieder zur Schule gehen zu dürfen. Tatsächlich konnte sie noch neun Monate die Sekundarschule und anschließend die Gewerbeschule besuchen. Danach wurde sie vom Vormund – gemeinsam mit ihrem Bruder – in seinem Treuhandbüro als Hilfskraft angestellt. Eine Lehre durfte sie nicht mehr antreten, während ihr Bruder die Handelsschule besuchen konnte. „Ein Bursche braucht das, aber ein Mädchen... Auch wenn ich eine viel bessere Schülerin war als er“, sagte sie später.⁵ Mädchen brauchen nichts zu lernen, sie heiraten ja, das war damals die vorherrschende Meinung. Die Geschwister verdienten nun beide etwas Geld. Amalie war lernbegierig. So brachte sie sich selbst das „Blindschreiben“ auf der Schreibmaschine bei. Sechs Jahre arbeitete sie beim Vormund, dann wurde er von der Polizei geholt und ins Gefängnis gebracht, weil er offenbar an einer Betrugsgeschichte beteiligt war. Amalie bekam eine Stelle in einem Lebensmittelgroßhandel, die sie jedoch bereits nach zwei Wochen aufgab, weil der Besitzer von ihr verlangte, sie solle dem Lebensmittelkontrolleur schöne Augen machen, damit er bei seinen Überprüfungen ein Auge zudrücke.

Ein politisch aktiver Vetter war es, der die Geschwister für die politische Arbeit interessierte, sie zu Veranstaltungen und zu den Treffen der Freidenker mitnahm.⁶ Amalie erinnerte sich an ihre erste Versammlung, es war eine tolle LLL-Feier (Lenin, Liebknecht, Luxemburg). Sie trat nun aus der Kirche aus und blieb fortan eine Freidenkerin.⁷ Sie wollte selbst denken und nicht ihr Schicksal an eine vermeintlich höhere Macht delegieren, wie die Christen das taten.

Die politische Arbeit begann sie 1929, indem sie Mitglied der IAH und der IRH erklärt⁸ wurde. Sie beteiligte sich an Sammlungen der beiden Organisationen, sprach in einem Sprechchor der IAH, las in ihrer Freizeit die Werke von Karl Marx und Friedrich Engels und wurde 1931 in der Gesellschaft „Freunde der Sowjetunion“ und mindestens sieben weiteren linken Organisationen Mitglied. Die Jahre 1929 bis 1932 waren bewegte Jahre in Zürich. Zusammen mit ihrem Bruder nahm sie an zahlreichen Streikversammlungen und Demonstrationen teil.

5 Ebenda, S.139.

6 Ihr Bruder Maurizio sagte später: „er hat uns ins politische Fahrwasser gezogen“, ebenda, S.141.

7 Zu Frauen in der Freidenkerbewegung siehe: Sibylle Mohrmann/Anna-Katharina Trins/Carola Wandslebe: *Frei, denkend, selbstbestimmt*, Berlin 2008.

8 Zur IAH siehe: Willi Münzenberg: *Solidarität. Zehn Jahre Internationale Arbeiterhilfe 1921-1931*, Berlin 1931; zur Roten Hilfe siehe Sabine Hering/Kurt Schilde (Hrsg.): *Die Rote Hilfe*, Opladen 2003.

Es blieb nicht aus, dass sie in Konflikt mit der Polizei kam. Den ersten Kontakt hatte sie, als sie sich an einer nicht genehmigten Sammlung beteiligte.

1930 reiste Amalie De Sassi als Delegierte der Roten Hilfe nach Paris. Gerade 20 Jahre war sie alt, als sie wichtigen Persönlichkeiten der internationalen Linken begegnete. Unvergesslich blieb ihr die Begegnung mit Dolores Ibárruri (genannt La Passionaria, die Leidenschaftliche), die im spanischen Bürgerkrieg zur antifaschistischen Legende wurde.⁹

Während ihrer zweimonatigen Erwerbslosigkeit im Jahre 1931 wurde Amalie De Sassi von der IAH als eine der Schweizer Delegierten zum Kongress anlässlich des zehnjährigen Bestehens der IAH nach Berlin und anschließend in die Sowjetunion entsandt, weil sie bei einer Aktion für die ostschweizerischen Textilarbeiter-Kinder die erfolgreichste Sammlerin gewesen war. In Berlin entsetzten sie die Hakenkreuze und Totenköpfe der Nazis, die sie zum ersten Mal zu Gesicht bekam. In Usbekistan konnte sie die Emanzipationsbemühungen der Frauen studieren, die sich schon damals von ihren Männern wirtschaftlich unabhängig machen wollten.

Als Amalie De Sassi aus der Sowjetunion zurückgekehrt war, trat sie der KPS bei und übernahm das Sekretariat einer kommunistischen Zeitung. Bezahlte Arbeit fand sie beim Sekretär des Schlossermeisterverbandes und anderer Gewerbeverbände. Das war nicht einfach: Da sie für Unternehmensverbände arbeitete, trat sie nicht in die Gewerkschaft ein und trug bei den 1. Mai-Kundgebungen stets eine dunkle Brille, damit niemand sie erkennen konnte. Sie verkaufte dennoch Maiabzeichen und kommunistische Zeitungen, so den „Kämpfer“ und den „Mahnruf“, die Zeitung der IAH. Fest glaubte sie an die Revolution, die sie noch zu erleben meinte.

In der Partei hatte sie zu jener Zeit nie das Gefühl, dass Frauen diskriminiert seien. Später sagte sie: „Damals bildeten wir uns noch ein, in der Partei sei das nicht so.“¹⁰ Ungefähr ein Drittel der Mitglieder waren Frauen, meist von Männern unabhängige Arbeiterinnen. Amalie war beeindruckt von diesen starken Frauen. Sie beobachtete schon damals, dass hingegen die Ehefrauen der organisierten Arbeiter die traditionelle Rolle ausfüllten: „Da waren nur die Männer Parteimitglieder, und die Frauen blieben irgendwo im Hintergrund, waren Hausfrauen, die überhaupt nichts zu sagen hatten“.¹¹

Über ihre Reise in die Sowjetunion hielt Amalie ihre ersten Vorträge, beteiligte sich an Agitation, Unterschriftensammlungen und Wahlkampagnen und wurde bald in die Kreisleitung der Partei und 1932 zum Mitglied der Züricher Parteileitung gewählt. Das waren Ämter, die zur damaligen Zeit sehr ungewöhnlich für Frauen waren. Dennoch sagte sie später, eine große Rolle hätte sie in der Partei

9 Zu Dolores Ibárruri – La Passionaria siehe Gisela Notz (Hrsg.): Kalender Wegbereiterinnen VI, 2008.

10 Lüscher/Schweizer, Amalie, S.153.

11 Ebenda.

nie gespielt, weil sie sich in der Parteileitung kein einziges Mal zu Wort gemeldet hätte. Allerdings war sie davon überzeugt, dass sie ihre Arbeit zuverlässig und gut gemacht hatte.

In ihrer kleinen Wohngemeinschaft fanden nun, oft mittellose, italienische Emigranten Asyl, denn die Kommunistische Partei Italiens (Partito Comunista d'Italia – PCI; ab 1943 Italienische Kommunistische Partei) war bereits verboten. Mit einem von ihnen, Mario Martini, freundete sich ihre Schwester Esther an. Er betreute zwei Jahre lang illegal den Haushalt der WG. Als er einmal unachtsam war, entdeckte ihn die Polizei, nahm ihn fest und brachte ihn ins Internierungslager. Erst 1942 konnte er zu den Freunden zurückkommen.

Im Schatten des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs (1933 bis 1945)

Wie viele andere erlebte Amalie De Sassi die Machtübernahme in Deutschland durch die Nazis als niederschmetternd. Da zeichnete sich im privaten Leben ein Lichtblick ab: Im Restaurant „Internationale“, dem „Inti“, lernte sie einen Kommunisten kennen, der aus Deutschland geflüchtet war. Wie sie gehörte er der kantonalen Parteileitung der KPS an. Sie kannten sich nur aus der Ferne, bis Theo Pinkus sie mit seinem Fahrrad zu Hause besuchte und sie überzeugen wollte, dass sie nicht ganz in der politischen Arbeit aufgehen dürfe: Ausgerechnet Theo, der genau wie sie immer für die Partei arbeitete, wenn andere Freizeit hatten. Sie machten eine wunderschöne Fahrradtour an einem wunderschönen Maiabend, kehrten im „Tiefenbrunnen“ ein, und hatten es gut miteinander. Theo fragte sie, ob sie mit auf sein Zimmer kommen wolle. Sie blieb bei ihm, bis zu seinem Tode.¹²

In den 1930er-Jahren arbeiteten Amalie und Theo zusammen im Schweizerischen Kaufmännischen Verein, einer Angestelltengewerkschaft, die Amalie eigentlich zu bürgerlich fand. Theo zuliebe machte sie mit und engagierte sich hauptsächlich in der Frauengruppe des Verbandes. Die Frauen dort fand sie nett und eigentlich auch klassenkämpferisch. Was sie störte, war, dass sie im Dezember anfangen für den Weihnachtsbasar zu stricken, „und es gab einen Nikolausabend, das ging mir so auf die Nerven.“¹³

Amalie war fasziniert von Theo, dem Buchhändler, Kommunisten, Juden und Ausländer. Sie bewunderte ihn: „Damals, als ich Theo kennen gelernt habe, hat mir imponiert, wie er alles in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang stellen konnte“, sagte sie später.¹⁴ Mit Theo arbeitete Amalie in der Partei, beteiligte sich aber auch selbstständig an Aktionen.

Während der illegalen Parteiarbeit wussten Theo und sie oft nicht, welche Funktionen und Aufgaben der andere erfüllte, obwohl sie nicht das geringste Miss-

12 Zu Theo Pinkus siehe meine Biografie in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Zwanzigster Bd., Berlin 2001, S.451f.

13 Lüscher/Schweizer, Amalie, S.378.

14 Ebenda, S.408.

trauen gegeneinander hatten. Amalie erzählte über ihre illegale Arbeit für die PCI wenig, weil sie Angst hatte, Theo in Gefahr zu bringen. 1933 wurde sie gebeten, Briefe mit Flugblättern der illegalen PCI in Italien auf die Post zu geben, damit die Empfänger sähen, dass die Partei weiterhin in Italien arbeitete. Sie bekam einen Koffer mit doppeltem Boden und packte die Flugblätter hinein. Pflichtgemäß erfüllte sie ihren Auftrag, trotz der großen Angst, die sie hatte.

1934 war sie Delegierte des „Internationalen Frauenkongresses gegen Krieg und Faschismus“. Eine autonome feministische Frauenbewegung gab es damals noch nicht. Das Auftreten der selbstbewussten spanischen Genossinnen beeindruckte sie sehr. Während des spanischen Bürgerkrieges dachte sie über einen Einsatz in Spanien nach. Als Mitglied der Parteileitung und ohne die dafür notwendige Ausbildung war ihr das jedoch nicht möglich. Später bedauerte sie, dass die Frauen, die in Spanien aktiv waren, in den Berichten über den spanischen Bürgerkrieg gar nicht erwähnt wurden.¹⁵ In der Schweiz leistete sie gemeinsam mit den Genossinnen Solidaritätsarbeit, führte Sammlungen durch und besuchte Spanien-Veranstaltungen. Der Sieg der Franco-Faschisten 1939 in Spanien war für Amalie die zweite große Niederlage nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland.

Bereits 1937 war sie gemeinsam mit Theo sowie Emmi und Hans Hermann, die in einer Schokoladenfabrik arbeiteten, in eine Dreizimmerwohnung in Wollishofen gezogen. Das Zusammenleben in der kleinen Wohngemeinschaft klappte gut, nicht aber die Empfängnisverhütung. Nach drei Abtreibungen heiratete sie Theo 1939, als sie wieder schwanger war. Ein anderer Grund für die Heirat nach den Jahren „wilder Ehe“ war wohl, dass Theos Vater fragte, ob sie seinen Sohn nicht heiraten wolle, weil dieser Jude sei, „und das wollte ich schon nicht auf mir sitzen lassen“, sagte sie.¹⁶

Der Zweite Weltkrieg war für Amalie ein tiefer Einschnitt: „Wir haben nie gedacht, dass auch ein zweiter Weltkrieg noch möglich würde“,¹⁷ sagte sie 1987 in einem Interview. Sie hatte doch den Ersten Weltkrieg als Kind erlebt. Es war ein Monat nach Kriegsbeginn, als am 9. Oktober 1939 Marco auf die Welt kam. Drei Wochen später ging Amalie wieder ihrer Erwerbsarbeit nach. Sie musste die Familie ernähren. Theo wusch die Windeln, kochte, machte Gelegenheitsarbeiten. Als er eine bezahlte Arbeit gefunden hatte, wurde Marco von Amalies Schwester betreut, bis er in die Krippe kam.

1940 gründeten Amalie und Theo einen Büchersuchdienst. Damit schufen sie sich eine originelle, wenn auch bescheidene Einkommensmöglichkeit. Sie lieferten einem Buchhändler, der ein bestimmtes Buch suchte, gegen eine kleine Vermittlungsgebühr das Gewünschte aus dem Lager eines anderen Buchhändlers. In

15 Erst später erschien Ingrid Strobl: *Sag nie, du gehst den letzten Weg. Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung*, Frankfurt/Main 1989.

16 Lüscher/Schweitzer, Amalie, S.219.

17 Ebenda, S.405.

der Schweiz herrschte damals ein großer Mangel an guter Literatur, und die Buchhandlungen mussten immer mehr zum Antiquariat greifen, um ihre Kunden halten zu können. Zudem waren viele sozialistische und kommunistische Bücher verboten worden. Der Büchersuchdienst wurde von den Branchenkollegen gut angenommen. Er spezialisierte sich auf Bücher und Broschüren zum Thema „Sozialismus und Arbeiterbewegung“. Das Antiquariat, das zudem entstand, entwickelte sich rasch zu einer Fundgrube (nicht nur) für Wissenschaftler. Binnen kurzer Zeit war die Firma Pinkus und Co. zu einer Institution geworden. Selbst Bert Brecht besorgte sich dort Unterlagen für sein Stück „Die Tage der Commune“, das er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Exil in der Schweiz schrieb.¹⁸ Buchhandlung, Antiquariat und die Privatbibliothek von Amalie und Theo wurden zudem zu einem Sammelpunkt der in Deutschland seit 1933 verbotenen Literatur und zum Treffpunkt der antifaschistischen EmigrantenInnen.

Am 26. November 1940 wurde die KPS behördlich aufgelöst. Amalie und Theo blieben der Partei treu und waren nun in der illegalen KP aktiv. Sie kamen regelmäßig mit Genossen in Privatwohnungen zusammen, verteilten Arbeitsaufträge und Flugblätter. Als in der Wohngemeinschaft, in der Amalie und Theo lebten, eine Hausdurchsuchung stattfand, stopften sie die illegalen Zeitungen der KPS, die sie kurz zuvor erhalten hatten, rasch hinter die vielen Bücher, die die Wohnung beherrschten. Da die Polizisten durch die vielen Büchern die Übersicht verloren, sahen sie von einer Beschlagnahmung einzelner Bücher ab. Sie begleiteten Theo zum Büchersuchdienst, der gerade in der Froschaugasse aufgebaut worden war, und beschlagnahmten eine Kiste mit Lenin-Bänden. Diese wurde aber am nächsten Tag wiedergebracht, weil Selma Bühner, eine Genossin, auf deren Namen die Firma damals lautete, laut Alarm geschlagen hatte, was ihnen denn einfallen, Bücher eines Antiquariats mitzunehmen.¹⁹

Als der zweite Sohn André 1942 geboren wurde, blieb Amalie eine Zeit lang zu Hause. Die Familie konnte nun knapp vom Geschäft leben. Mit ihren bescheidenen Einnahmen unterstützte sie auch noch Miriam, Theos Schwester, und seine Eltern. Von Theo bekam sie das Haushaltsgeld fünf Frankenweise zugeteilt; nur wenn sie extra danach fragte, gab er ihr zwanzig Franken dazu, was sie als Demütigung empfand. Als sie dann wieder einer Erwerbsarbeit nachging, fand sie darin auch keine Befriedigung: „Früher hatte ich immer die Illusion, dass die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau die Befreiung bringen wird. Ich dachte, die Frauen seien nur unterdrückt, weil sie vom Mann finanziell abhängig sind. [...] Ich war mehr angebunden, als Theo, mehr als die Frauen, welche außer Haus arbeiteten, aber keine Kinder hatten. Ich stellte fest, dass ich selber gezwungen war, eine Frau für Haushaltsarbeiten anzustellen. Wo ist denn da die Emanzipation, wenn ich eine Frau ausbeuten muss, nur damit ich so großartig selbständig

18 Siehe Christa Piotrowski: Die Literatur der Verfolgten gesammelt, in: Der Tagesspiegel, 24.12.1989.

19 Siehe Lüscher/Schweizer, Amalie, S.235.

sein kann, dachte ich. Das war für mich als Frau ein ganz schwieriger Konflikt. Heute würde ich das wohl etwas anders machen“,²⁰ sagte sie später.

Von der Mitgliederliste gestrichen

Obwohl Theo und Amalie der KP auch in der Illegalität die Treue gehalten hatten, wurde gegen Theo im Winter 1942 ein Parteiausschlussverfahren eingeleitet. 1943 wurde er im Zusammenhang mit Führungs- und Richtungskämpfen wegen „fraktionistischer Tätigkeit“ und als „Agent der Sozialdemokratie“ aus der KPS ausgeschlossen – und Amalie wurde, weil sie seine Ehefrau war, aus der Mitgliederliste gestrichen.²¹ Für sie gab es nicht einmal ein eigenes Verfahren. Theo war schon vorher bei der Rundschau Nachrichtenagentur (RUNA) entlassen worden, weil er nicht vertrauenswürdig schien. Und das, obwohl Theo und Amalie ein positives Verhältnis zur Sowjetunion hatten. Allerdings waren sie von den Moskauer Prozessen erschüttert. In diesen waren auch einige Freunde angeklagt worden, die sie keinesfalls als „Verbrecher“ ansehen konnten. Den Kritikern der Moskauer Prozesse folgten sie dennoch nicht, weil sie die dort Verurteilten als Agenten des feindlichen Propagandaapparats ansahen.

Amalie sagte später: „Das Schlimmste war, dass mich die Parteileitung ohne Ausschlussverfahren aus der Mitgliederliste strich. Ich wurde einfach gestrichen, weil ich Theos Frau war. Ich selbst war nicht wichtig genug – trotz meiner mehr als zehnjährigen aktiven z. T. illegalen Parteiarbeit! Das war ein schwerer Schlag für mich, und ich habe so geheult, dass es meinem Chef auffiel und er mich fragte, ob jemand in der Familie gestorben sei.“²² Ausgestoßen zu sein aus einer politischen Bewegung, für die sie gelebt und gearbeitet hatte, für die sie nicht selten beschimpft worden war, war für sie schlimm. Menschen, mit denen sie jahrelang politisch zusammengearbeitet hatte, distanzierten sich jetzt von ihr, mieden jeden Kontakt. Sie hatte in den entscheidenden Fragen immer die Parteilinie vertreten, wenn sie auch manches Mal zweifelte. Nun merkte sie auch, wie es mit der „prinzipiellen Gleichberechtigung“ in der KP wirklich stand, wurde sie doch einfach als „seine Frau“ gestrichen, und das trotz ihrer eigenen, von Theo unabhängigen Parteiarbeit.

1943 trat Amalie gemeinsam mit Theo der Sozialdemokratischen Partei (SPS) bei. Gleichzeitig wurde sie Mitglied im Frauenstimmrechtsverband. Obwohl bei den Sozialdemokraten gerade die Einheitspolitik wieder aktuell wurde – man hielt die Kommunisten für mögliche Bündnispartner im Kampf gegen den deutschen Faschismus – waren Amalie und Theo Pinkus der SPS eindeutig zu links. Amalie sagte später: „Ich bin so ungern in die SP eingetreten, das war sehr gegen meine Überzeugung, obschon es ja einem früheren Parteibeschluss entsprach“.

20 Ebenda, S.314.

21 Siehe Thomas Schmid: Leben im Widerspruch. Zum Tod des Zürcher Buchhändlers Theo Pinkus, in: taz, 8.5.1991, S.3.

22 Lüscher/Schweizer, Amalie, S.237. Die folgenden Zitate ebenda, S.242, 244.

Mit der SP konnte sie sich nie richtig identifizieren. Sie besuchte zwar regelmäßig Versammlungen, unterstützte die Linken, war jedoch nicht eine wirklich aktive Sozialdemokratin. Sie setzte sich nur bei Angelegenheiten, die sie persönlich für wichtig und richtig fand, voll ein. Sie verteilte nur Flugblätter, deren Inhalt sie teilte. Bei internen Wahlen hielt sie sich zurück. Gelegentlich musste sie zur Kontrolle an einer Wahlurne sitzen. Sie arbeitete in der Frauengruppe der SP mit, übernahm jedoch auch hier keine Funktion. Am meisten störte sie, dass sich innerhalb der SP die reformistische Linie durchsetzte. An beiden Parteien, der SP und der KP, kritisierte sie die autoritäre Struktur, konstatierte jedoch, dass die KP-Mitglieder viel aktiver waren, und zwar alle. „Das war es, was mir an der KP imponierte. Da gab es keine Genossen, die nur den Beitrag bezahlten. [...] Ich hatte auch keine Lust, da als SP-Frau zu gelten. Ich blieb Kommunistin.“ Eine andere politische Bühne von Amalie und Theo waren die „Naturfreunde“. Ihr gehörten sowohl Genossen aus dem linken Flügel der Sozialdemokratie als auch Kommunisten an. 1943 wurde Amalie als Protokollführerin zum Mitglied der Landesleitung der „Naturfreunde“ gewählt. Das Amt hatte sie bis 1945 inne.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

1949 wurde Felix Pinkus geboren. „Geplant“ war auch das dritte Kind nicht – doch auch Felix wurde wie die beiden Söhne zuvor mit Freude aufgenommen. Amalie blieb nun sechs Monate zu Hause, dann ging sie wieder acht Stunden täglich zur Arbeit. „Ich bin aber doch ein selbständiger Mensch und ich glaube, ich hätte darunter gelitten, wenn ich nur den Haushalt gemacht und zu den Kindern geschaut hätte“.²³ Die Kinder empfand sie, solange sie klein waren, nie als Belastung. Sie wollte sie im kommunistischen Sinne erziehen und richtete eine entsprechende Kinderbibliothek ein, vor allem mit Kinderliteratur aus der DDR. Im Hause Pinkus wurden viele politische Diskussionen geführt, auch mit Gästen und Freunden, in die die Kinder früh einbezogen wurden. Später sagte Amalie, Theo hätte sich wenig um die Kinder gekümmert – mit Ausnahme des ersten Jahres mit Marco. Danach hatte er keine Zeit mehr. Sie meinte, die „bekannte Rollenteilung“ habe sich auch zwischen ihr und Theo eingespielt. Oft hatte sie das Gefühl, sie müsse ihre eigenen Interessen stärker zurückstecken als andere Frauen.

1950 wurde Theo Pinkus zum zweiten Mal aus einer Partei ausgeschlossen, diesmal aus der SPS. Hintergrund des Ausschlussverfahrens waren seine Beziehungen zu sozialistischen Ländern und das Einschwenken der SP auf den Kalten Krieg. Diesmal wurde Amalie nicht mit ausgeschlossen. Im gleichen Jahr engagierte sie sich für den „Stockholmer Appell gegen die Atombombe“ und sammelte mit ihrem inzwischen elfjährigen ältesten Sohn Unterschriften gegen die atomare Aufrüstung. 1951 fuhr sie mit den beiden älteren Kindern zu den Weltfestspielen der Jugend nach Berlin. Theo und Amalie traten in die Partei der Arbeit (PdA) ein. Die Kinder waren zunächst bei den Falken, wechselten dann

23 Ebenda, S.316.

selbst zu den Pionieren und später in die Freie Jugend, die Jugendorganisation der Partei der Arbeit, über. Die beiden Älteren nahmen noch an etlichen Weltfestspielen der Jugend teil. Sie bekamen niemals Kriegsspielzeug, liehen sich das aber bei Mitschülern aus. Zum Trost der Mutter ist keiner ein „Militärkopf“ geworden. Später bekam Felix Probleme mit der Schule. Das hing mit der Ungarnreise der Familie im Jahre 1956 zusammen. Nach dem Aufstand in Ungarn 1956 wurden in der Schweiz linke Intellektuelle und Kommunisten verfolgt und verprügelt. Der Firma Pinkus & Co. wurden ihre Geschäftsräume gekündigt. Mit Unterstützung der Gewerkschaft konnte ein altes Haus in der Forschaugasse erworben werden. An der Buchhandlung fanden Theo und Amalie eines Tages die Aufschrift: „Mörder!“²⁴ Sie brachten ihre Kinder in den Tessin, verbarrikadierten die Haustür und hofften auf bessere Zeiten. Die ließen zunächst auf sich warten.

1959 erlebte Amalie mit dem Befund „Brustkrebs“ einen Schock. Sie überstand eine schwierige Operation. Nachdem sie sich erholt hatte, arbeitete sie wieder in der Buchhandlung und begleitete Theo zu den Leipziger Buchmessen. Das Leben mit Theo war nicht immer einfach. Nicht selten hatte sie abgewogen, „ein Leben mit Theo, ein Leben ohne Theo. Daran habe ich lange herumstudiert, ein paar Mal. Und kam immer wieder zur Ansicht, dass es eigentlich so besser ist.“²⁵ Theo und Amalie beteiligten sich an den jährlich stattfindenden Ostermärschen gegen atomare Aufrüstung, engagierten sich in der schweizerischen Anti-Atom-Bewegung und folgten der Losung: „Nieder mit den Atomwaffen – für die friedliche Verwendung der Atomenergie“. Damals glaubten sie noch fest daran, dass die Atomenergie an sich etwas Gutes sei und nur nicht für militärische Zwecke verwendet werden dürfe.

1968 und der Aufbruch

Die „besseren Zeiten“ schienen sich 1968 und in den folgenden Jahren doch noch abzuzeichnen. In der Folge der Studentenbewegung wurde besonders die Privatbibliothek immer stärker von Interessierten benutzt. Die Buchhandlung in der Züricher Altstadt entwickelte sich in den 1960er-Jahren zum Wallfahrtsort der „neuen Linken“. Amalie, Theo und ihre Söhne engagierten sich in den neu entstehenden außerparlamentarischen Organisationen und in der Alternativbewegung. Schließlich hatten sie ähnliche politische Ansichten wie die rebellierenden Studierenden. Sohn Felix wurde zu einem der bekanntesten Repräsentanten der Hippie-Szene.

1971 vergesellschafteten Theo und Amalie Pinkus ihren Privatbesitz, indem sie am 23. November zunächst die Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung und am 3. März 1973 nach langwierigen Diskussionen die selbstverwaltete Pinkus-Genossenschaft gründeten, die bis 1998 die Buchhand-

²⁴ Siehe Schmid, *Leben*.

²⁵ Lüscher/Schweizer, *Amalie*, S.338.

lung und das Antiquariat führten. Die Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung umfasste nun 50.000 Bände. Sie beinhaltete die wichtigsten Veröffentlichungen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung, bedeutende Erstaussagen, Tarnschriften und Werke der sozialistischen Kunst und Literatur.

Es war eine etwas seltsame Kollektivgründung. Schließlich handelte es sich um einen schon bestehenden Betrieb, der „umgewandelt“ wurde, und dies ging von den Geschäftsinhabern aus, nicht von den Angestellten. Theo und Amalie schienen mitgerissen von der Hoffnung auf Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die 1968 auch die Schweiz erfasst hatte, und wollten nicht nur theoretisch über eine bessere Welt arbeiten, sondern aktiv ihr eigenes Leben umgestalten. Schließlich hatten sie sich mit der Gründung des Kollektivs selbst entmachtet. Geschäftsleute und Hausbesitzer oder „Kapitalisten“ zu sein, das widersprach ohnehin ihrer Überzeugung. Ausführliche Betriebsverfassungen regelten von nun an Arbeitszeiten, Urlaub, Löhne und Ausbildung ebenso wie die Aufgabe der verschiedenen Abteilungen und Gremien.²⁶ Die Philosophie der selbstverwalteten Buchhandlung war einfach: „Niemand, der in den Betrieb kommt, muss Eigenkapital mitbringen, und niemand der weggeht, kann etwas mitnehmen.“²⁷ Sie wollten möglichst wenig entfremdete Arbeitsbedingungen schaffen, führten einen Einheitslohn unabhängig von den eingebrachten Qualifikationen ein und hofften auf ein „viel besseres menschliches Verhältnis [...] unter den GenossInnen auf Grund der Selbstverwaltung.“ Amalie und Theo erhielten einen Einheitslohn als Altersrente. Beide hofften auf den „Modellcharakter solcher kleinen Betriebe, zumindest im Branchenbereich.“²⁸ Sie setzten auf die Kraft des Experiments. Und sie hofften, die nach 1968 entstandene neue alternative Bewegung mit der alten Genossenschaftsbewegung und mit der Arbeiterbewegung zu verbinden. 1979 entstand ein eigener kleiner Verlag, die Limmat-Verlag-Genossenschaft.

Mitgründerin von Salecina

Am 12. Juli 1971 gründeten Amalie Pinkus-De Sassi und Theo Pinkus die Stiftung Salecina. Durch einen Aufruf im „Zeitdienst“, den Theo Pinkus herausgab, wurden Menschen gesucht, die freiwillig mithalfen, ein 1685 errichtetes Bauernhaus mit dem 1750 entstandenen Stall aus- und umzubauen. 1972, Amalie war gerade pensioniert worden, begann die Arbeit. Da sie noch etwas Sinnvolles machen wollte, ging sie hinauf nach Maloja und half mit vielen anderen Frauen und Männern beim Umbau mit. Als der Kamin fertig war, wurde zum Richtfest die rote Fahne aufgezogen. Außerdem wurden Straßen umbenannt in Karl-Marx-Pfad, Straße der Revolution, Ho-Chi-Minh-Platz. Das sah ein freisinniger Nationalrat und späterer Bundesrat beim Spazierengehen. Er war so erzürnt, dass er

26 Pinkus AG – Eigentum der Stiftung „Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“. Betriebsverfassung; Pinkus-Genossenschaft: Betriebs-Verfassung.

27 Piotrowski, Literatur.

28 Ebenda.

im freisinnigen Pressedienst am 22. Januar 1974 eine Kolumne unter dem Titel „Rote Fahnen im Malojawind“ schrieb, die in zahlreichen Schweizer Zeitungen nachgedruckt wurde.

Amalie war eine der Hauptaktivistinnen des selbstverwalteten linken Studien-, Ferien- und Kommunikationszentrums Salecina am Maloja-Pass im Engadin, einem Begegnungsort für Menschen aus verschiedenen Gruppierungen. Sie gehörte dem Präsidium der Stiftung Salecina an und war von 1972 bis 1991 Präsidentin des Stiftungsrates.

Salecina ist das institutionelle und geistige Erbe von Amalie und Theo. Das mehr als 300 Jahre alte Bauernhaus, benannt nach dem Berg Salecina unweit des Hauses, wurde zum „Ort des organisierten Zufalls“. Viele Treffen und Tagungen fanden im Laufe der Jahre dort statt. Zum „Geist von Salecina“ gehört die Philosophie des Hauses, dass alle beim Kochen, Putzen und Abwaschen mitmachen müssen und dass man alles teilt, was es zu essen und zu trinken gibt.

Zu den Salecina-Seminaren kamen viele politisch engagierte Persönlichkeiten aus ganz Europa, u. a. Herbert Marcuse, Max Frisch, Rodolfo Stavenhagen, Carola Bloch und Robert Jungk. Salecina, so wollten es Amalie und Theo, sollte eine Stätte der Begegnung zwischen alter Arbeiterbewegung und neuer Sozialbewegung werden. Besonders beliebt waren die Seminare zur Geschichte der Arbeiterbewegung, die an den Pfingsttagen stattfanden, Amalie und Theo waren meist dabei. Später wurden auch Frauenseminare, Wander- und Skiwochen und vieles andere durchgeführt. Amalie erzählte bei Geschichts- und Frauenseminaren aus ihrem reichen Leben, war immer dabei und fühlte sich im lebhaften Salecina-Betrieb bis ins hohe Alter wohl.²⁹

Arbeit in der „neuen Frauenbewegung“ der Schweiz (1968 bis 1996)

Amalie Pinkus-De Sassi engagierte sich ab 1968 – inzwischen 58 Jahre alt – auch in der Neuen Frauenbewegung.³⁰ Ihre Schwiegertöchter Gertrud und Helen führten sie ein, und sie wurde nicht nur eine weithin bekannte Aktivistin der Schweizer Frauenbewegung, sondern auch zur Identifikationsfigur für die jungen Frauen der Bewegung. Sie selbst verstand sich als Bindeglied zwischen der alten und der neuen Frauenbewegung. Sie schätzte die unglaubliche Aktivität der Frauen, ohne ein Oben, ohne Präsidentin, ohne Hierarchie, eben eine Bewegung und keine Partei, wie sie sie bis dahin kennengelernt hatte. Eine wichtige Erfahrung für sie war, dass sich die jungen Frauen immer noch mit den alten Problemen und Schwierigkeiten herumschlugen wie sie. Zunächst fand sie die chaotischen Versammlungen schrecklich: „Die Frauen redeten alle so radikal von Klassenkampf und Marxismus, diskutierten mit Begriffen, die uns früher viel bedeu-

29 Siehe Ruth Wyseier: Amalie Pinkus-De Sassi (1910-1996), in: Salecina-Info, Nr. 69, März 1996, S.1.

30 Zu Amalies Arbeit in der Frauenbewegung siehe auch: Amalie Pinkus erzählt aus ihrem Leben, in: Fraue-Zitig, Juli-September 1981.

teten, wie wenn sie schon immer so geredet hätten.“³¹ Allerdings fanden bereits viele der jungen Frauen, dass es ohne Vorstand zu chaotisch sei. Sie hatten deshalb die Frauenbefreiungsbewegung (FBB) gegründet, noch bevor Amalie zu ihnen stieß.³² Amalie schätzte man vor allem, weil sie ein wesentliches Merkmal der alten Arbeiterbewegung mitbrachte: die Kontinuität. So wurde sie in den Vorstand gewählt, obwohl sie sich dagegen gewehrt hatte, und blieb eineinhalb Jahre in dem chaotischen Amt. Danach wurde ein neuer Vorstand gewählt, schnell wieder abberufen, und von da an gab es beim FBB wieder keinen Vorstand. Die FBB organisierte auch den ersten antiautoritären Kindergarten in Zürich und schrieb ein Scheidungshandbuch. Während dieser bewegten Zeiten bekam Amalie vier Enkelkinder.

Da der Kampf um die Selbstbestimmung der Frauen und die Freigabe der Abtreibung³³ auch in die Schweiz gedrungen war, gründeten die Frauen 1972 die Infra, die Informationsstelle für Frauen, Amalie war dabei. Sie stellten Karteien zusammen mit Adressen von Ärzten, welche die „Pille“ auch an junge unverheiratete Frauen abgaben und Schwangerschaftsabbrüche übernahmen. Außerdem standen in den Karteien Weiterbildungsmöglichkeiten, Adressen für juristische Beratungen und so weiter. Die Informationsstelle führte auch selbst Beratungen für Frauen jeden Alters durch. Hauptprobleme waren zunächst nicht die Schwangerschaftsabbrüche, sondern Umschulung, Wiedereinstieg in den Beruf, Verhütung usw. Später wurde das Thema Schwangerschaftsabbrüche zentral und Amalies Arbeit immer wichtiger. Als die jungen Frauen in der Lavaterstraße ein Frauenzentrum gründeten, war Amalie dabei, und die Infra bekam ein eigenes Zimmer. Nachdem dem Frauenzentrum von der Liegenschaftenverwaltung gekündigt worden war, organisierte Amalie mit einem Dutzend junger Frauen und einigen Kindern ein Sit-in. Sie frühstückten im Flur der Verwaltung und erklärten, nicht früher wegzugehen, bis sie ein Angebot erhalten hätten. In der Matengasse bekamen sie danach ein ganzes Haus nur für die Frauen. Neben dem Frauencafé, der Frauenbibliothek, dem Frauenambulatorium für gynäkologische Untersuchungen und ganzheitliche medizinische Betreuung fand die Infra dort ihren Platz. Amalie gehörte zu den ständigen Mitarbeiterinnen.

Die jungen Frauen in der FBB und der Infra wurden immer wichtiger im Leben von Amalie Pinkus-De Sassi. Sie musste feststellen, dass die Frauenfragen innerhalb ihrer 50-jährigen politischen Aktivität sich sehr wenig verändert hatten. Erst jetzt wurde ihr richtig bewusst, dass die FBB etwas war, was bisher gefehlt hatte. Frauenforderungen wurden von der Arbeiterbewegung, in der sie bisher engagiert war, nie so richtig ernst genommen: „Sie haben die Frauenfrage als etwas privates angeschaut. Die Forderungen der Arbeiter sind politisch, die Forderungen

31 Lüscher/Schweizer, Amalie, S.371.

32 FBB war eine links-feministische Bewegung, die Frauendiskriminierung nicht auf juristische Probleme, sondern auf gesellschaftliche Zwänge zurückführte.

33 Siehe Frauen Befreiung, in: Arbeitsgruppe für Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich 1975.

gen der Frauen aber privat. Wieso, weiß kein Mensch“.³⁴ Amalie wusste, dass die Frauenbefreiung nicht automatisch mit dem Sozialismus kommen werde, wie sie das früher in den Frauengruppen der linken Parteien und des Kaufmännischen Verbandes, wo die Frauen stets „nur gemeinsam mit den Männern“ – Schulter an Schulter, nie gegen sie – operierten, angenommen hatte. Jetzt war das anders. In der FBB lernte sie, dass Frauen sich wenn nötig gegen die Männer durchsetzen mussten, wenn ihre Forderungen ernst genommen werden sollten. Fortan war Amalie eine Frauenrechtlerin, wahrscheinlich war sie es schon viel früher gewesen.

Die Kantonpolizei Graubünden war immer dabei

Als Amalie und Theo Rente aus der Alters- und Hinterbliebenenversicherung (AHV) bekamen, erhielt sie die Hälfte des Geldes; Theo Pinkus hatte gelernt, dass es nicht sein Geld alleine war. Von dem, was sie übrig hatte, unterstützte sie verschiedene Frauenprojekte und das alternative Lokalradio (Lora).

Zeit ihres Lebens arbeitete Amalie mit Theo politisch eng zusammen. Noch in hohem Alter reisten sie nach Mexiko und Nicaragua, nach China und in die Sowjetunion.³⁵ Ihre Aktivitäten wurden seit Oktober 1932 ununterbrochen von einem Dienst der Kantonpolizei Graubünden im Auftrag der Schweizerischen Bundespolizei überwacht. Mit 257 „Fichen“ in der Staatsschutzkartei hält Theo Pinkus vermutlich den Rekord. Auch Salecina wurde als terrorismusverdächtiges Schulungszentrum bespitzelt. Hüttenwarte und Besucher von Salecina sowie dortige Seminare und Telefongespräche wurden überwacht. Über Amalie heißt es in den „Fichen“: „soll in Russland gewesen sein“. Zu lesen ist auch über ihre Rolle in der KP, die Teilnahme an Anti-Vietnam-Demonstrationen und über ihre Arbeit in der Frauenbewegung Ende der 60er-Jahre. Man kann dort sogar erfahren: „1956: P = aktiv beteiligt an Unterschriftensammlungen betr. Petition für Herabsetzung des Rentenalters auf 60 Jahre.“³⁶ Bis zum Jahre 1989 ist alles notiert.

Die letzten Jahre (1990 bis 1996)

1990 wurde in Salecina Amalies achtzigster Geburtstag gefeiert. Die Enkel ließen für ihre Großmutter ein spektakuläres Feuerwerk hochgehen. Nachdem Theo am 5. Mai 1991, bis zuletzt unterwegs und aktiv, ansprechbar und auskunftsbereit, im Alter von 81 Jahren an einer Lungenembolie gestorben war, lebte Amalie allein in der Genossenschaftswohnung an der Besenrainstraße. Sie war weiter auf

34 Lüscher/Schweitzer, Amalie, S.377. Die Forderung „das Private ist politisch“ war von der westdeutschen Frauenbewegung formuliert worden.

35 Siehe Diethart Kerbs: Theo Pinkus (21.VIII.1909-5.V.1991), in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1991, H. 2, S.228-231, hier S.229.

36 Zit. nach Lüscher/Schweizer, Amalie, S.509.

vielen Veranstaltungen und Kundgebungen zu sehen. 1995 wurde ihr 85. Geburtstag in Salecina gefeiert. Bei der Feier sagte sie: „Jedesmal, wenn ich in Salecina oben war, merkte ich, dass es sich doch gelohnt hat, dafür zu arbeiten.“³⁷ Schon 1987 hatte sie in einem Interview geäußert: „Ich habe nie bereut, was ich gemacht habe, denn alles, was ich gemacht habe, habe ich aus voller Überzeugung gemacht. Ich denke, ich würde wieder so handeln.“³⁸ Ein positiveres Resümee kann wohl kaum nach einem bewegten Leben gezogen werden. 1996 starb Amalie im Alter von 86 Jahren an Altersschwäche. Mit ihr verlor die Züricher Linke eine engagierte Kämpferin.

37 Salecina-Info 100, August 2004, S.2.

38 Lüscher/Schweizer, Amalie. S.405.

Dokumentarisches

Als Flüchtling in der Sowjetunion. Berta Lask und ihre unveröffentlichte Bauernkriegs-Erzählung „Flüchtlinge“ von 1938

Carola Tischler

Die Schriftstellerin Berta Lask, die am 28. März 1967 in der DDR starb, hinterließ ein umfangreiches und vielgestaltiges Werk, das Kämpfe und Hoffnungen, Wirrungen und Irrungen der Arbeiterbewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widerspiegelt. Sie schrieb Gedichte und Erzählungen, viele kleine Skizzen und einen großen Roman sowie eine Reihe von dramatischen Werken, erschienen als selbstständige Bücher oder in diversen in- und ausländischen – vor allem sowjetischen – Zeitschriften und Zeitungen. Auch zur Entwicklung einer proletarischen Kinderliteratur trug sie maßgeblich bei. Vor allem jedoch ihre Dramen „Thomas Münzer“ (1925), „Leuna 1921“ (1927) und „Giftgasnebel über Sowjetrußland“ (1927) waren es, die in den Zwanzigerjahren ihren Ruhm als Schriftstellerin begründeten, obwohl (oder gerade weil) die Aufführungen von allen drei Stücken an staatlichen Bühnen nach der Premiere sofort verboten wurden. Berta Lask ist heute eine der vielen Unbekannten, was ihrer Rolle in der Entwicklung der proletarischen Literatur der Weimarer Republik nicht gerecht wird.¹

Lask zählte neben Johannes R. Becher, Frida Rubiner, Franz Carl Weiskopf und anderen zu den Gründungsmitgliedern des 1928 in Berlin gebildeten Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS). Sie gehörte damals mit fünfzig Jahren schon zu der älteren Generation der Schreibenden, die im Literaturbetrieb

1 Berta Lask ist zwar in den meisten einschlägigen Literatur-Nachschlagewerken bzw. den Forschungen zur Arbeiterliteratur vertreten; zuletzt: Dieter Schiller: Frauen im Umkreis der proletarisch-revolutionären Literatur, in: JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 2008/II, S.43-68, hier S.51-56. Jedoch gibt es keine einzige Monografie über sie bzw. ihr Werk. Als unpublizierte Arbeiten lagen mir vor: Sabine Hertwig: Untersuchungen zu weltanschaulichen und ästhetischen Positionen im Erzählwerk Berta Lasks, unter besonderer Berücksichtigung der Erzählwerke für Kinder und Jugendliche, Dissertation, Zwickau 1988; Edeltraut Korosa: Die schreibende Revolutionärin. Versuch einer Biographie über die Schriftstellerin Berta Lask, Diplomarbeit, Wien 1996; Dirk Schulze: Berta Lask. Atlantis ruft. Biographie und autobiographische Aspekte im Werk, Examensarbeit, Leipzig 1997 (überarbeitet 1998). Ein vollständiges Werkverzeichnis, das die rege Tätigkeit der Schriftstellerin dokumentieren würde, steht noch aus. Die Angaben in den Lexika sind sehr lückenhaft; am vollständigsten noch bei Hertwig, die auch Unveröffentlichtes berücksichtigte (nicht jedoch „Flüchtlinge“!), und Schulze. Beide begannen die mühevolle Arbeit, die zahlreichen Einzelveröffentlichungen in den verschiedenen Periodika aufzulisten.

neue Wege gehen wollten. Am 17. November 1878 in Wadowice/Galizien in einer jüdischen Fabrikantenfamilie geboren, kam sie mit ihrer Familie im Alter von sieben Jahren nach Falkenberg/Mark in Brandenburg. Anders als ihren beiden Brüdern blieb der „höheren Tochter“ ein Studium verwehrt. Im Alter von 23 Jahren heiratete sie 1901 den fünfzehn Jahre älteren Berliner Neurologen Louis Jacobsohn und wohnte seitdem in der Reichshauptstadt. Sie zogen vier Kinder groß, die Tochter Ruth (1902) sowie die drei Söhne Ludwig (1903), Hermann (1905) und Ernst (1906).

Schon als Jugendliche hatte Berta Lask zu schreiben begonnen. Das Schreiben wurde ihr – sobald der Haushalt mit vier kleinen Kindern ihr die Zeit ließ – zur Berufung. Ihr erstes Drama wurde 1914 aufgeführt, ihre erste Gedichtsammlung 1919 veröffentlicht. Zu dieser Zeit schrieb sie noch stark vom Expressionismus beeinflusst. Verschiedene Umstände verursachten Lasks Hinwendung zur sozialen Frage und damit auch zum proletarischen Theater in Anlehnung an das Erwin Piscators. Unter Anleitung von Alice Salomon, einer bürgerlichen Sozialfürsorgerin, hatte sie bereits als Schülerin Recherchen in Arbeiterfamilien durchgeführt, wodurch sie einen tiefen Einblick in deren soziale Lage bekam. Diesen erlangte sie auch durch die praktische Tätigkeit ihres Mannes, der zwar vor allem als Privatdozent für Neurologie forschte, während des Krieges aber auch eine Praxis betreiben musste. Ein einschneidendes Erlebnis für sie war der Tod ihrer Brüder Emil, eines begabten jungen Philosophen, und Hans im Ersten Weltkrieg, der sie zu einer entschieden pazifistisch-antimilitaristischen Haltung führte.² Durch den Tod der beiden „Stammhalter“ der Familie Lask wurde es dem Ehepaar Jacobsohn gestattet, ihren eigenen Kindern den Familiennamen Lask zu geben, während sie beide fortan den Familiennamen Jacobsohn-Lask trugen. Berta veröffentlichte jedoch weiterhin unter ihrem Geburtsnamen Lask. Schon bald interessierte sie sich für die Oktoberrevolution und das sowjetrussische Experiment, was sie schließlich 1923 zu ihrem Eintritt in die KPD bewog.

Berta Lask fing sogleich an, russisch zu lernen, und versuchte sehr bald, zu Studienzwecken in die Sowjetunion zu reisen. Sie wollte, wie sie in einem Brief an die Zentrale der KPD erklärte, „die dort erworbenen Kenntnisse später in Deutschland im Dienst des Proletariats fruchtbar machen“.³ Vor allem interessierte sie sich für die Gebiete Kunst und Volkserziehung. Der Berliner Parteibezirk befürwortete ihren Reiseantrag von 1924 nicht, woraufhin auch die Zentrale der KPD kein Gesuch an das Exekutivkomitee der Komintern (EKKI) in Mos-

2 Siehe Gespräch der Mitarbeiter des Instituts für Slawistik E. Weiß und G. Düwel mit Berta Lask am 3.3.1964, Archiv der Akademie der Künste Berlin (AdK), Berlin, Berta-Lask-Archiv, Sammlung (Slg.) 23. Emil Lask, seit 1910 Professor in Heidelberg, arbeitete auf dem Gebiet der neukantianischen Erkenntnistheorie und gilt als Entwickler einer „Logik der Logik“. Hans Lask hatte die Papierfabrik in Falkenberg übernommen.

3 Brief von Berta Lask an die Zentrale der KPD, 20.7.1924, Russisches Staatliches Archiv für sozial-politische Geschichte (RGASPI), Moskau, 495/205/1415, Bl. 20.

kau stellte. Zu unbekannt wird Lask noch in den Netzwerken der Partei gewesen, zu unbedeutend wird sie den politischen Entscheidungsträgern als schreibende Frau mit Interesse an Kunst und Volkserziehung erschienen sein. Sie ließ aber nicht ab von ihrem Vorhaben, sodass sie ein Jahr später ihre erste Reise nach Moskau im Gefolge einer deutsch-französisch-belgischen Lehrerdelegation antreten konnte. Es folgten die Teilnahme an der 1. Internationalen Konferenz proletarischer und revolutionärer Schriftsteller im Jahre 1927 und Aufenthalte im Auftrag des Internationalen Arbeiterverlages 1928, 1930 und 1931, die sie in verschiedenen Veröffentlichungen verarbeitete.

Zwanzig Jahre im Exil in der Sowjetunion

Aufgrund ihrer dezidierten schriftstellerischen Parteinahme für die KPD stand Berta Lask schon in der Weimarer Republik unter Polizeiaufsicht. Ende März 1933 wurde sie auf offener Straße in Berlin verhaftet. Sie blieb einen Monat im Polizeipräsidium inhaftiert und wurde dann in das Frauengefängnis Barnimstraße gebracht, wo sie weitere zwei Monate einsaß. Mithilfe eines von der Familie eingeschalteten Rechtsanwaltes kam sie bei einer Massenentlassung Ende Juni 1933 frei. Nach Rücksprache mit der Partei emigrierte sie unverzüglich. Sie ging, geleitet von ihrer Schwiegertochter Mira, illegal über die Grenze nach Prag, wo sie von den Schwestern des 1924 gestorbenen Franz Kafka aufgenommen wurde. Dies waren familiäre Bande: Eine ihrer Schwiegertöchter, Dora Diamant, war die letzte Lebensgefährtin Kafkas gewesen. Insgesamt hielt sich Lask etwa sieben Wochen in Prag auf, bevor sie im Herbst 1933 in die Sowjetunion weiterfuhr. Dort kam sie in den ersten Wochen bei Bekannten unter.⁴

Im Januar 1934 versuchte Lask in Moskau ein Einverständnis der deutschen Parteivertretung zu bekommen, sich den deutschen Behörden als Austausch für ihren ältesten Sohn Ludwig zu stellen. Ludwig, auch Lutz genannt, war nach einem Studium der Nationalökonomie in Kiel, das er 1930 beendete, in die KPD eingetreten. Er begann, als er 1931 nach Berlin zurückkehrte, unter dem Namen L. Lutz an der Marxistischen Arbeiterschule Kurse zu leiten. Dabei lernte er im Sommer 1931 seine spätere Frau Dora Diamant kennen. Im August 1933 wurde er in Berlin verhaftet und zu acht Monaten Schutzhaft verurteilt. Da ihr Sohn, wie Lask schrieb, „begabter als ich und 25 Jahre jünger“ und von „schwächlicher Konstitution“ sei, fürchtete sie um sein Leben.⁵ Möglicherweise wollte sie der Partei auf diese Weise Druck machen, sich für die Freilassung ihres Sohnes zu engagieren. Sie bewies auch in der folgenden Zeit viel Energie, um ihm, als er nach seiner Entlassung im März 1934 und mehreren Monaten Wartens in Prag schließlich in die UdSSR einreisen konnte, in Moskau eine ihm gemäße Arbeitsstelle zu verschaffen. Dort kam er schließlich im Marx-Engels-Lenin-Institut unter und führte in Moskau den Namen Hans Eisler.

4 Nach Angabe von Schulze, Berta Lask, S.38, bei der alten Bolschewikin Ella Feldman.

5 Brief von Berta Lask an die Parteivertretung, 10.1.1934, RGASPI 495/205/1415, Bl. 29.

Um ihre noch in Deutschland weilenden Angehörigen nicht zu gefährden, schrieb Lask in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Moskau unter einem Pseudonym.⁶ Ihren späteren Aussagen zufolge hat ihr das Pseudonym geschadet, da „die zentralisierten deutschen Redaktionen mit Ausnahme der Zeitschrift ‚Zwei Welten‘ unter meinem Pseudonym nichts veröffentlichen wollten“.⁷ Dahinter verbargen sich die nicht wenigen Kämpfe innerhalb der exilierten Schriftstellerkolonie um Ansehen, Veröffentlichungsplätze, Beziehungen, Honorare. Lask fühlte sich zurückgesetzt. „Es wird von den betreffenden Instanzen, wohl eine bestimmte Kominterngruppe und [die] MORP⁸, eine unerhörte Prominentenpolitik betrieben. Alle außer etwa [die] vier deutschen Schriftsteller Plievier, Scharrer, Bredel, Ottwaldt werden systematisch von jeder Sitzung zur Besprechung der Aufgaben ferngehalten, von jeder Verbindung mit den russischen Genossen oder öffentlichen Zusammenkünften mit den Gästen ferngehalten“,⁹ schrieb sie im Januar 1935 an Wilhelm Pieck, der in den folgenden Jahren für sie immer wieder eine vertraute Anlaufstelle wurde. In diesem Brief beschwerte sie sich, dass 1934 in der „Deutschen Zentral-Zeitung“ nur ein einziger Beitrag von ihr erschienen war, in der „Internationalen Literatur“ kein einziger. Und auch die VEGAAR, der Verlag für ausländische Literatur, wolle mit ihr keinen Vertrag über den Roman abschließen, den sie schon in Deutschland begonnen hatte. „Angesichts dieses fortdauernden und sich verschärfenden Boykottes stelle ich die Frage: was hat die Partei gegen mich vorzubringen?“¹⁰ Dieses Gefühl der Zurücksetzung blieb bis in die Nachkriegszeit, im Grunde bis zu ihrem Tod bestehen. Es ist schwierig zu rekonstruieren, welche Ursachen in diesen ersten Jahren der Emigration den einzelnen Vorgängen zugrunde lagen. Nach den Ereignissen der Terrorjahre hat man rückblickend oft den politischen Hintergründen eine besondere Tragweite zugebilligt. Künstlerische Einwände und persönliche Animositäten wurden nachträglich in politische Gründe umgewertet, was

6 Seltsamerweise nennt sie in den Briefen und den verschiedenen Personalbögen immer nur den Namen Grete Wieland, obwohl in den Veröffentlichungen und späteren Literaturgeschichten nicht der weibliche Name Grete, sondern der männliche Gerhard auftaucht. Ob die Verlage diese „Geschlechtsumwandlung“ zwecks besserer Verkaufszahlen vornahmen, kann nur gemutmaßt werden.

7 „Meine Biographie“, Lebenslauf o. D. [etwa 1937], RGASPI 495/205/1415, Bl. 38.

8 Meždunarodnaja organizacija revolucionnyh pisatelej/Internationale Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller, die Dachorganisation, in der der BPRS die deutsche Sektion bildete.

9 Brief von Berta Lask an Wilhelm Pieck, 5.1.1935, RGASPI 495/205/1415, Bl. 40f. In einem Artikel zu Ehren des achtzigjährigen Wilhelm Pieck schrieb sie: „[Ein] Erlebnis zeigte mir anschaulich Wilhelm Piecks starkes Interesse für unser schriftstellerisches Schaffen. [...] Und die Fragen nach meinem Roman bestätigten mir die Gewißheit, daß der Freund der Literatur und Kunst auch unsere Schriftstellerarbeit mit einbezog in das künftige große Aufbauwerk.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 104 („Wilhelm Pieck“).

10 Lask an Pieck, 5.1.1935, Bl. 40.

nicht immer – wahrscheinlich sogar in den wenigsten Fällen – der Fall war.¹¹ Auch Pieck antwortete auf Lasks Frage im Januar, was die Partei gegen sie vorzubringen habe: „Nichts. Jedenfalls sind irgendwelche gegen Dich gerichtete Anweisungen von der Parteileitung nicht ergangen.“¹²

Ein Problem der Werke von Lask hatte Andor Gabor – wie sie Mitbegründer des BPRS, seit 1934 in Moskau und Leiter der „Arbeitsgemeinschaft für erzählende Prosa“ in der MORP – in einer freundschaftlich gemeinten Kritik ihrer Erzählung „Reichsbannermann Wermut“ folgendermaßen charakterisiert: „Überhaupt, Berta, hier kommt ein Grundfehler unserer Literatur krass zum Vorschein. Wir kommunistische Schriftsteller waren, alle, Parteifunktionäre. In dieser Eigenschaft sahen wir alle Leute, mit denen wir zu tun hatten, von ihrer politischen Seite her. Und wir haben die literaturverwüstende Neigung, die Menschen nur aus Politik bestehend darzustellen. Dadurch entstehen tote Menschen.“¹³ Gabor hatte diese Fundamentalkritik an Lask schon nach ihrem Leuna-Buch in den Zwanzigerjahren geübt und wiederholte sie 1935, als sie ihm die Erzählung „Berlin – Schlesien und zurück“ zu lesen gab.

Lask schaffte es dann trotz des vermeintlichen Boykottes sehr aktiv in Moskau zu arbeiten. Sie veröffentlichte auf deutsch und auf russisch und arbeitete an ihrem mehrbändigen, stark autobiografisch gefärbten Entwicklungsroman, der damals noch den Werktitel „Atlantis“ trug und später in der DDR unter „Stille und Sturm“, allerdings nur bis zum Jahre 1933 reichend, veröffentlicht wurde.¹⁴ Sie erhielt Kommandierungen in die Wolgarepublik und recherchierte im Archiv in Engels. Ihre Aktivitäten führten auch dazu, dass ihr im Jahr 1936 gestellter Antrag, eine Pension aufgrund ihrer revolutionären Verdienste zu erhalten, genehmigt wurde. Schließlich war sie damals bald sechzig Jahre alt. Die deutsche Parteileitung befürwortete dieses Ersuchen, ebenso wie ihre Überführung in die kommunistische Partei der Sowjetunion. Vom Vizesekretär des sowjetischen Schriftstellerverbandes und Sekretär der Auslandskommission Michail Apletin

11 Ervin Sinko hat in seinem „Roman eines Romans“ treffend die bürokratischen Schwierigkeiten und Absurditäten des sowjetischen Literaturbetriebs der Dreißigerjahre beschrieben.

12 Brief von Wilhelm Pieck an Berta Lask, 22.1.1935, RGASPI 495/205/1415, Bl. 43.

13 Andor Gabor an Berta Lask, 27.5.1934, AdK Berta-Lask-Archiv, Slg. 61. Vierzig Jahre später wird es der Literaturwissenschaftler Klaus Kändler folgendermaßen formulieren: „Berta Lask hat das Verdienst, das moderne, kämpfende Proletariat zum ersten Male im Drama dargestellt zu haben, wenngleich immer als Masse, nie den Proletarier als bewußt handelnden Helden.“ Klaus Kändler: Drama und Klassenkampf. Beziehungen zwischen Epochenproblematik und dramatischem Konflikt in der sozialistischen Dramatik der Weimarer Republik, Berlin-Weimar 1974, S.142.

14 Im Archiv der AdK befinden sich die Entwürfe und Manuskripte eines vierten, unveröffentlichten Bandes, den sie in den Fünfzigerjahren konzipierte und der auch die Jahre des Exils umfasst: AdK Berta Lask Nr. 4/1- 4/4. Darin sind auch ihre Erfahrungen mit dem Terror in der Sowjetunion verarbeitet.

und vom Parteiorganisator der deutschen Parteigruppe Sandor Barta wurde sie in der typischen Funktionärssprache als „politisch innerlich gesund, jedoch sehr wenig geschult und stark gefühlsmäßig eingestellt“¹⁵ eingeschätzt.

Inzwischen war es ihr auch gelungen, ihre beiden anderen Söhne in die Sowjetunion nachkommen zu lassen. Ihr Sohn Hermann kam mit seiner Frau Alice 1935 mit Intourist in die Sowjetunion, erhielt von der Komintern die Erlaubnis, in der Sowjetunion zu bleiben und arbeitete als ausgebildeter Papiertechniker in Archangelsk im dortigen Papier- und Zellstoffkombinat Sevsulfatstroj. Ihr jüngster Sohn Ernst, studierter Volkswirt wie der älteste, hatte seit Frühjahr 1932 in der Berliner Handelsvertretung der UdSSR gearbeitet. Er emigrierte im September 1933 nach Holland, wo er zwei Monate bei Verwandten, möglicherweise bei seiner Schwester, lebte.¹⁶ Von dort fuhr er für zehn Monate nach Paris und Ende 1934 nach Moskau. Dort konnte Ernst nach Fürsprache von Edwin Hoernle, Nathan Steinberger und Bela Fogarasi – einem Schüler von Bertas Bruders Emil Lask und schon lange ein Freund der Familie – im Internationalen Agrarinstitut arbeiten. In Moskau trug Ernst den Namen Franz Lohse. Berta Lasks jüngster Sohn starb im Juni 1936 in Moskau nach einer Lungenentzündung an einem Lungenabzess.¹⁷ Ihm ist eine bisher unveröffentlichte Erzählung gewidmet, die die Mutter aus den Tagebüchern des Sohnes und ihren Kinderbüchern, die sie für jedes ihrer Kinder angelegt hatte, komponierte.¹⁸

15 Notiz, 27.9.1936, RGASPI 495/205/1415, Bl. 50.

16 Die Tochter Ruth, das einzige Kind, das nicht Mitglied der KPD wurde, hatte den Juden Ernest Friedländer geheiratet. Mit dem 1929 geborenen Sohn Frank verließen aber auch sie 1933 Deutschland und wohnten in den Niederlanden, wo Berta Lask sie 1934 besuchte. Diese Familie konnte nach Kriegsbeginn 1940 in die Vereinigten Staaten weiteremigrieren.

17 Die Medizinhistorikerin und Ärztin Ulrike Eisenberg, der ich viele Einzelheiten der Familiengeschichte verdanke, vermutet, dass er schon länger an Lungentuberkulose litt. Ernst Lasks Frau Mira (Geburtsname: Selma Landmann) kehrte 1957 in die DDR zurück und war maßgeblich an der Herausgabe von Werken ihrer Schwiegermutter beteiligt.

18 Im Vorwort zu dieser Erzählung heißt es: „Ernst wurde 1906 geboren. Er war mein Mann und Kampfgenosse. Von 1921 bis 1923 führte er ein Tagebuch. Neun Jahre später fand er nicht unvorbereitet den frühen Tod auf Kampfposten als treues tätiges Mitglied der Kommunistischen Partei. Ich übergebe die Aufzeichnungen seiner Entwicklung der Öffentlichkeit, diese naiven und nachdenklichen Aufzeichnungen eines bürgerlichen Knaben aus einer Intellektuellenfamilie, der sich zum Kommunismus entwickelt.“ Das Prosastück endet folgendermaßen: „Beide [gemeint sind die Brüder Gracchus als Analogie zu den beiden Brüdern der Erzählung, C. T.] wurden von den Gegnern erschlagen, der jüngere zehn Jahre später als der ältere. Seiner Mutter wurde verboten Trauerkleidung zu tragen.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 28. Der Schwiegersohn Ernest Friedländer schrieb am 26.7.1936 aus den Niederlanden: „Wenn Mutter ihn aus der Wahlllosigkeit zurückholen kann, so wäre das schön, und ich wünsche, daß ihr dieses Werk gelingt. Keiner wäre geeigneter als sie, seiner Seele nochmals menschliche Form zu geben.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Slg. 66.

Als letztes Familienmitglied bekam der 73-jährige Ehemann Louis Jacobsohn-Lask 1936 eine passende Arbeitsstelle in der Sowjetunion. Dabei waren nicht nur die Bemühungen der Ehefrau hilfreich, sondern vor allem Jacobsohns-Lasks langjährige internationale Kontakte mit russischen Medizinerinnen. Mehrmals bereits war er auf Kongressen in der Sowjetunion gewesen.¹⁹ Zusammen mit ihm fuhren Ludwigs Ehefrau Dora mit dem 1934 geborenen Töchterchen Marianne nach Moskau. Nachdem Jacobsohn-Lask den Vorschlag, in Moskau an einem großen Krankenhaus die Leitung einer neurologischen Abteilung zu übernehmen, aufgrund seines Alters abgelehnt hatte, nahm er das Angebot an, in Sevastopol an seinem wissenschaftlichen Werk weiterzuarbeiten. Berta zog zu ihrem Mann, hielt sich aber wegen beruflicher und privater Angelegenheiten häufiger in Moskau auf.

Neben der Arbeit an Artikeln und Erzählungen sowie ihrem Roman hatte Lask sich auch wieder der dramatischen Form zugewandt. Im Jahr 1937 beendete sie ihr Drama „Fackelzug“, das in einer deutschen Universitätsstadt spielt und den ideologischen Kampf der Hochschul-Intellektuellen mit dem illegalen politischen Kampf der Arbeiter eines Betriebes verwebt. Mit dem Moskauer Theater der Revolution war bereits die Aufführung verabredet, sie kam aber nicht mehr zustande. Pieck bezeichnete das Stück als zu pessimistisch, es vermittele ein falsches Bild vom gegenwärtigen Deutschland.²⁰ Es werden schon die Auswirkungen des sowjetischen Terrors gewesen sein, die die deutsche Parteileitung im Jahr 1937 extrem vorsichtig agieren ließen. Für die KPD als Partei begann der Terror bereits mit dem ersten Schauprozess 1936. Inwieweit Berta Lask in Sevastopol zu diesem Zeitpunkt eine Ahnung hatte von der Plötzlichkeit, mit der jeder Einzelne in den Terror involviert werden konnte, ist unbestimmt. Unmittelbar betraf er sie, als im Februar 1938 ihr Sohn Hermann und ihre Schwiegertochter Alice in Archangelsk verhaftet wurden. Einen Monat später holte das NKVD in Moskau ihren Sohn Ludwig ab. Dieser wurde nach einem Prozess zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt und nach Kolyma verschickt.²¹ Diese beiden Ereignisse waren die Auslöser für Lasks Erzählung „Flüchtlinge“.

19 Siehe Vier Wochen in Sowjetrußland. Bericht des Berliner Neurologen Louis Jacobsohn-Lask über seine Reise in die Sowjetunion 1927, eingeleitet von Ulrike Eisenberg, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2007/I, S.139-157; Ulrike Eisenberg: Vom „Nervenplexus“ zur „Seelenkraft“. Werk und Schicksal des Berliner Neurologen Louis Jacobsohn-Lask (1863-1940), Frankfurt am Main 2005.

20 Siehe Lexikon sozialistischer Literatur in Deutschland. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945, Stuttgart 1994, S.284.

21 Seine Frau Dora wurde mit der gemeinsamen Tochter Marianne ausgewiesen und konnte nach Großbritannien entkommen, wo sie bis zu ihrem Tod lebte. Da während des Krieges keine deutschen Strafgefangenen entlassen wurden, kam Ludwig erst 1946 frei und arbeitete erst in Magadan, ab 1947 in Novosibirsk in einem Automobilwerk. Es finden sich in dem unveröffentlichten Romanmanuskript von Lask Passagen, die darauf schließen lassen, dass Lask ihren Sohn während des Krieges im Lager besuchte.

Die „besonderen Umstände“ der Erzählung „Flüchtlinge“

Am 9. Juli 1938 schickte Walter Ulbricht als Vertreter der deutschen Sektion bei der Komintern an den Vorsitzenden der KI Georgij Dimitrov die Erzählung, die Lask an die Redaktion der „Internationalen Literatur“ gesandt hatte. Ihr alter Bekannter aus BPRS-Tagen, der Chefredakteur Johannes R. Becher, war sich sofort der Brisanz des Stoffes bewusst gewesen und hatte den Text gleich weitergereicht. „Offensichtlich hat die Erzählung“, so argwöhnte Ulbricht gegenüber Dimitrov, „den Zweck, unter Anwendung der Taktik des Trojanischen Pferdes gegen die SU, die trotzkistischen Verleumdungen zu unterstützen.“²² Wäre auch Berta Lask verhaftet worden, so hätten spätere Historiker vermutlich die Erzählung Lasks und die Bewertung durch Ulbricht als Motivation dafür interpretiert. Aber ihr geschah – warum auch immer – nichts. Aktenkundig wurde die Angelegenheit erst wieder, als es ein knappes Jahr später um die Personalrente, die Lask seit 1936 bezog, ging. Ulbricht bat um Auskünfte und wandte sich dabei an Becher. Dieser schrieb am 1. April 1939 an die deutsche Vertretung der Komintern: „Mit Genossin Berta Lask haben wir seit der bekannten Angelegenheit mit ihrer ‚Erzählung‘ keinerlei Verbindung mehr. Ich bin der Ansicht, dass Genossin Lask, die jetzt über 60 Jahre alt ist, damals, als sie die ‚Erzählung‘²³ verfasste, nicht voll zurechnungsfähig war. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, mit Genossin Lask diese Sache zu besprechen und [zu] bereinigen.“ Trotzdem solle ihr, so Becher, „[d]ie Weiterauszahlung der Rente [...] nicht verweigert werden.“²⁴ Ulbricht teilte der Kaderabteilung im Nachgang zu dem Gespräch, das er nach Empfehlung von Becher mit Lask geführt hatte, schriftlich mit, „dass wir gegen diese sogenannte Novelle [waren], weil hier unter der Maske einer geschichtlichen Darstellung gegen Maßnahmen des NKWD, die sie gegen Feinde vornimmt, Stellung genommen wird und überhaupt gegen die Wachsamkeit geschrieben wird.“²⁵

Lask verfasste am Tage des Gesprächs mit Ulbricht folgende Erklärung: „Vor einem Jahr habe ich die Novelle bei der Redaktion der Internationalen Literatur eingereicht, die von den Organen der KPD als politisch fehlerhaft abgelehnt wurde. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass die Erzählung in der Tat im Falle ihrer Veröffentlichung geeignet gewesen wäre, die Wachsamkeit einzuschläfern. Damit erkenne ich die von der Partei geübte Kritik als berechtigt an und betrachte die Abfassung der Novelle als einen ernsten politischen Fehler. Ich hoffe, durch meine gesamte künftige literarische und politische Tätigkeit beweisen zu können, dass dieser Fehler ein einmaliger war, zu erklären aus einer außerordentlichen Erregung, in der ich mich damals infolge

22 Brief von Ulbricht an Dimitrov, 9.7.1938, RGASPI, 495/74/133, Bl. 82.

23 Die Anführungszeichen bei dem Wort Erzählung wurden beidesmal handschriftlich hinzugefügt.

24 Brief von Becher an Ulbricht, 1.4.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 60.

25 Notiz Ulbrichts an die Kaderabteilung, 3.7.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 65.

besonderer Umstände, die der Partei wohl bekannt sind, befand.“²⁶ Ihre „außerordentliche Erregung“ hatte sich ein wenig gelegt, nachdem in Archangelsk die Schwiegertochter Alice im Januar und der Sohn Hermann im Mai 1939 aus der NKVD-Haft entlassen worden waren. Vielleicht – und das kann zusätzlich ein Grund für ihre Erklärung gewesen sein – hoffte sie auf eine ähnliche Entwicklung für Ludwig: der Terror war ein Irrtum und nach einer Prüfung würde sich alles wieder aufklären.

Nach dem Tod ihres Mannes 1940 kehrte Berta Lask aus Sevastopol zunächst nach Moskau zurück. Infolge der Evakuierung nach Kriegsbeginn konnte sie im Oktober 1941 zu ihren Kindern nach Archangelsk ziehen, bemühte sie sich aber wie alle anderen verstreuten Schriftsteller auch, wieder nach Moskau zurückzukehren, was ihr schließlich Ende 1944 gelang. Seit 1945 wohnte sie im Hotel Lux. Sie hielt in den folgenden Jahren Vorträge im Radio und an der Hochschule für Fremdsprachen, absolvierte dort auch Doktorandenkonsultationen über deutsche Literatur und arbeitete weiter an ihrem Roman bzw. daran, ihn im neuen Deutschland erscheinen zu lassen.

Rückkehr in ein anderes Deutschland

Schon 1948 kamen Hermann, Alice und ihr 1937 geborener Sohn Ernst Lask in die SBZ. Für ehemals Verhaftete war dies relativ früh. Auch Berta Lask hatte 1948 eine Ausreisegenehmigung, die sie jedoch verfallen ließ, da sie ohne ihren Sohn Ludwig nicht aus Moskau wegfahren wollte. Ihre mehrmaligen Gesuche an die Kommission im ZK der VKP(B), die die Ausreisegenehmigung erteilen musste, waren erfolglos, weil gegen Ludwig und gegen seine Frau Dora kompromittierendes – so die damalige Diktion – Material vorlag.²⁷ Erst nach Stalins Tod war für beide im Herbst 1953 der Weg nach Ostberlin möglich.

Hatte Berta Lask gehofft, an ihre literarische Arbeit vor 1933 anknüpfen zu können? Hatte sie geglaubt, nun könnten im Ostteil Deutschlands die Früchte der politischen Anstrengungen der KPD geerntet werden? In einer Charakteristik des Verbandes der sowjetischen Schriftsteller, dessen Mitglied Lask seit 1934 war, hatte es 1948 geheißen: „Als Schriftstellerin ist Lask ziemlich mittelmäßig und überschätzt sich offensichtlich gleichzeitig. Aus diesen Gründen gab es eine Reihe von Streitigkeiten mit dem Redakteur der in Moskau erscheinenden Zeitschrift ‚Internationale Literatur‘. [...] Die Autorität der Schriftstellerin Berta Lask in den deutschen Schriftstellerkreisen ist unbedeutend, und wir sind überzeugt,

26 Erklärung von Berta Lask an die deutsche Vertretung bei der Komintern, 29.6.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 64.

27 Ablehnungen erfolgten am 25.8.1949 durch die Ausreisekommission beim ZK und am 9.12.1950 durch die (umbenannte) Außenpolitische Kommission beim ZK. Ein erneutes Gesuch im Jahr 1951 wurde aufgrund unveränderter Bedingungen nicht behandelt. Siehe Brief des Vorsitzenden der Außenpolitischen Kommission beim ZK der VKP(B), Griгор'jan, an einen besonderen Sektor im ZK der VKP, 8.5.1951, RGASPI 495/205/1415, Bl. 13.

dass ihre Rückkehr nach Deutschland der politischen Arbeit der deutschen Schriftsteller keinen Nutzen bringen wird.“²⁸ In der literaturwissenschaftlichen Retrospektive urteilte Sabine Hertwig 1988: „Zur künstlerischen Gestaltung der neuen Verhältnisse in der DDR stieß Berta Lask nicht mehr vor. Das begründet sich sowohl aus ihrem hohen Alter als auch aus dem Fehlen konkreter Erfahrungen und Erlebnisse aus der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung auf dem Gebiet der DDR.“²⁹ Tatsächlich spielte sie im literarischen Leben der DDR keine Rolle.

Offensichtlich weigerte sich Berta Lask seit ihren größeren Erfolgen Mitte der Zwanzigerjahre störrisch, alle gutgemeinten Hinweise und Ratschläge von Literaturkennern in ihrem Schaffen umzusetzen, vielleicht reichten ihre Begabung oder ihr Intellekt, vielleicht ihre starke Parteibindung, vielleicht auch ihre ungenügende Förderung als Frau nicht aus, um Literatur zu schaffen, der ein bleibender Platz im Kanon der Weltliteratur gebührt. Ganz sicher setzten sich aber jetzt wie schon seit 1937 in Moskau politische Beweggründe bei der Nichtberücksichtigung von Lask im literarischen Nachkriegsdeutschland durch. Ihr Romanmanuskript, für dessen Veröffentlichung sie seit 1945 kämpfte, wurde 1947 in einem Gutachten für den Dietz-Verlag abgelehnt, weil es zu starke Kritik an der SPD übe und außerdem eine jüdische Familie im Mittelpunkt stehe.³⁰ Erst 1955 brachte der Mitteldeutsche Verlag in Halle den unverfänglicheren Teil des Werkes heraus. Später erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen: 1957 die Clara-Zetkin-Medaille, zu ihrem achtzigsten Geburtstag 1958 die Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus“ und den „Vaterländischen Verdienstorden in Silber“³¹ und zu ihrem Fünfundachtzigsten 1963 den „Vaterländischen Verdienstorden in Gold“. Glücklicher wäre sie natürlich über Gedrucktes gewesen.

Im Jahr 1964 schrieb Berta Lask an Alfred Kurella in seiner Funktion als Sekretär der Sektion Dichtkunst und Sprachpflege der Deutschen Akademie der Künste, wohin Lask 1962 ihren literarischen Nachlass – mit dem geheimen Wunsch nach einer Gesamtausgabe – gegeben hatte: „Ich möchte gern, dass ein Teil meiner Werke, die die Zeit behandeln, in der auch Du mitgestritten hast, unter die Menschen kommt.“³² Für Kurella, der wie sie im sowjetischen Exil gelebt hatte, kam jedoch eine Veröffentlichung des letzten Bandes ihres Romans, an dem sie seit

28 Charakteristik [russ.], 24.6.1948, RGASPI 495/205/1415, Bl. 114f.

29 Hertwig, Untersuchungen, Anhang: Thesen zur Dissertation, hier: These 28.

30 Gutachten von Herwig Förderer, 29.10.1947, Bundesarchiv (BArch), Berlin, DY 30/24867, o. P. Gerechterweise muss man aber hinzufügen, dass der Gutachter dieses Urteil unter den gegebenen Umständen einer geringen Buchproduktion fällte. Bei größeren Druckkapazitäten, so führte er aus, würde auch dieses Buch seinen Verlag finden.

31 Bezeichnend die in diesem Zusammenhang entstandene knappe Notiz in Lasks deutscher Personalakte von einem Mitarbeiter namens Grütner (6.11.1958): „Gen. Lask, Berta/keine negativen Punkte“, BArch, DY 30/IV 2/11/v 1003, Bl. 13.

32 AdK, Berta-Lask-Archiv, Slg.75.

der Rückkehr in die DDR schrieb, ebenso wenig infrage wie die Publikation der Erzählung „Flüchtlinge“.

„Flüchtlinge“ trägt den Untertitel: Erzählung aus dem deutschen Bauernkrieg 1525 nach einer alten Chronik. Darin wird berichtet, wie ein junger Schreiber namens Ludwig Valentin, der sich dem Aufstand der Bauern angeschlossen hatte, nach Folterungen durch Landsknechte in die freie Schweiz flieht. Aber auch dort wird Ludwig zwecks Prüfung, d. h. der Untersuchung, ob er seine Mitkämpfer unter der Folter möglicherweise verraten hat, inhaftiert.

Die nachfolgende Abschrift folgt dem Exemplar, das im Moskauer Archiv für sozial-politische Geschichte (RGASPI) im Kominternbestand/Fond Sekretariat Dimitrov archiviert ist.³³ Es enthält einige wenige maschinenschriftliche sowie handschriftliche (nur Buchstabendreher oder fehlende Buchstaben bzw. Leerzeichen) Korrekturen. Auf dem ersten Blatt steht über dem Text maschinenschriftlich: „Dieses Manuskript wurde v. Berta Lask geschickt an die Redaktion der ‚Intern. Literatur‘. Gen. Becher übergab es am 9.7.38 der Deutschen Vertretung.“ Die beiden Sätze wurden wahrscheinlich nachträglich eingefügt, denn ein gleiches Typoskript ohne diesen Zusatz existiert in der Personalakte von Berta Lask im Kominternbestand.³⁴ Im Nachlass in der Akademie der Künste, Berlin, befindet sich ebenfalls ein Typoskript sowie ein unvollständiges handschriftliches Exemplar.³⁵ Bei diesem Typoskript handelt es sich um eine nachträgliche Bearbeitung von Lask – ein Zeichen dafür, dass für sie weiterhin der Wunsch bestand (und vielleicht schon seine Realisierung in Angriff genommen wurde), die Erzählung in der DDR zu veröffentlichen. Auffälligste Abweichung ist die Namensänderung des Schreibers Ludwig Valentin in Richard Valentin. Damit hat Lask jede Anspielung auf ihren verhafteten Sohn Ludwig getilgt. Und auch inhaltlich weicht die spätere Version entscheidend von der ursprünglichen Fassung ab: Zwar wird auch Richard von den Schweizer Behörden in einem Turm gefangen gehalten und geprüft, aber die freien Basler Bürger sind mit diesem Verhalten des Rates der Stadt nicht einverstanden und erzwingen von ihm Richards Freilassung und die der anderen Flüchtlinge. Diese schließen sich daraufhin – mit Waffen ausgestattet – den verschiedenen Kämpfen der Bauern an. In der hier abgedruckten Version dauert die Haft Ludwigs/Richards deutlich länger und ist viel stärker von Willkür und Härte bestimmt. Und es ist ein Gefängniswärter, nicht ein Aufstand des Volkes, der die Befreiung der Gefangenen bewirkt. Das Ende der Erzählung ist in beiden Varianten im Wesentlichen identisch.

33 RGASPI, 495/74/133, Bl. 83-99.

34 RGASPI, 495/205/1415, Bl. 69-85.

35 AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 30 (Maschinenschrift) und Nr. 29 (Handschrift). Das handschriftliche Exemplar stammt vom Juni 1938 und enthält die Bemerkung Lasks, dass zehn Seiten vernichtet wurden. Es wurde nicht textkritisch mit dem Typoskript von 1938 verglichen.

Bei der Edierung der Erzählung wurden offensichtliche Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler stillschweigend korrigiert, die Stileigenheiten, z. B. die unterschiedliche Verwendung des Apostrophs und der Groß- und Kleinschreibung bei der Anrede Ihr/euch, aber belassen. Da die Erzählung durchgehend mit „ss“ geschrieben wurde, ist diesbezüglich die neue Rechtschreibung verwendet worden, d. h. an einigen Stellen wurde das „ß“ eingefügt.

Dokument

Berta Lask: Flüchtlinge

Erzählung aus dem deutschen Bauernkrieg 1525 nach einer alten Chronik [1938]

Die großen Schlachten waren schon geschlagen, die starken, aber uneinigen Haufen der Bauern zersprengt. Statt Sommerregen tränkte Bauernblut die Äcker und Wälder.

Drei Tage schon folterten die Landsknechte des Truchsess den jungen Schreiber Ludwig Valentin. Sie verbrannten sein Fleisch mit glühendem Eisen und schlugen den zuckenden Körper mit nassen Weidenruten. Durch das Dröhnen in seinem Kopf, durch die scharfen heißen Blitze des Schmerzes und den Schrei seiner eignen Stimme hörte Ludwig immer wieder die Frage der Landsknechte:

„Wo sind deine Spießgesellen Fehmar und Rolf?“

Er jubelte, wenn er die teuren Namen hörte. Die Kampfgefährten sind dem Feind entronnen. Sie eilen nach Süden, die freie Schweiz zu erreichen. Sie werden von dort aus den Aufstand neu entfachen. Er schlug die Zähne in die blutende Lippe und schwieg.

Am dritten Tag lag er dem Sturm der Schmerzen hilflos preisgegeben und beschloss, die Wegrichtung der Flüchtlinge zu nennen. Denn im Fiebertraum hatte er die Freunde erschlagen gesehen. So glaubte er, umsonst für die Toten sein junges Leben zu vertun. Doch als sie ihn am vierten Tag aus dem Stall herauszogen, in dem sie ihn gefangen hielten, wurde seine Seele wieder fest. Sein schwanker Körper hielt stand. Die Landsknechte hörten keinen Laut, nur das Knirschen seiner Zähne.

Da kam ein lang gezogenes Brüllen vom Marktplatz her. Der Landsknecht warf das Eisen hin und rief:

„Hör! Der Jäcklein Rohrbach steht an einer Kette am Pfahl. Sie braten ihn zwischen den Scheiten, und die Herren sitzen und zechen. Komm, das ist ein ander Schauspiel. Einen Trunk gibts auch. Der Bursch hier ist ohnedies hin, und sagen tut er nichts.“

So ließen die Landsknechte ihn im Hof der Schmiede liegen und liefen zum Marktplatz. Ludwig sah durch einen dicken Nebel, wie jemand seine Brandwunden mit Öl wusch. Er fühlte kühle Milch in seinen Mund rinnen und dann starken Wein, der mit der süßen Gewalt neuen Lebens seinen ganzen Körper durchrieselte.

Dann kam eine lange Kette aus scharfem und dumpfem Schmerz, aus Wachheit und Traum. Ein Wagen ratterte unter ihm. Er lag zwischen Säcken, von einem Plantuch bedeckt.

Das Rattern hörte auf. Zwei Hände zogen ihn behutsam aus dem Wagen, stellten ihn auf weichen Waldboden. Eine gute Stimme neben ihm.

„Fahr wohl, junger Schreiber aus Heilbronn! Fahr wohl, Bruder! Du hast einer guten Sach’ gedient. Ich hab dich wie einen Handwerksgesellen gekleidet. Der Ranzen ist mit Brot und Wein gefüllt. Wende dich südwärts ins Land der Freiheit, wo alle Flüchtlinge Heimat finden. Ruhe tags und wandre nachts. Wenn du an den Rheinstrom kommst, kannst du hinüberschwimmen oder findest auch ein Boot, das dich ans andere Ufer bringt. Möge deine Treue dir gelohnt werden! Vergiss uns nicht! Gedenke der freien Bruderschaft!“

Ludwig küsste den Mund, aus dem diese Worte kamen. Es war dunkel. Über hohen Tannen stand ein Stern. Der Wagen rollte leise über den Waldweg. Ludwig wandte sich vom Wege ab. Taumelnd tappte er durch Gras, Farren [Farn] und spitzes Gesträuch und sank auf den Boden, weiches Moos unter sich, mit Tannennadeln bestreut. Er wollte aufstehen. Aber alle Gelenke waren weich, und das Herz schlug matt. Er griff nach der Weinflasche, trank und gewann Kraft, das Glück der Freiheit zu fühlen und das scharfe Weh der Niederlage. Er schleppte sich tiefer in den Wald hinein und blieb dort liegen. Während am Himmel die Sterne immer heller aufbrannten, gedachte er wunderbarer Sommernächte seiner Knaben- und Jünglingsjahre, als er die Ferien beim Großvater auf dem Dorf verbrachte und mit den Hirtenjungen ins Waldgebirge stieg.

Unvergessliche Sommernacht seiner jungen sechzehn Jahre. Sie lagerten auf einer Bergmatte mit ihrer Herde. Zwei junge Hirten schliefen. Der dritte, sein Freund Rolf, blies Schalmel. Ludwig sang und sprach, von der Sommernacht berauscht:

„Oh Leben, köstlich ohnegleichen,
süßer als Honig, feuriger als Wein.

Liebes Leben, liebe Erde unser.

Unser die liebe Erde

ewig seit Anbeginn.

Unser die Luft mit Wehen und Sturm und Sternen,
unser des Wassers lieblich Geriesel mit allem Getier.

Leben! Freiheit! Jedes Leben ein heiliges Licht,
unvergänglicher Stern in den Himmel gebrannt.

Liebe Erde unser.“

Er hatte die schlafenden Hirten umarmt, hatte die Wärme ihres Bluts wie die eigne gefühlt. Trunken singend war er eingeschlafen, indes sein Freund Rolf immer süßer und feuriger auf der Schalmel blies. Seit jener Sommernacht fühlte er sich stärker und brüderlicher allem Volk verbunden. Und gewisser als alle gelernte Bibelweisheit war ihm, dass die Erde allen gehört und das Leben des Volks heilig, frei und unverletzlich sein muss. Misshandlung anderer Menschen,

Missachtung ihrer Freiheit und Lebensgesetze empfand er wie körperlichen Schmerz.

Als Rolfs Vater nach der Auspeitschung im Schulturm starb, weil er Zehnten und Buße nicht zahlen konnte, brannte diese Tat mit vielen anderen Schlägen und Ungerechtigkeiten am Volke verübt als eine nie heilende Wunde in seinem Herzen.

Sein Freund Rolf reifte zum Mann. Er spielte den Bauern jetzt andere Weisen auf wie in jener Sommernacht. Er blies Sturm. Riesig von Wuchs, wettergebräunt, war er weit herum bekannt. Im Winter wanderte er durch die Dörfer und predigte die Freiheit der Bauern als von Gott verheißen. Es geschah auch, dass er Gesichte hatte und vom Reich der Zukunft weissagte. Zuweilen besuchte er seinen Jugendspielen Ludwig in Heilbronn.

Der war ein Schüler des staatsklugen Denkers Wendel Hipler geworden und lernte von ihm aus stürmischen Gefühlen die klaren Perlen der Gedanken formen. Er stand als Schreiber in Hiplers Dienst und benutzte die Nächte, um aus Büchern das Wissen zu holen, das seinem Lehrer die Kraft der Weisheit gab. Auch erkannte er früh, dass Ritter und Fürsten im Waffengebrauch geübt waren als das einfache Volk, und übte sich im Fechten und Schießen. So wartete er auf die Zeit des Kampfes, bescheiden arbeitend, seine freien Tage mit dem einfachen Volk verbringend.

Festliche Stunden, wenn Rolf, Kopf und Nacken vorsichtig neigend, durch die niedere Tür seiner Turmkammer trat. Sie sahen mit stiller Bewunderung, wie jeder in seinem Bezirk reifte und wuchs. Rolf prüfte, ob Ludwig dem geheimen Bund treu geblieben war und sich nicht durch weiches, städtisches Leben abbringen ließ. Ludwig half, dem stürmischen Freiheitsdrang des Hirten in klaren Forderungen Ausdruck zu geben.

Als der große Tag kam, gesellte sich Ludwig zum hellen Haufen der Bauern, zur Bundschuhfahne, der er die Treue schwur. Er half, die Ungeübten in den Waffen zu schulen. Klug und besonnen lehrte er sie die Kriegskunst nach den Weisungen seines Meisters. Rolf traf er dort als einen der Führer des Haufens.

Auf Märschen unter den Bauernfahnen und in der Schlacht erfüllten ihn Rausch und Begeisterung jener Sommernacht, doch tiefer, stärker, vom Atem der Masse durchströmt. Das Reich der freien Bruderschaft nahte heran. Schon lebte es in ihrem Blut, in ihren Fahnen, in ihrem Gesang.

...

Die dunklen Tannen um den Fiebernden wurden zu Fahnen, die leisen Stimmen des Waldes zu lautem Gesang. Gesichter von Freunden und Kampfgefährten tauchten aus den Büschen. Fehmar und Rolf gingen den Bauern voran und winkten ihm.

Zwei Tage und Nächte lag der Flüchtling im Gebüsch zwischen Wachheit und Fieberschlaf. Vom Waldweg her kam trunkner Gesang der Landsknechte, kamen Schreie von Flüchtigen und Schüsse der Verfolger. Die Schüsse weckten die

Erinnerung an Blut und Flucht, an einen Acker, dichter mit Bauernleichen besät als zur Ernte mit Garben.

In der dritten Nacht fand Ludwig die Kraft, aufzustehen und südwärts zu wandern. Er befolgte den Rat seines Retters, wanderte nachts und schlief am Tage. Zuweilen begegnete er Hirten auf einsamen Weideplätzen. Sie gaben ihm Brot, Milch und Käse und zeigten ihm die Wegrichtung. Auch Flüchtlinge traf er auf dunklen Waldwegen und hungrig umherirrende Frauen und Kinder aus verbrannten Dörfern. Die Nähe zerstörter Dörfer zeigten wie Wegweiser an den Bäumen hängende Bauernleichen.

Die Hirten hatten Ludwig so genau erklärt, wie er den Strom erreichen und wo er am besten übersetzen könne, dass er oft die Landschaft vor sich zu sehen meinte, die weite Ebne und den buschigen Uferrand. Doch noch schien es ihm wie ein Wunder, und er hoffte nicht fest auf einen glücklichen Ausgang seiner Flucht, bis in einer wolkigen Nacht der Wasserspiegel vor ihm lag, von wenigen Sternen dürrig beleuchtet.

Ludwig jauchzte leise. Eine plötzliche Schwäche ließ ihn niedersinken. Er saß am Fuß einer Weide und blickte wie gebannt auf den mächtigen Strom, der in ruhigen Wellen dahinfloss. Am anderen Ufer lag die Schweiz. Dort hatten die Bauern vor dreihundert oder mehr Jahren das Ritterheer geschlagen und die Freiheit erkämpft. Glückliches, freies Land, Zuflucht und Vorbild der Menschheit, jedem Glück und Freiheit bringend, der es betritt!

Ludwig breitete die Arme aus und ging ans Ufer. Er tat einige Schritte ins Wasser, das nicht sehr kalt war, und als er den Boden verlor, warf er sich mit starkem Stoß nach vorn und schwamm der kleinen Insel in der Mitte des Stromes zu. Die Strömung war nicht allzu stark. Der Mond trat aus den Wolken und verbreitete einen großen Glanz, der den Schwimmer zu tragen schien. Glücklich und ohne Gedanken an die Gefahr sang Ludwig die Verse jener Sommernacht:

„Oh Leben köstlich ohnegleichen,
süßer als Honig, feuriger als Wein,
liebes Leben, liebe Erde unser.“

Das ruhige Glück blieb in ihm, als seine Kräfte nachließen und die Strömung ihn von der Insel forttrug. Seine Augen sahen das Land der Freiheit. Es war da, von hohen Bergen bewacht, vom breiten Strom behütet. Ein seltsames Rauschen war in seinem Kopf, wie ferne Musik. Als er zu sich kam, lag er auf einem breiten Floß aus Schwarzwaldtannen. Die Flößer standen um ihn herum. Einer, der ihm Wein gab, fragte:

„Willst hinüber?“

Ludwig nickte.

„Das dachten wir gleich. Die frische Narbe an deinem Hals. Bist von der freien Bruderschaft? Wir auch. Fahr' hinüber, Bruder. Sie sollen dich lehren, wie mans besser macht. Sammelt ein Heer an der Grenze! Wir wollen noch einmal kämpfen. Steig in dieses Boot! Es wird dich hinüberbringen.“

Ludwig bestieg ein kleines Boot, das ein schweigsamer Mann ruderte. Als sie schon dem Ufer nahe waren, fragte der Mann:

„Kennst du den Hirten Rolf?“

Ludwig nickte. „Ich kenn’ ihn wohl.“

„Er war zweimal bei uns am Strom und hat uns zum Kampf aufgerufen. Ob er noch lebt?“

„Sie sagen, er lebt.“

„Dann wird noch einmal gekämpft“, rief der Mann freudig. „Der beugt sich nicht. Der ist stark. Er wird uns zum Siege führen. Sag ihm, wir warten.“

„Ich werd’s ihm sagen, Bruder.“

Ludwig stieg aus, hörte noch das leise Plätschern des Ruders und sank sofort in einen tiefen Schlaf. Der Schweizer Bauer, in dessen Haus er erwachte, sagte ihm, dass er zwei Tage und Nächte geschlafen habe. Eine junge Frau mit hellem Haar und breiter Stirn brachte ihm kräftiges Essen.

„Es sind viele Flüchtlinge gekommen“, sagte der Bauer. „Bald weiß die Regierung nicht, wie sie sich stellen soll. Es kamen auch kürzlich zwei von euren Führern über den Fluss. Aber nur einer hat das Ufer erreicht.“

„Wie heißen sie?“

„Fehmar und Rolf. Die deutschen Landsknechte haben ihnen nachgeschossen. Sie zielten gut. Der Fehmar blieb im Fluss. In Basel war ein großer Umzug mit Fahnen und Gebet. Da haben sie eure Toten als Kämpfer und Helden geehrt, auch diesen, der im Rhein ertrank.“

Ein Leuchten ging über Ludwigs Gesicht. Die in Deutschland Gehetzten, Beschimpften, Gemarterten, auf Scheiterhaufen Verbrannten, hier werden sie als Kämpfer und Helden geehrt. Hier ist die Heimat.

Ludwig hörte, dass Rolf in Basel sei, und war voller Ungeduld, ihn zu treffen. Die Stadt Basel schien Ludwig noch schöner als Heilbronn, stattliche Häuser, an den Rand des mächtigen Stroms gebaut, und stärker als daheim wärmte die Sonne.

Er wanderte durch die Stadt, träumend wie ein Genesender, dem langsam die Kräfte wiederkehren. Es lockte ihn, die Brücke zu betreten, die den breiten Strom kühn überspannte. In der Mitte, ans Geländer gelehnt, stand ein hochgewachsener Mann und starrte in die Strömung. Es war Rolf. Er umarmte Ludwig lange schweigend, dann, den Arm um Ludwigs Schulter legend, nahm er seine frühere Haltung ein und sagte:

„Im Rhein werden die Hechte fett von deutschen Bauernleichen. Bis hier nach Basel kommen bisweilen unsere toten Brüder geschwommen.“

Und plötzlich bitter auflachend fügte er hinzu: „Dann fischt man sie heraus und bestattet sie mit Gesang. Für die Toten ist’s gut hier. Sie stehen hoch in Ehren.“

„Für die Toten? Ich mein’ für die Lebenden muss es gut sein bei unseren freien Schweizer Brüdern.“

„Nicht dieses Geschlecht hat die Freiheit errungen, sondern ein vergangenes. Nun ist ihnen die Freiheit schon ein alter Besitz, den sie eingefriedet haben in

Mauern und hundert Gesetzen. Wir sollen ihre Ruh nicht stören. Die Bürger sitzen breit und fest in der Stadt und die Bauern auf ihren Höfen.“

„So sind sie uns nicht Freund?“

„Freund sind sie wohl und dennoch fremd. Unser Leid ist ein anderes und unser Kampf.“

„Sie wollen uns nicht helfen, ein Heer zu sammeln, Rolf?“

„Sie versprechen viel, sind aber zag und säumig im Tun. Haben sie ein neu Rathaus gebaut oder eine neue Kirch’, dann jubilierten sie durchs ganze Land. Unsere Sach’ macht ihnen wenig Beschwer. Auch ist nicht die richtige Bruderschaft unter ihnen. Die Reichen, die sich ‚die Ehrbaren‘ nennen, haben zu viel Stimm’ im Rat.“

„Die Brüder drüben warten auf uns, Rolf. Ich hab viel Botschaft an dich von Bauern, von Hirten, von Rheinflößern. Sie sagten mir: Melde dem Hirten Rolf, er soll uns wieder aufrufen. Wir sind bereit.“

Rolf trat vom Geländer zurück, reckte die Arme und ballte langsam die kräftigen Hände, eine Bewegung, die Ludwig an ihm kannte.

„Sie sind bereit. Gut, ich bin auch bereit. Ein klein Fähnlein haben wir schon beisammen. Wir werden noch einmal kämpfen, und diesmal solls besser geraten. Ludwig, mein Bruder, bist ein Schreiberlein und weißt doch von der Kriegskunst mehr als ich. Man muss vom Feind lernen, wie er alles vorbedacht und hinterhältig ins Werk setzt, nicht so tumb und grad wie wir Bauern. Dann wirds uns geraten.“

Er brach ab, blickte besorgt in Ludwigs schmales bleiches Gesicht, riss ihm das Wams auf und sah schwach vernarbte Wunden.

„Ah, die Teufel! So haben sie dich gezwickt. Wir müssen dich heil pflegen. Du sollst unser Lehrmeister sein.“

Er fragte nach dem Schicksal mancher Freunde. Als er von Jäcklein Rohrbachs grausamem Tod erfuhr, brüllte er auf und riss am Geländer der Brücke, als wolle er es zerbrechen. Dann fasste er Ludwigs Hand und führte ihn in eine kleine Weinschenke mit einem Gärtlein am Fluss.

„Nun, berichte mir, Freund, was sie dir taten und wie du entkamst.“

Beim Anhören des Berichts seufzte Rolf und knirschte mit den Zähnen. Ein schwarz gekleideter junger Ratsherr mit einer Kette um den Hals betrat den Garten, setzte sich an den Nebentisch und bestellte Wein. An seinem runden Gesicht saß ein kleiner Spitzbart und machte es ansehnlich. Er grüßte hinüber und sagte leichthin:

„Habt gewiss schon mit eurem Fähnlein exerziert, Bruder Rolf, großer Krieger?“

„Gewiss, wie immer“, erwiderte Rolf. „Heut kam ein neuer Freund. Der wird unser Lehrmeister sein.“

„Wieder ein deutscher Flüchtling?“ Der Ton des Ratsherrn war weder freundlich, noch unfreundlich. Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte der Ratsherr, bedächtig trinkend:

„Ist er schon geprüft?“

„Wie denn geprüft? Er bestand vor Gott und Menschen als tapferer Streiter für unsere Sach’.

„Kennt Ihr nicht die neue Verordnung, dass jeder Flüchtling muss geprüft werden, ob er redlich sei?“

„Solche Verordnung ist mir nicht bekannt. Mir ist bislang nur bekannt, dass die fürstlichen Schergen in Deutschland prüfen mit glühendem Eisen oder brennendem Holzstoß. Auch dieser wurde so geprüft.“

Rolf streifte einen Ärmel von Ludwigs Wams zurück. Ludwig errötete unwillig.

„So wird es nicht schwer für ihn sein, die Prüfung zu bestehen“, sagte der Ratsherr mit gezwungenem Lächeln, zahlte seinen Wein und stand auf.

„So eilig heute?“ Rofs Stimme klang gereizt.

„Der Rat von Basel hat immer wichtige Geschäfte. Es blühet unsere herrliche Stadt, reich durch Gewerbe und Handel. Der beutegierige Nachbar jenseits des Stroms sieht es mit Neid.“

„Helft uns die beutegierigen Herren schlagen! Dann werden wir freien deutschen Bauern und Städter euch freundliche Nachbarn sein.“

Rolf war aufgesprungen und streckte dem Ratsherrn die Hand entgegen. Ludwig schien es, dass der Ratsherr zu lange zögerte, bis er seine kurze weiße Hand in die mächtige braune des Hirten legte, in der sie ganz verschwand. Ludwig betrachtete mit Liebe die Hand seines Kampfgefährten, die so wuchtig den Feind traf und doch so warm eine Freundeshand zu umschließen verstand.

„Nicht so jach, wilder Krieger“, sagte der Ratsherr. „Schaut erst, wie das Volk in anderen Gauen eures großen Landes sich verhält, dass euch die Fürsten nicht wieder überlisten und zersprengen. Unsere Väter verstanden die Sach besser als ihr.“

„Den Kampf werden wir schon allein bestehen. Aber wie stehts mit den Feuerbüchsen, die ihr uns liefern wollt? Unsere Brüder drüben verbluten.“

„Wenn der Rat von Basel die Sach’ mit dem Wegebau ins Reine gebracht hat, wird er sich mit den Feuerbüchsen beschäftigen, Freund.“

Der Ratsherr ging rascher hinaus, als es sich mit seiner sonst geübten Würde vertrug. Rofs Arme hingen schlaff herab.

„So ist das. Unsere Toten ehren sie. Aber die Lebenden sind ihnen zur Last. Wär’ vielleicht besser, ein Schwert in die Brust gestoßen und tot sein.“

„Der Toten Geist grüßt uns und befeuert unser Blut. Doch wir Lebenden müssen kämpfen. Den Toten allein gedeihts nimmer.“

Rolf ließ sich schwer auf die Bank fallen. Sie tranken Glas um Glas ohne Lust, bis im bunten Nebel ihrer Köpfe Kampf, Sieg und Untergang sich mischten und beladene Schiffelein den Rhein hinauf und hinunter fuhren.

Am nächsten Morgen begannen sie, gemeinsam zu arbeiten. Ludwig machte dem Bauernführer klar, wie nur ein aus vielen Gauen vereinigt Bauernheer die Fürsten und Prälaten schlagen könne. Und Rolf begriff jetzt nach der Niederschlagung der getrennten Haufen, dass nur solches Tun den Sieg verbürge. Vor Begeisterung und Erregung fiebernd, verbrachten sie Tage und Nächte mit dem

großen Grundplan des neuen Feldzugs, der den Bauern die Freiheit und dem zerrissenen deutschen Reich die Einheit bringen sollte. Sie verließen in dieser Zeit Rolf's Wohnung nicht und wussten nichts von der Außenwelt. Nach einigen Tagen suchte Ludwig die Dachkammer auf, die ein Schreiner ihm freundlich angeboten hatte. Der Schreiner empfing ihn mit ernstem Gesicht.

„Man hat schon nach dir gefragt, Bruder. Denn du bist noch nicht geprüft.“

Es verging auch kaum eine Stunde, da kamen sie von der Stadtvogtei, Ludwig zu holen, und setzten ihn in den Turm.

„Warum setztet ihr mich in den Turm,“ fragte Ludwig, „soll ich nun ein Gefangener sein im Lande der Freiheit?“

Er lachte bei diesen Worten, denn es schien ihm ein Scherz oder Narrenspiel.

„Nein, Bruder“, sagte der bewaffnete Stadtknecht, „du sollst nur geprüft werden.“

Zu seiner Verwunderung bemerkte Ludwig unter den Gefangenen mehrere Deutsche, die an ihrer Sprache kenntlich waren. Also werden sie auch geprüft, dachte Ludwig. Vielleicht werde ich viele Stunden mit dieser Prüfung verlieren und kann erst am Abend wieder bei Rolf sein. Nun, der Schweizer gutes Recht ist es, ihre Gäste zu prüfen. Nur verdross es ihn, dass es im Turm geschah. Ein solcher Ort schmeckt nach Unehre oder Feindschaft. Und keines von beidem hatte er hier erwartet.

Der Tag verging und es kam die Nacht. Aber außer dem Wärter, der dürftige Nahrung brachte, ließ sich niemand sehen. Am nächsten Tage wurden ein kleiner Tisch und zwei Stühle ins Verließ getragen. Es erschien ein Richter im Talar mit einem Schreiber.

„Nimm es nicht für ungut, junger Flüchtling, dass wir dich prüfen“, begann der Richter. „Es kamen manche Abenteurer und Gaukler ins Land, uns nicht zum Frommen. Auch kam falsches Volk, das um Gold feindlichen Fürsten unsere Befestigungen wollt' verraten. Darum müssen wir jeden prüfen.“

„Ich nehm' es nicht für ungut, ehrbarer Richter“, erwiderte Ludwig. „Nur sollte die Prüfung auf offnem Marktplatz vor sich gehen oder in einem großen Saal, wo alle uns hören und Rede und Widerrede wägen. Solches scheint mir würdig eines freien Volks zu sein und eines Flüchtlings, der für die Freiheit streitet.“

Der Richter räusperte sich und sagte rasch und leise, ohne den Gefangenen anzusehen, dass über solche Dinge Rat und Gericht verfügten, wie es seine Ordnung habe.

„Nicht die Ordnung eines freien Volkes“, rief Ludwig heftig, „vielmehr die Ordnung von Tyrannen, die des Volkes Stimme fürchten.“

Der Richter ermahnte Ludwig, den Gang der Prüfung nicht aufzuhalten und auf alle Fragen zu antworten, was Ludwig auch tat. Er breitete sein ganzes Leben bis auf den heutigen Tag vor dem Richter aus. Die Feder des Schreibers flog über das Papier, alles sorgsam aufzeichnend. Danach stellte der Richter die Frage:

„Wann sahst du den Hirten Rolf in Deutschland zuletzt?“

„Zuletzt kurz vor dem Ausgang der Schlacht. Denn wir standen beide vorn, wo der Sturm am heißesten brauste, und entwichen unter den Letzten.“

„Bis hierhin kann der ehrbare redliche Hirt deine Aussagen wohl bestätigen“, sagte der Richter. „Ob du aber unter der Folter fest bleibst und nicht untreu wurdest, dafür musst du Zeugen beschaffen.“

„Wie kann ich dafür Zeugen beschaffen?“ erwiderte Ludwig. „Es sei denn, dass Ihr Boten nach Deutschland in jene Stadt schickt und den Schmied befragt, in dessen Hof ich gefoltert wurde, und auch einen Ackerbürger, der dort wohnt.“

Der Richter stand auf und sagte, dass er dies dem Rat und den Schöffen unterbreiten wolle. Bis dahin aber müsse Ludwig in Gewahrsam bleiben. Als der Richter gegangen war, ließ sich Ludwig auf das Stroh nieder und blickte durch das hohe Fensterloch in den Himmel. Er glaubte kurze Zeit, in einem deutschen Kerker zu sitzen, und begann eben auf Gewalttat oder Flucht zu sinnern, als ihm plötzlich das Bewusstsein wiederkehrte, dass er im Turm zu Basel saß bei den freien Schweizer Brüdern. Er fühlte einen üblen, faden Geschmack im Munde. Von trostloser Müdigkeit befallen sank er auf das Lager.

Rat und Gericht hatten nicht die Absicht, Ludwigs Bericht durch Entsendung von Boten nachzuprüfen. Doch Rolf ließ ihnen keine Ruhe. Er sprach auf offnem Markt von der geheimen, ungerechten Prüfung, erregte dadurch das Volk und erreichte die Entsendung der Boten. Als Händler verkleidet wurden zwei Boten über den Rhein nach Deutschland geschickt, um Ludwigs Bericht nachzuprüfen. Sie erreichten auch wirklich die Stadt, fanden die Straße, in welcher der Schmied gewohnt hatte. Doch war die ganze Straße von den Landsknechten niedergebrannt und Schmied wie Ackerbürger erschlagen worden, weil sie Flüchtlingen aus dem Bauernheer Unterschlupf gewährten.

Es vergingen einige Wochen, bis die Boten zurückkehrten, von Entsetzen erfüllt über das, was sie in Deutschland sahen. Dieses Entsetzen teilte sich dem Volke mit. Nur Rat und Richter wurden wenig davon ergriffen. Sie ließen Ludwig sagen, dass er andere Beweise seiner Unschuld und Redlichkeit herbeibringen müsse. Sonst werde er im Turm verbleiben. Ebenso ging es den anderen Eingekerkerten, die Zeugen ihrer Unschuld aus Deutschland nicht herbeizuschaffen vermochten.

Seit Ludwigs Gefangensetzung hatte Rolf das Lachen verlernt. Den Finstren nannte ihn alles Volk. Als er den Beschluss vernahm, dass Ludwig im Turm verbleiben müsse, forderte er Zutritt zu einer Ratssitzung. Er betrat den gewölbten Saal, durch dessen hohe Fenster buntes Licht gebrochen fiel, und redete den Rat an.

„Ehrbarer Rat, verzeiht, dass ich, ein einfacher Hirt, den hohen Rat anrede. Doch wenn mir die Kraft gegeben ward, mit dem Schwert gegen das Unrecht der Welt zu kämpfen und viel Volks zu diesem Kampf entzündete, so mag mir auch die Kraft des Wortes gegeben sein. Man muss Gericht halten über falsche Richter. Denn ein Gericht soll eingesetzt sein, Schuld von Unschuld zu scheiden, Recht gegen Unrecht zu setzen. Ihr aber macht Unrecht aus Recht und Schuld

aus Unschuld. Ihr werft Leute in den Turm, dass sie darin verbleiben, und heißt sie schuldig, ob sie es sind oder nicht. So würgt Ihr die Freiheit, wie die Fürsten und Herren erwürgten die Freiheit der Bauern. So mordet Ihr die Menschen, wie die Landsknechte des Truchsess unsere Brüder morden.“

„Verwegene Worte spricht Ihr, Rottenführer Rolf.“

„Die Wahrheit klingt immer verwegen und muss doch gesagt werden. So will ich noch verwegene Wahrheit sagen. Nicht nur die Menschen mordet Ihr. Hoffnung und Glauben der Völker mordet Ihr, denen euer freies Land Sporn und Vorbild war. Wer um Freiheit kämpfte, wollte euch Schweizern gleich sein an Mut, Rechtssinn und Menschlichkeit. Doch weder Rechtsinn noch Menschlichkeit finde ich mehr bei euch.“

„Wollt Ihr, ein Gast, unser edles Volk beschimpfen? Sagt lieber eure Beschwer, so Ihr welche habt.“

„Warum sitzt mein Freund Ludwig, der um die Freiheit sein Blut ließ und an seinen Wunden siecht, in eurem Turm?“

„Er bestand die Prüfung seiner Redlichkeit und Unschuld nicht. Er gab keinen gültigen Beweis.“

„Ist euch das kein Beweis, dass sein Leben vor euch ausgebreitet liegt von Kindheit an und ward echt befunden? Ist euch das kein Beweis, dass er Wendel Hipler in Treuen diene als ein Schreiber der gerechten Sach' und in der vordersten Reihe die Brust dem Feinde bot?“

„Wir verlangen Beweise, die vor Gericht gültig sind von seinem Tun nach der Gefangennahme.“

„Er wusste, dass Fehmar und ich uns nach Süden wandten, die Schweiz zu erreichen. Hätte er dies bei der Folterung verraten, so hätten die Häscher uns gefasst. Sie fassten uns nicht.“

„Dies zählt vor Gericht als Annahme, als Möglichkeit, doch nicht als vollgültiger Beweis.“

„Was verbergt Ihr euch hinter Formeln und Worten, indes jenseits des Stroms unsere Brüder verbluten und warten, dass wir uns rüsten zu neuem Kampf?“

„Nur wer getreu blieb, taugt zum Kampf.“

„So öffnet eure Augen und eure Herzen, dass Ihr wahrhaft unterscheidet, wer getreu! Sind eure Sinne so schwach und euer Verstand so entwurzelt, dass Ihr Menschenwert nicht mehr zu erkennen vermögt? Vermochtet Ihr Abenteurer und Gaukler nicht zu durchschauen und wollet deshalb unsere Besten verderben zum Leid und Schaden der Völker? Hütet euch, dass Ihr nicht unsere heilige Fahne befleckt! Hütet euch, dass Ihr nicht den Ruf der Freiheit schändet! Dann werden die Finsterlinge Gewalt bekommen über die Völker.“

Rolfs Stimme tönte wie eine Glocke durch den Saal. Die Ratsherren saßen schweigend, geduckt. Nur der Bürgermeister gab Antwort. Sein hageres, pergamentnes Gesicht blieb finster und starr.

„Dass wir nicht die Stimme Gottes missachten, Brüder!“ sagte jetzt ein Junger mit kühnen Augen. „Mich deucht, er spricht die Sprache unserer Ahnen.“

„Die Jugend soll ihre Worte besser hüten.“ Der hagere Alte warf einen strafen-den Blick auf den Sprecher.

„Gebt meinen Freund Ludwig frei und die anderen Getreuen! So werde ich von dannen ziehn mit meinem Fähnlein ohn’ Heer und ohne die Feuerbüchsen, die Ihr uns verspracht. Besser ist es, dem Feinde die nackte Brust zu bieten und zu fallen als bei euch zu faulen oder zu verdorren.“

Die Wanduhr tickte laut durch den schweigenden Saal, als der Bürgermeister das Wort ergriff.

„Du wirst weder mit Feuerbüchsen von dannen ziehn, noch ohne sie, denn deine Sprache ist die eines Verächters und Feindes. Du hast das Land der ehrbaren Bürger und Bauern geschmäht. Wir haben dem Ruhm deiner Taten zu sehr ge-lauscht und vergaßen darob, dich besser zu prüfen. Auf, Stadtknechte, führt ihn ab in den Turm zu seinem Freund, auf dass sie besser geprüft werden!“

Rolf lachte jäh auf. Er ließ die Arme schlaff herabhängen und regte seine starken Hände nicht, als die bewaffneten Knechte ihn ergriffen. An der Tür blieb er stehen und blickte lange in den Saal, auf dem die schwere Wolke des Schweigens lag.

„Im kommenden Reich, dass Ihr zu schauen nicht mehr würdig seid, werden wir die Bausteine sein, wir, nun verraten, verlassen und verworfen. Euer aber wird man nicht mehr gedenken, wenn das leuchtende Haus der Freiheit errichtet ist. Oh deutsch Bauernvolk, geschlagenes, wann wird deine Stunde kommen?“

Rolf und Ludwig wurden zusammen in ein hoch gelegenes Turmverlies gebracht, von dem aus man weit in die Ebene sah und über den Fluss. Sie blickten weiter ins Land als von jenem Turmstübchen in Heilbronn, in dem sie einst ihre Träu-me von Freiheit gesponnen hatten.

Die Gefangenen merkten bald, dass man sie nicht ernsthaft prüfte. Es wurden nur zum Schein einige Fragen gestellt. In der ersten Zeit war der wilde, tatkräfti-ge Rolf sehr still. Er saß stundenlang mit abwesendem Blick und sprach vom künftigen Reich, in dem die von der bösen Welt verworfenen Bausteine wieder aufgehoben und eingemauert würden in das leuchtende Haus der Freiheit.

Ludwig lehnte sich gegen das grausame Schicksal auf. Er konnte nicht fassen, dass die sinnerfüllte, gerade Bahn seiner hellen Gedanken plötzlich in sinnlose Leere münden sollte. Er wollte nicht glauben, dass Männer der Freiheit das Le-ben eines Freiheitskämpfers zerbrachen. Wenn Rolf sagte, die böse Welt sei noch nicht reif für das Reich des Lichts und der Freude, da selbst die freien Schweizer Bürger voller Falsch sich erwiesen und die deutschen Bauern, wie die Wärtler ihnen meldeten, immer grausamer hingemetzelt wurden, erwiderte Ludwig:

„Unsre Brüder warten. Sie haben uns gemahnet und gerufen.“

Die Turmwärtler zeigten sich zu Anfang unzugänglich. Sie hielten die Gefange-nen für Landesfeinde. Auch waren sie bei ausreichendem Sold dem Rat ergeben. Doch allmählich gelang es Ludwig und Rolf, die Wärtler umzustimmen, indem sie nachwiesen, wie sie für Recht und Freiheit einen guten Kampf geführt und alle anderen Freuden der Welt deshalb eingebüßt hatten. Ein alter Wärtler, der Sohn

eines armen Hirten, vermittelte ihnen nun die Verbindung mit den Freunden draußen. Ludwig beschwor die Gefährten in geheimen Briefen, nicht auseinanderzulaufen, noch kampflustige Schweizer anzuwerben und sich bereitzuhalten.

Im vierten Monat ihrer Haft, als der Wein zu reifen begann, erfuhren sie durch einen geheimen Brief, dass die Schwarzwälder Bauern, von ihren Herren niedergetreten, zu neuem Aufstand rüsteten. Bei dieser Nachricht verwandelte sich Rolf. Er reckte die Arme, ballte die kräftigen Hände wie früher, umarmte Ludwig und rief:

„Oh, wie hat doch dieser ehrbare Rat mich meiner Ehre und Kraft beraubt. Auf, nicht gezögert! Das kommende Reich soll ein heutiges sein. Wir bereiten mit dem Schwert.“

In der Nacht kam der alte Wärter in ihre Zelle und sprach:

„Bemüht euch nicht um Feilen und Seile! Das Volk will nicht, dass Ihr euer kostbares Leben an den kantigen Mauern dieses harten Turms verspritzt. Die Getreuen erwarten euch. Folget mir!“

Er führte sie die hohe Treppe hinab über den Hof, über Wall und Graben dorthin, wo ihre Getreuen sie erwarteten.

Am nächsten Morgen zog ein starkes Fähnlein deutscher Flüchtlinge, auch manch kräftiger Schweizer unter ihnen, durch die Straßen von Basel. Trommler und Pfeifer marschierten voran. Ihnen folgten Ludwig und Rolf in Lederkollern als Führer des Haufens, alle wohl bewaffnet. Und das Volk auf den Straßen grüßte sie. Vor dem Rathaus ließ Rolf halten und rief hinauf:

„Komm heraus, ehrbarer Rat, dass Ihr uns prüfet! Wie können wir ungeprüft von dannen ziehn?“

Doch im Rathaus blieb es still. Nur das Lachen der Menge und freudiger Zuruf gaben Antwort.

Sie erreichten die Heimat, stießen zu den Schwarzwälder Bauern, zogen ein Heer zusammen und kämpften einen guten Kampf. Doch schon war die Kraft der Bauern im übrigen Reich gebrochen. So wandte sich die ganze Übermacht der fürstlichen Heere gegen sie und zersprengte abermals das Heer der Aufständischen.

Rolf und Ludwig gelang es mit einer kleinen Schar, Pferde der feindlichen Reiterei zu erbeuten und sich durchzuschlagen. Sie bestanden viele Scharmützel und erreichten nach langem, gefahrvollem Ritt über Tirol das Salzburger Land. Denn dort hatten Bauern, Bergknappen und die Stadt Salzburg ihre Herren in mancher Schlacht geschlagen und gaben, obwohl das Glück sich wandte, den Kampf nicht auf.

Rolf und Ludwig überwinterten bei den Salzburger Freiheitskämpfern, in den Waffen sich ühend. Das kühne Bergvolk dachte, den dauernden Sieg zu erringen, und schickte Boten an den Bauernfeldherrn Geismaier, der in der Kriegskunst allen Feinden gewachsen war.

Geismaier kam im Frühjahr, hielt Heerschau ab und war guten Muts, obwohl der Feind von vier Seiten heranmarschierte, Bayern, Österreicher, schwäbische Bundestruppen und die Landsknechte des Erzbischofs.

„Wir werden sie getrennt schlagen“, rief Geismaier und lachte breit und fröhlich, dass alle Zähne sichtbar wurden. „In der Kriegskunst sind wir ihnen gewachsen, und unsere Streiter sind keine Söldner, sondern Männer in Freiheit.“

Da er die Truppen bereits kennen gelernt hatte, zog er die Hauptleute zu einem Kriegsrat zusammen, unter ihnen Rolf und Ludwig. Rolf trat vor und sagte:

„Wie können wir als Hauptleute unsere tapfren Brüder führen? Sind wir doch noch nicht geprüft.“ Und berichtete, wie der Rat von Basel sie zur Prüfung in den Turm warf, das Volk aber sie befreite.

„Für uns seid Ihr genug geprüft durch eure Taten“, rief der Führer der Bergknappen, „und ist kein Verrat an euch befunden worden wie an manchen anderen, die sich Hauptleute der Bauern nannten.“

Der fröhliche Geismaier sagte mit ernst zusammengezogenen Brauen:

„So im Rat zu Basel Feinde der Freiheit sitzen oder blinde Greise, soll uns das nicht kümmern. Wir werden nicht unsere besten Kämpfer beiseit stellen, den Fürsten und Pfaffen zur Freude. Auf zu den Truppen, Ihr Hauptleute! Macht eure Sach' gut!“

Und sie machten alle ihre Sach' gut. Im Mai beim süßen Duft von Flieder und Waldmeister, in der funkelnden Junisonne beim betäubenden Duft des Holunders schlugen sie nach gutem Kriegsplan in vielen Gefechten, so Bayern wie Österreicher, schwäbische Bundestruppen und die Landsknechte des Erzbischofs.

Als den Hauptmann Rolf in einer waldigen Schlucht die tödliche Kugel traf, sprach er im Niedersinken: „Stürmt weiter, Brüder! Errichtet das Reich! Ich aber gehe ungeprüft von ihnen.“ Und lächelte. Mit einem sieghaften Lächeln ließ der Tod sein Antlitz gezeichnet.

Der Feind zog immer größere Truppenmassen heran, und die kühnen Salzburger Bauern und Bergknappen schmolzen zusammen. Von einem heftigen Gefecht kehrte der Hauptmann Ludwig Valentin nicht wieder, der junge Schreiber aus Heilbronn, und beschloss sein tapferes, gutes Leben mit einem tapferen, guten Sterben.

Sie begruben die Freunde in einem gemeinsamen Grab. Der Feldhauptmann Geismaier sprach:

„Ehre den Toten, den viel Geprüften! Den Lebenden Brüderlichkeit! Wer der Brüderlichkeit vergisst und lässt verderben Streiter der Freiheit aus feiger Menschenfurcht oder geheimer Feindschaft, der erwirbt den Hass der Völker, die aufstanden zur freien Bruderschaft. Unseren letzten Gruß euch, deutsche Brüder!“

Sie ehrten die Freunde mit Zuruf und Gesang. Dann scharten sie sich um ihren Feldhauptmann, durchbrachen die Reihen des übermächtigen Feindes und

schlugen sich durch auf venezianisches Gebiet, nicht verzweifelnd, sondern neue Kämpfe vorbereitend.

Das Schicksal des Hirten und des Schreibers lebte im Volke fort.

„Wegbereiterinnen IX“ Kalender 2011

Auch die neunte Ausgabe des Kalenders versammelt Beiträge über Frauen, die sich in Politik, Gewerkschaften, im Widerstand, in der Kunst oder als Schriftstellerinnen für die Rechte der Frauen eingesetzt haben.

Porträtiert werden:

Brigitte Alexander, Judith Auer, Marie Boehlen, Martha Fuchs, Hope Bridges Adams Lehmann, Karin Michaëlis, Georgia O’Keeffe, Hilde Radusch, Larissa Reissner, Hilde Schimschok, Amalie Seidel und Johanna Tesch.

Autorinnen des von Dr. Gisela Notz herausgegebenen Kalenders sind:

Claudia von Gélieu, Hella Hertzfeldt, Monika Jarosch, Annette Neumann, Gisela Notz, Shelley Rose, Ulrike Schätze, Christl Wickert und Therese Wüthrich.

Zu beziehen über:

Pellens Verlag, Meckenheimer Allee 158, 53115 Bonn per Fax: 0228 659766 oder per E-Mail: anita@pellens.de

Valentina Semenovna Serova: Erinnerungen an Käte und Hermann Duncker¹

Heinz Deutschland

Als Käte Duncker Ende 1900 in Berlin mehrere Vorträge hielt,² gehörten zu ihren Zuhörern auch Vertreter der russischen Kolonie, insbesondere Politemigranten und andere kritischer Geister, die sichtlich beeindruckt waren.

Am 9. Januar 1901 jedenfalls schrieb die sozial engagierte russische Musikpädagogin und Komponistin Valentina Semenovna Serova³, die sich zu Proben am Gewandhaus in Leipzig aufhielt, an Käte Duncker im Leipziger Vorort Gohlis: „Würden Sie es für möglich finden, eine halbe Stunde mir zu gönnen, um einige Auskünfte zu erteilen über die Zustände der Frauenfrage in Leipzig? Ich bin hier fremd, komme aus Russland, wo ich so vielfach zu arbeiten habe auf diesem Gebiete. In Berlin wurde Ihr werter Name mir genannt, weil Sie dort – wenn ich nicht irre – Vorlesungen hielten gerade über das Thema, was mich so nah berührt.“⁴

1 Für den Karl Dietz Verlag wird eine Publikation zum Briefwechsel von Käte und Hermann Duncker vorbereitet, in dem auch das hier edierte Dokument enthalten sein wird.

2 Käte Duncker referierte, nachdem sie in ihrem Diskussionsbeitrag auf dem Mannheimer Parteitag (1900) das Problem „Kohlennot“ der Arbeiterfamilien erörtert hatte, am 15., 16. und 18. November 1900 in den heute zu Berlin gehörigen Orten Charlottenburg, Weißensee und Schöneberg auf gut besuchten Volksversammlungen zum Thema „Kohlenwucher, die Arbeiterfrauen und die Sozialdemokratie“. Außerdem behandelte sie am 19. und 20. November in Berlin-Moabit/Wedding und im Elysium, Landsberger Allee, das Thema „Das Verbot der industriellen Frauenarbeit, ein Ausnahmegesetz für die Arbeiterinnen“.

3 Valentina Semenovna Serova (in ihren in deutscher Sprache geschriebenen Briefen verwandte sie die Schreibweise: Valentina Seroff), geb. Bergman (1846-1924), besuchte das Moskauer Konservatorium und heiratete mit 17 Jahren den 26 Jahre älteren Komponisten und Musikwissenschaftler Aleksandr Nikolaevič Serov (1820-1871). Früh verwitwet, betätigte sie sich als Komponistin und Musikpädagogin, kümmerte sich aber vor allem um die Ausbildung ihres Sohnes Valentin (1865-1911), der ein bedeutender Maler wurde. Seit etwa 1890 widmete sich V. Serova der Förderung volksmusikalischen Schaffens, insbesondere durch die Betreuung von Bauernchören im Novgoroder Gebiet. Sie unternahm Reisen nach Westeuropa, um Anregung für ihre soziale und pädagogische Arbeit zu erhalten. V. Serova schrieb mehrere Opern, die sich nicht durchsetzen konnten, und verfasste Erinnerungen an ihren Mann und ihren Sohn: Valentina Semenovna Serova: Serovy Aleksandr Nikolaevič i Valentin Aleksandrovič. Prazdniki i budni v našej sovremestnoj žizni [Die Serovs, Aleksandr Nikolaevič und Valentin Aleksandrovič. Feiertage und Alltag in unserem gemeinsamen Leben], Sankt Petersburg 1914; Dies.: Kak ros moj syn [Wie mein Sohn heranwuchs], Moskau 1968.

4 Bundesarchiv (BArch), NY 4445/193, Bl. 12. Etwa zur selben Zeit wandte sich auch Ekaterina Kotljarevskaja (Katharina Kotliarewsky) von Berlin aus an Käte Duncker und

Es blieb nicht bei diesem ersten Gespräch zwischen Käte Duncker und Valentina Serova. Auch Hermann Duncker wurde sehr bald einbezogen. Neben Auskünften über die Lage und Entwicklung in Russland galt das lebhafteste Interesse des Absolventen des Leipziger Konservatoriums dem musikalischen Schaffen Valentina Serovas ebenso wie ihren reichen Erfahrungen, die sie bei der Betreuung von Volkschören gewonnen hatte. Außerdem bat Hermann Duncker die neue Freundin der Familie, für die in Vorbereitung befindliche dritte Auflage des Buches seines Doktortutors Prof. Karl Bücher „Arbeit und Rhythmus“ typische russische „Arbeitsgesänge“ beizusteuern.⁵ So entwickelte sich in kurzer Zeit, ungeachtet des beträchtlichen Altersunterschieds, eine herzliche Freundschaft. Über diese sind dank der erhalten gebliebenen Korrespondenz⁶ und der Erinnerungen⁷ von Valentina Serova aufschlussreiche Dokumente überliefert.

Besonders intensive Kontakte und gemeinsame Erlebnisse ergaben sich im Sommer und Herbst 1901, als Valentina Serova nach einem Zwischenaufenthalt in Russland für längere Zeit in Leipzig und Berlin weilte. Einmal war bei den gemeinsamen Abenden in Duncckers Wohnung auch der Sohn von Valentina Serova, der damals schon weit über die Grenzen Russlands bekannte und geschätzte Maler Valentin Serov zugegen.⁸

Auch in den folgenden Jahren riss der Kontakt, wie die Korrespondenz belegt, nicht ab. Ein letztes herzliches Wiedersehen zwischen Valentina Serova und Hermann Duncker gab es 1911 in Berlin. Sie hatte den Dirigenten Aleksandr Borisovič Chessin⁹ zu Konzerten in der Philharmonie begleitet.

Der folgende Text über Käte und Hermann Duncker ist den in russischer Sprache verfassten handschriftlichen und bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen

bat um einen Gedankenaustausch, der zum Ausgangspunkt für eine langjährige Freundschaft und einen umfangreichen Briefwechsel mit Käte und Hermann Duncker wurde.

5 Siehe dazu die Briefe von V. Serova vom 11.(24.)10. und 13.(26.)10.1901, BArch, NY 4445/193, Bl. 9f. bzw. 11. Außerdem: „Text und Melodien der beiden ersten [Lieder] verdanke ich der Güte von Frau V. Seroff in Moskau“ (Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus, 3. Auflage, Leipzig 1902, S.276).

6 Im Duncker-Nachlass sind fünf Postkarten und 18 Briefe Valentina Serovas aus den Jahren 1901 bis 1905 sowie 1911 überliefert. Einige Briefe von ihr sind offenbar nicht aufbewahrt worden. Briefe der Duncckers an Valentina Serova sind in ihrem Nachlass im Glinka-Museum Moskau nicht vorhanden. Eine Anfrage an die Bibliothek des Konservatoriums St. Petersburg, in der sich ein Teilnachlass von V. Serova befindet, blieb unbeantwortet.

7 Freundlicherweise stellte das Glinka-Museum in Moskau eine Kopie der Aufzeichnungen von V. Serova über ihren Aufenthalt 1901 in Leipzig zur Verfügung, die eine Erinnerungspassage an Käte und Hermann Duncker enthalten.

8 „Erinnerst Du Dich noch der Abendmahlzeit in Gohlis, wo er auch dabei war?“ Katharina Kotliarewsky an H. Duncker, Brief vom 4.(17.)2.1912, BArch, NY 4445/186, Bl.159).

9 Aleksandr Borisovič Chessin (1869-1955), Komponist und Dirigent. Siehe A. B. Chessin: Iz moich vospominanij [Aus meinen Erinnerungen], Moskau 1959. Zwei Grußkarten von A. B. Chessin an Käte und Hermann Duncker aus dem Jahre 1902 sind ebenfalls überliefert. (BArch, NY4445/170, Bl. 4f.)

von Valentina Serova entnommen. Die Niederschrift beendete sie am 1. Oktober 1901. Der Text gliedert sich in 12 Abschnitte, die vor allem dem gemeinsamen Aufenthalt von Valentina Serova und Aleksandr Chessin in Leipzig, ihrer Arbeit und ihrer Freundschaft gewidmet sind. Im fünften Abschnitt der Erinnerungen unter dem Titel „Naši semejnye večera“ [„Unsere Familienabende“] folgt nach einer wenige Zeilen umfassenden Einleitung die nachfolgend abgedruckte Passage über Käte und Hermann Duncker.¹⁰

Dokument

In den Leipziger Wolken. Einige Kapitel aus den „Erinnerungen“ von Valentina A. Serova, [1901]¹¹
[Auszug]

„Da wir uns beide [V. Serova und A. Chessin] sehr für die sozialen Verhältnisse in Deutschland interessierten, entschlossen wir uns, gemeinsam eine sozialdemokratische Zeitung zu lesen, und beschafften uns Sombarts kleine Schrift über den Sozialismus¹² sowie die von Brandes über den russischen Absolutismus¹³.

Ich hatte in Leipzig gute Freunde – u. a. ein reizendes junges Ehepaar aus dem Kreise der Sozialdemokraten: glühende, gescheite und absolut ihrer Sache ergebene *Persönlichkeiten* einer neuen Formation, bei denen Wort und Tat voll übereinstimmten. Ich muss dieser originellen Familie Duncker in meinen Aufzeichnungen einige Zeilen widmen.

Der Mann, ein Musiker vom Scheitel bis zur Sohle, hat vier Jahre das Konservatorium besucht, ist literarisch hoch gebildet und von der Natur mit poetischem Zartgefühl bedacht, das feinsinnig jeden „Höhenflug“ registriert, sei es auf dem Gebiet der Musik, der Literatur oder einfach in Herzensangelegenheiten. Der jungen Generation Russlands, mit deren Vertretern im Ausland er sich intensiv beschäftigte, galt seine besondere Zuneigung. Häufig sagte er: „Euer russischer Idealismus gepaart mit unserer deutschen Ausdauer – das ist mein Ideal!“ Sein

10 Mein besonderer Dank gilt Dr. Carola Tischler (Berlin) und Dr. Brun-Cechovoj (Moskau), die meine Korrespondenz mit dem Glinka-Museum vor Ort tatkräftig unterstützt haben.

11 V. Leipcigskich oblakach. Neskolko glav iz „Vospominanij“ V. Serovoj, Staatliches Zentrales Museum der Musikkultur M. Glinka, Moskau (GZMMK), f. 157, ed. chr. 97, Bl. 18ff. Der nach einer Fotokopie des handschriftlichen russischen Manuskripts übertragene Text wurde von Frau Tartakovskaja, Leiterin der Handschriftenabteilung im Glinka-Museum, um einige schwer lesbare Worte ergänzt und zugleich autorisiert. Auf dieser Grundlage erfolgte die Übersetzung ins Deutsche. Ich danke der Direktion und allen beteiligten Mitarbeitern des Museums für die freundliche Unterstützung.

12 Werner Sombart: Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert, Jena 1896 (auch 1897, 1900 und später).

13 Georg Brandes: Aus dem Reiche des Absolutismus. Charakterbilder aus Leben, Politik, Sitten, Kunst und Literatur Russlands, Leipzig 1896 (auch 1897).

sehnlichster Wunsch war es, in Russland zu leben; um sich dafür zu rüsten, erwarb er alle übersetzten oder im Ausland erschienenen Bücher über Russland. Er hatte sich vorgenommen, den Vertretern der russischen Intelligenz in Leipzig Vorlesungen über den Sozialismus zu halten, überhaupt verknüpfte er sein Leben mit den Interessen unseres leidgeprüften Vaterlands. Er opferte die Musik zugunsten sozialdemokratischen Wirkens, begann ein Universitätsstudium, und gedenkt nun, da er es erfolgreich abgeschlossen hat, daran, sich völlig dem heftigen Kampf mit dem kapitalistischen System in Deutschland hinzugeben, einem Kampf auf Leben und Tod.

Seine Frau ist eine talentierte, überzeugte Rednerin, die die Masse in ihren Bann ziehen und sie mit anfeuerndem Wort entzünden kann. *Wenn sie in Schwung war*, vermochte sie mit ihrem sachlichen, faktenreichen Vortrag, beflügelt vom Glauben an die Richtigkeit ihrer Worte und voller Enthusiasmus, das Auditorium zu fesseln und zu begeistern. Ich sah sie – erschöpft vor den Menschen, ohne Stimme, mit vor Ermüdung erloschenem Blick – ... plötzlich wie neugeboren: die Augen glänzten, die Stimme wurde kräftiger, klagvoller, kämpferischer. Ihr Talent wird von der Leipziger Fraktion der Sozialisten ausgebeutet, sie wird sehr häufig gebeten, öffentlich aufzutreten, nicht selten sogar zweimal an einem Tag. Mit beiden Ehepartnern habe ich mich eng befreundet: Mit ihm verband mich die Erhabenheit des Kampfes, bei dem Musik und soziale Forderungen der Gegenwart miteinander verwoben sind.

Er hat sich unwiderruflich von der Musik abgewandt, doch fühlte er sich wehen Herzens zu ihr hingezogen und vergötterte sie wie ein mittelalterlicher Ritter seine Geliebte, vor der er sich heimlich verneigte, ohne sich seine Liebe einzugestehen. Mein Leben interessierte, ja begeisterte ihn; er erforschte es, ergründete meine Vergangenheit. Meine Freundschaft mit Chessin fesselte ihn über alle Maßen als etwas Außergewöhnliches und Lichtes, obwohl sein ihm angeborenes Feingefühl es nicht gestattete, sich näher danach zu erkundigen.

Sie trafen sich bei mir und beide gewannen einen guten, angenehmen Eindruck. Wir beschlossen, unsere Bekanntschaft fester zu knüpfen und fortzusetzen, da uns offenkundig zahlreiche Fäden miteinander verbanden.

Zu seiner Frau fühlte ich mich – außer meiner Verehrung ihrer seltenen Talente – angesichts unseres gemeinsamen Schicksals als Frau und Mutter hingezogen. Dieser Antagonismus zwischen gesellschaftlicher Tätigkeit und den Verpflichtungen der Mutter gegenüber ihrer kleinen Tochter, ihr Kampf, ihre Sorge um die Gesundheit der Kleinen, ihre familiäre Fürsorglichkeit und ihre Gewandtheit in der Haushaltsführung (sie lebten von ihren bescheidenen Einkünften), all das erinnerte mich lebhaft an meine frühere familiäre Situation. Es erinnerte mich an meine quälenden Zweifel, ob ich berechtigt sei, die dem Kind und dem Mann zustehende Zeit zu beschränken, an meine Sorge um sie, und rief mir jene unendliche Disharmonie zwischen dem inneren Drang nach einer gesellschaftlichen Tätigkeit und den ehernen Forderungen des Familienlebens in Erinnerung. Mit

einem Wort, bei Dunckers fühlte ich mich zuhause, gehörte sofort zu ihnen;¹⁴ ja ich schätzte diese Verbundenheit umso höher, da ich wusste, wie unabhängig und stolz sie sich der gesamten bürgerlichen Gesellschaft gegenüber verhielten und wie wählerisch sie bei der Auswahl ihrer Bekanntschaften waren.

Für eben diese Dunckers bereiteten Chessin und ich ein musikalisches Programm vor, um sie mit den Werken Tschaikowskis bekannt zu machen, spielten uns noch sorgfältiger als gewöhnlich aufeinander ein, um die besten Seiten unseres heimatlichen Komponisten erstrahlen zu lassen. Andere russische Werke für vier Hände hatten wir nicht zur Verfügung. Einen unserer Familienabende wollten wir der Bekanntschaft der beiden Dunckers mit russischer Musik widmen.“¹⁵

14 In einem Brief V. Serovas vom 4. 9. 1902 heißt es ergänzend dazu: „Ihr fehlt mir beide – ich vermisse Euch furchtbar, es steckt in Gohlis ein Stück von meinem Leben.“ (BArch, NY 4445/193, Bl. 18).

15 Käte und Hermann Duncker werden auch auf Blatt 34b bis 36b noch einmal, allerdings nur beiläufig, erwähnt.

Diskussion

Der Weg zur friedlichen Wende. Zur Krise der DDR und der SED¹

Heinz Niemann

1. Bestandteil der Systemkrise

Das „Neue Deutschland“ startete Anfang 2010 einen zaghaften Versuch, eine Debatte über die Ursachen des Untergangs vor 20 Jahren zu führen. Sie wurde mit einem Beitrag des Theologen und einstigen Bürgerrechtlers Friedrich Schorlemmer eröffnet, einem SPD-Mitglied. Der essayistische Charakter seines Textes lenkt das Nachdenken in verschiedene Richtungen. Er leidet vor allem aber an folgenden Mängeln: Die DDR-Systemkritik wird nicht mit dem Blick auf die gegenwärtige Welt und Gesellschaft zusammengedacht. Die DDR wird nicht als früher Versuch einer anderen Weichenstellung erfasst, der die inzwischen weit über die sozialistisch/kommunistische Linke hinaus erkannte Fehlentwicklung des kapitalistischen Systems korrigieren wollte. Krise und Untergang der DDR sind aber nur als Teil der Implosion des mittel-osteuropäischen Frühsozialismus zu verstehen, die einen Bruch innerhalb der Epoche des Imperialismus, der imperialistischen Kriege und des ersten Versuchs zur Durchbrechung des kapitalistischen Weltsystems darstellt. Auch kann man die (primären) inneren Widersprüche nicht von den äußeren negativen Einflüssen und Widersprüchen trennen, die es seitens des Westens wie auch der „Schutzmacht“ Sowjetunion und aufgrund des nicht funktionierenden Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) gab. Die DDR wird nur von ihrem Ende her betrachtet, was eine wissenschaftlich-methodologisch nicht akzeptable Sichtweise ist. Das ist letztlich die Umkehrung des dem Marxismus-Leninismus unterstellten teleologischen Dogmas.

Faktisch falsch sind Behauptungen wie die von dem ungebrochenen nationalen Einheitswunsch und von der ständig fehlenden mehrheitlichen Zustimmung zur DDR-Gesellschaft. Selbst gegen Ende 1989 gab es noch eine knappe Mehrheit für den Erhalt der gesellschaftlichen Verhältnisse in einer erneuerten DDR.²

So richtig der Satz Schorlemmers ist: „Der Westen hat den Osten insbesondere ökonomisch ‚besiegt‘“, steckt die wichtigste Aussage in einem Nebensatz an anderer Stelle. Er schreibt dort: „Es ist richtig, dass die DDR unter dem festge-

1 Dem Artikel liegt der gekürzte und bearbeitete Text eines Vortrages auf der Konferenz zum Thema „1989: Ereignisse. Hintergründe. Folgen“, die am 31.10.2009 gemeinsam vom Marxistischen Arbeitskreis zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bei der Partei DIE LINKE, von der Geschichtskommission beim Parteivorstand der DKP, der Marx-Engels-Stiftung e. V. Wuppertal und von der Redaktion der „jungen Welt“ (Berlin) veranstaltet wurde, zugrunde.

2 Siehe Heinz Niemann: Meinungsforschung in der DDR. Die geheimen Berichte des Instituts für Meinungsforschung an das Politbüro der SED, Köln 1993.

schriebenen Führungsanspruch der SED keine politischen Alternativen zuließ, nicht einmal innerhalb dieser Partei, und jegliche Opposition kriminalisiert wurde.“³

Marxisten gehen selbstverständlich vom letztendlich bestimmenden Primat der Ökonomie aus; der Charakter der Produktionsverhältnisse und die Entwicklungsstufe der Produktivkräfte bestimmen das Wesen der Politik und ihre Gestaltungsmöglichkeiten. Das dürfte unter ihnen unbestritten sein. Aber das gilt natürlich nur in der Dialektik von Basis und Überbau. In dieser Dialektik hat die Politik in dem Sinne das Primat, dass die Politik die für die Ökonomie günstigsten Voraussetzungen und Bedingungen schaffen muss. Auch hinsichtlich dieser objektiven Forderung haben die politischen Führer in der DDR total versagt. Dieser Typ von Führern entsprach dem anti-leninistischen, vom Stalinismus deformierten Parteytyp.

Entgegen dem öffentlich demonstrierten Selbstbewusstsein waren der SED-Spitze die Schwäche des Staates, seine ganze Fragilität angesichts des mächtigen Westteils des Landes und des zunehmend desolaten Zustands der eigenen Verbündeten durchaus bewusst. Die sichtbar werdende Krise der sowjetischen Führungsmacht und der dilettantische Reformversuch unter Gorbatschow erschienen ausschließlich als zusätzliche Gefährdung der eigenen Macht, nicht auch als kleine letzte Chance. Natürlich verlief der Reformprozess in der Sowjetunion katastrophal. Glasnost und Perestroika – schon in der Reihenfolge lag der entscheidende Fehler: Die immer hemmungslosere Aufdeckung (und dann noch Aufbauschung) von Fehlern, Mängeln, Privilegienmissbrauch usw. musste zum Kollaps führen, da jede wirksame Änderung, Besserung, neue Zuversicht fehlten. Man hätte mit der ökonomischen Reform beginnen, zuerst die Rüstungslasten radikal mindern, das wirtschaftspolitische Konzept mutig ändern und der Realität anpassen (Neue Ökonomische Politik/NÖP) müssen. Nötig wäre auch gewesen, Partei und Staat (die gewählten Sowjets) wieder ihren unterschiedlichen Funktionen entsprechend auseinanderzuidividieren, die Versorgung zu verbessern und die Privatinitiative zu fördern, kurz die materiellen Voraussetzungen zu schaffen, um die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu reformieren und den Lebensstandard zu heben.

Es handelte sich bei der Krise der DDR um einen Bestandteil der Systemkrise des ganzen sowjetisch dominierten Lagers.

Diese Systemkrise entfaltete sich zeitlich leicht verzögert auch in der DDR über Etappen in dem Maße zu einer gesamtgesellschaftlichen Krise, in dem sich die von der stalinistischen Erblast gehinderte Partei als weitgehend unfähig erwies, sich selbst zu reformieren. Das wäre die entscheidende Voraussetzung gewesen, die notwendige Gesellschaftsreform früh genug einzuleiten. So wurde aus Krisen einzelner Bereiche, beginnend in der Wirtschaft, eine gesamtgesellschaftliche Krise, die ihren Kern, ihre Hauptquelle in der führenden Partei hatte. In der en-

3 Friedrich Schorlemmer: Kein Rechtsstaat. Aber deswegen doch kein Unrechtsstaat, in: Neues Deutschland, 5.1.2010.

gen Wechselwirkung von Partei- und Gesellschaftskrise spielte die Krise der Partei also die primäre Rolle. Erst ihre Fehlsteuerung in den Siebzigerjahren und im Perestroika-Prozess machte die Krise zur Existenzkrise, die zum Kollaps führte. Obwohl also die Krise in der DDR Teil der das ganze sowjetische Imperium erfassenden Krise war, gibt es m. E. einen nicht unwichtigen Unterschied gegenüber dem Charakter und den Triebkräften der Krise in anderen RGW-Ländern. Der oft beschworene friedliche Charakter der „Revolution“ in der DDR und die Tatsache, dass die neuen Bewegungen und Gruppen sich zunächst fast durchweg für den Erhalt der sozialistischen Grundlagen und für den Fortbestand einer reformierten DDR erklärten (und es in großer Mehrheit auch meinten), beweisen, dass die Krise nicht Folge eines innergesellschaftlichen antagonistischen Klassenwiderspruchs war. Im Unterschied zu anderen osteuropäischen Ländern, etwa zu Polen oder der Tschechoslowakei, waren pro-westliche und antisozialistische bürgerliche Kräfte und Ideologien anfänglich völlig marginal. Ohne die besondere Lage eines geteilten Landes und ohne die Konfrontation mit einem der höchstentwickelten, reichsten kapitalistischen Industriestaaten hätte eine pro-sozialistische Reformbewegung mit einer Partei des demokratischen Sozialismus in einem eigenständigen Land eine reale Chance für die Gestaltung einer sozialistischen rechtsstaatlichen Zivilgesellschaft gehabt.

Man kann Wesen und Verlauf der gesellschaftlichen Krise am zu langsamen, zu inkonsequenten und zeitweise gebremsten Prozess der Überwindung des Stalinismus illustrieren. Das Leninsche Parteimodell – erfolgreich in der Russischen Revolution und unmittelbar danach die entscheidende Grundlage für das Überleben Sowjetrusslands – funktionierte nur solange es einen Lenin und eine kollektive Führung gab. Der Ursprung des Scheiterns des erstens Versuchs zur Überwindung der kapitalistischen Weltherrschaft lag nicht zuletzt in der Vernichtung der Leninschen Partei durch Stalin und der Übertragung seines Parteimodells auf die kommunistische Weltbewegung.

Bei allen kleinen Fortschritten hinsichtlich der Loslösung und Überwindung des Stalinismus nach dem Tod Stalins und dem XX. Parteitag der KPdSU wirkte auch in der SED als Grundzug ein anti-leninistischer Parteityp weiter. Der Erhalt der DDR war für diese Nomenklatura-Spitze identisch mit dem persönlichen Machterhalt. Sie hatten sich nie demokratischen Wahlen in der Partei oder der Gesellschaft stellen müssen. Nun waren sie unfähig zum politischen Dialog, in jeder Beziehung überfordert und vergeist.

Genauso ist eine unbestreitbare Tatsache, dass es ohne die SED, ohne eine straff organisierte, zentralistisch-administrative Partei und ihren Apparat keine DDR gegeben hätte, keinen alternativen Gesellschaftsversuch bei offener Grenze und kein „zweites deutsches Wirtschaftswunder“ in den Sechzigerjahren. Danach wurde der auf vielen Gebieten eingeleitete und noch schwache Reformprozess durch das von der Honecker Führung reaktivierte stalinistische Parteiverständnis und die entsprechende Praxis abgebrochen. Sozialpolitische Fortschritte überforderten die Wirtschaft und wurden zunehmend auf „Pump“ finanziert. Jede

innerparteiliche Debatte um notwendige Alternativen im ökonomischen wie gesellschaftlichen Bereich, als es für grundlegende Korrekturen der Strategie und Taktik und der Gesellschaftspolitik eventuell noch reale Möglichkeiten gegeben hätte, wurde unterbunden. Demokratischer Zentralismus aber ist eine Erfolgsbedingung einer sozialistischen Programmpartei.⁴

Der damalige Spezialist für die DDR am Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln, Fred Oldenburg, zu dem der Verfasser seit Ende der Siebzigerjahre über zwei Jahrzehnte intensive wissenschaftliche Kontakte hatte, formulierte wohl als einer der ersten die dieser Sicht entsprechende Hypothese prononciert: „Die DDR ist an ihrem genetischen Defekt, am parteimonopolistischen System [...] zugrunde gegangen, dem gleichen Defekt, dem sie freilich überhaupt ihre Existenz verdankt.“⁵

2. Wende oder Revolution?

Die Zahl der Publikationen zu den Ursachen der Krise und des Zusammenbruchs der DDR ist inzwischen kaum noch überschaubar. Der Titel einer Studie, die bereits 1995 vorgelegt wurde, lautet: „Der rätselhafte Modus des DDR-Zusammenbruchs“.⁶ Bei allen Erwägungen und Ergebnissen dringt der Autor, sicher bedingt durch seine „westliche“ Außenansicht, mit seinem Erklärungsversuch nicht zum Kern, zur hauptsächlichen Ursache vor, obwohl er mit mancher Tatsache einiges vom „Rätsel“ entzaubert. Oskar Lafontaine nannte, als er mehr als ein Jahrzehnt später, im Oktober 2007, zu Gast beim „Marxistischen Forum“ war, drei Fragen, auf die Linke aus dem Westen immer noch auf Antworten wartet:

1. Welche Vorzüge, Errungenschaften wies der ostdeutsche Frühsozialismus auf?
2. Warum war die Wirtschaft auf vielen Feldern zu schwach und ineffektiv?
3. Welche Mängel und Defizite hatte die DDR-Gesellschaft und weshalb?

Die Fragen 2 und 3 zielen auf die entscheidenden Ursachen und das Wesen der Krise der DDR und der SED. Welche hauptsächlichen Erklärungsmuster liefert die bisherige herrschende Historiografie?

Verallgemeinernd kann man sagen, dass fast alle Experten den wirtschaftlichen Kollaps als Ursache betrachten. Er resultierte aus dem Versagen des Marxismus-Leninismus, der – manchmal direkt mit Stalinismus gleichgesetzt – als die ideo-

4 Im „JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ gibt es von Ulla Plener einen hervorragenden Artikel „Über Parteidisziplin in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts“, worin sie insbesondere Lenins Auffassung darlegt, der ein zutiefst demokratisches Disziplinverständnis vertrat und praktizierte. (Siehe JahrBuch, 2009/II, S.56-67, hier S.60-64).

5 Fred Oldenburg: Die Implosion des SED-Regimes. Ursachen und Entwicklungsprozesse, Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, 1991, Nr. 10, S.35.

6 Frank Wilhelmy: Der rätselhafte Modus des Zusammenbruchs der DDR (hefte zur ddr-geschichte Nr. 34) Berlin 1996.

logische Quelle der Niederlage betrachtet wird. Martin Sabrow bringt es auf die Formel: „Das vergangene Säkulum ist das Jahrhundert der großen Ordnungsentwürfe von Faschismus, Kommunismus und Liberalismus, deren Konkurrenz am Ende der demokratische Rechtsstaat so unangefochten für sich entschieden hat, dass er heute nicht mehr als ‚System‘, sondern als selbstverständliche Organisationsform der zivilgesellschaftlichen Moderne des 21. Jahrhunderts vor uns steht.“⁷

Dem christlichen Menschenbild verhaftete Vertreter verweisen auf den „alten Adam“, meinen: das sozialistische/kommunistische Menschenbild sei falsch, eine nicht auf dem Privateigentum, dem Streben nach Gewinn, dem individuellen Egoismus usw. beruhende Gesellschaft sei illusionär, weil der „neue Mensch“, auf den das sozialistische Projekt setze, nicht zu haben sei. Im Grunde läuft auch dies auf die Ökonomie, auf die Abschaffung der privatkapitalistischen Marktwirtschaft als Ursache des Untergangs hinaus. Der Versuch, den Menschen „zu erziehen“ und für die sozialistische Wirtschaft sozusagen „tauglich“ zu machen, führe aber – so unter etlichen anderen Christoph Kleßmann – notwendigerweise zu Diktatur und Unrecht. An fehlender Demokratie sei die DDR gescheitert. Die Arbeiterbewegung wurde „nach ihrer Zerschlagung im ‚Dritten Reich‘ [...] zum zweiten Mal, wenn auch in ganz anderer Weise, Opfer einer Parteidiktatur.“⁸ Einen Hinweis auf die Motive solcher „Zerschlagung“ sucht man vergebens. Generell wird kaum gesagt, was unter „Demokratie“ zu verstehen wäre, aber meist wird selbstverständlich das bürgerliche, konkurrierende Parteiensystem unterstellt.

Eine nur bedingt modifizierte Position verweist auf die Protektion und Bestandsgarantie der Sowjetunion, ansonsten sei die DDR nur ein nicht lebensfähiges, von der Bevölkerung mehr ertragenes als getragenes Unrechtsregime der deutschen Kommunisten gewesen, das notwendigerweise zusammenbrechen musste, als in den Achtzigerjahren die Sowjetunion aus einer Stütze zur größten Belastung für die DDR wurde.⁹ Das reduziert das Scheitern auf das Versagen der Sowjetunion, womit eine rein machtpolitische Entscheidung der noch bis 1991 bestehenden UdSSR zur Ursache würde.

Im alltäglichen Geschichtsbild von Akteuren der Wende herrschen oberflächliche subjektive Erklärungsmuster vor: Verweigerung der Politbüro-Größen gegenüber der Perestroika, Unfähigkeit zur effektiven Wirtschaftsführung, oppositionelle Friedens- und Ökologiebewegung, Wahlbetrug, verstärkte Repression gegen Kritiker, Medienpolitik, Resignation und Verweigerung bei immer zahlrei-

7 Martin Sabrow: Die DDR in der Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Deutschland Archiv (DA), 2008, H. 1, S.129.

8 Christoph Kleßmann: Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR. Deutsche Traditionen, sowjetisches Modell, westdeutsches Magnetfeld (1945 bis 1971), Bonn 2007, S.19f.

9 Siehe Klaus-Dietmar Henke: „Aufarbeitung verstärken, Gedanken vertiefen“. Grundsätzliche Bemerkungen zum Gedenken an zwei Diktaturen, in: DA, 2007, H. 6, S.1052-1055, hier S.1053; Hermann Wentker: Äußerer Prestigegewinn und innere Zwänge. Zum Zusammenhang von Außen- und Innenpolitik in den letzten Jahren der DDR, in: ebenda, S.999-1006, hier S.1001, 1003.

cheren SED-Mitgliedern in Partei- und Machtorganen, Versorgungsengpässe, die Grenzöffnung durch Ungarn u. a. Erich Honeckers Verratsvorwurf an Michail S. Gorbatschow ignoriert die objektiven Tatbestände, die dem Versagen (bzw. dem „Verrat“) vorausgingen.¹⁰

Unbestritten spielten Stagnation und Niedergang der Wirtschaft eine wesentliche Rolle. Abgesehen von den wesentlich schlechteren Ausgangsbedingungen im Osten, den bekannten Belastungen durch Reparationen, Besatzungskosten, Rüstungsverpflichtungen, dem Versagen des RGW und den Behinderungen durch Wirtschaftskrieg und Embargo sowie der vorrangigen Bindung der DDR-Wirtschaft an fast durchweg rückständige Volkswirtschaften kam es seit Mitte der Siebzigerjahre zu zusätzlichen Belastungen durch die Ölpreisexplosion und den allgemeinen Verfall der Preise für Investitionsgüter.

Durch die widersinnige Subventionspolitik (auf 100 Mark bezogen, wurden 84 Mark leistungsunabhängig vergeben), die sich jährlich auf rund zwei Milliarden Mark summierte, ging dem Staatshaushalt in den letzten zwei Jahrzehnten der DDR jeweils etwa ein Viertel durch Verschwendung, Missbrauch und Wegkauf verloren. Zusätzlich kam es seit 1983 zu einem Kreditstopp gegen alle osteuropäischen Staaten, die infolge eines hohen Zinsniveaus fast alle (außer Rumänien) zahlungsunfähig wurden, Polen bereits 1981. (Die DDR, die Polen mit 250 Millionen zu helfen versuchte, wurde davor durch den bekannten, von Franz Josef Strauß vermittelten Milliardenkredit bewahrt.) Während die Weltmarktpreise für DDR-Exporte sanken, ihre Schuldnerländer nicht zahlten, verringerte sich der Exporterlös, der von einer DDR-Mark erzielt wurde, von bisher etwa 45 auf 25 Pfennige West.¹¹

Martin Sabrow, sicher einer der klügsten Köpfe unter den Zeithistorikern, fasst seine Schlussfolgerung wie folgt zusammen: „Weder der Versprecher Günter Schabowskis noch die Beistandsaukündigung Michael Gorbatschows und auch nicht die Macht der Bürgerbewegung oder die außenwirtschaftliche Schuldenkrise haben den wichtigsten Beitrag zum fast widerstandslosen Zusammenbruch des Regimes geleistet, sondern das spätestens mit den Siebzigerjahren einsetzende Zusammenspiel von äußerer Zivilisierung und innerer Erosion des kommunistischen Projekts.“¹² An dieser Einschätzung ist zumindest das (sicher unbeabsichtigte) Eingeständnis sympathisch, dass es sich bei der sogenannten Wende nicht um eine wie auch immer bezeichnete „Revolution“ gehandelt hat, sondern um eine Implosion, um einen widerstandslosen Zusammenbruch.

Die von einem bekannten Kabarettisten sinnigerweise als „Kehre“ bezeichnete Wende war in der Tat eine Restauration der kapitalistischen bürgerlich-demokratischen Gesellschaft, die Rückkehr auf einen anderen Pfad der westeu-

10 Erich Honecker: Moabiter Notizen, Berlin 1994, S.20.

11 Siehe Ulrich Busch: Die DDR als staatssozialistische Variante des Fordismus, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 2009/III, S.34-56; Gerhard Heske: Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung DDR 1950-1989. Daten, Methoden, Vergleiche. Zentrum für Historische Sozialforschung, Köln 2009.

12 Sabrow, DDR in der Geschichte, S.130.

ropäischen Moderne und ihrer Zivilgesellschaft, wie sie sich nach 1968 auch in der BRD – nicht ohne Einfluss der DDR – entwickelt hatte. Wohlgemerkt: Rückkehr, denn dies einfach mit Rückschritt gleichzusetzen, machte die Sache wieder zu einfach. Der volkstümliche Begriff der „Wende“ als Folge der Implosion des frühsozialistischen Systems hat insofern etwas für sich, weil er anschaulich beschreibt, dass die DDR in eine Sackgasse geraten war, aus der man umkehren musste. Das gilt auch für diejenigen, die erneut nach einem antikapitalistischen Weg suchen. Die Chancen, aus dieser Sackgasse nach vorn auszubrechen, sie progressiv zu überwinden, waren in den Jahren zuvor verspielt worden.

Marxisten bleiben zumeist dabei, den Revolutionsbegriff mit dem des gesellschaftlichen Fortschritts zu verbinden. Allein aus der völligen Umwälzung der politischen Strukturen und Machtverhältnisse abzuleiten, es habe sich um eine Revolution gehandelt, setzt einen anderen Revolutionsbegriff voraus. Aus einer Schnellzuglokomotive der Geschichte wird in dieser Logik eine Rangierlok. Vielleicht resultieren die inhaltlichen wie begrifflichen Schwierigkeiten daraus, dass es sich um eine zweifache Wende gehandelt hat. Einer ersten nach „links“ (mit einer vielleicht als „revolutionär“ zu charakterisierenden Vision von einer reformierten DDR) und nach der Maueröffnung einer zweiten Wende nach „rechts“ (mit kaum zu leugnenden restaurativ-konservativen Elementen).

Dafür findet sich bei einigen Autoren der Begriff der „abgebrochenen Revolution“. 1990 hat Friedrich Schorlemmer wohl in etwa das gemeint, als er sagte, die letzte Rache der SED sei die überraschende Öffnung der Grenze gewesen. „Sie hat uns nämlich damit um unsere Revolution betrogen.“¹³ Für diesen „Wimpersschlag der Geschichte“, die wenigen Wochen des Wandels vom Oktober 1989 bis zur Installation der „Allianz für Deutschland“ vor den Märzahlen 1990, könnte man den Begriff der „demokratischen Revolution“ akzeptieren. Mit dem Sieg der Kohl-Partei am 18. März 1990 war diese „demokratische Revolution“ beendet, war abgebrochen. Denn die unter dem massiven Einfluss des Westens stattfindenden ersten geheimen Wahlen ebenfalls unter den Begriff „demokratischen Revolution“ einzuordnen, macht diesen mehr als fraglich.

So ist es nicht zufällig, dass im Zusammenhang mit der „zweiten Wende“ eine allgemeine Zurückhaltung bei der Frage herrscht, welche Einflüsse vom Westen ausgingen. Schließlich gab es nicht nur die „freie Berichterstattung freier Medien“, sondern die klare Ankündigung des neu gewählten Präsidenten der USA Georg Bush sen. vom Januar 1989, die europäische Spaltung zu überwinden, also Koexistenz und Status quo als bisherige Grundlagen der US-Politik aufzukündigen. Ohne diese wäre Kohls Politik nicht denkbar gewesen.

Die allgemeine Bevorzugung des Revolutionsbegriffs erklärt sich aus dem Zusammenfallen verschiedener Interessen. Die Akteure der Bürgerbewegung sehen sich verständlicherweise lieber in den Rang von „Revolutionären“ erhoben denn

13 Friedrich Schorlemmer: Frieden vor Einheit sagen, zit. nach Peter Neumann (Hrsg.): Träumen verboten. Aktuelle Stellungnahmen aus der DDR, Göttingen 1990, S.54.

als naive, betrogene Verlierer oder korruptierte Gewinner. Die tonangebenden Politik- und Sozialwissenschaftler wiederum möchten die Blamage ihrer Theorie über die angebliche relative Stabilität oder auch über den mörderischen Charakter der herrschenden kommunistischen Clique, die niemals friedlich ihre Macht aufgeben würde, kaschieren. Dass mit der Entstalinisierung der zutiefst humanistische Charakter marxistischer Theorie und Weltanschauung sich in einer zunehmenden Zivilisierung des Denkens, Handelns und der Herausbildung von Elementen einer sozialistischen Zivilgesellschaft äußerte, verstehen sie genauso wenig wie sie in der Lage sind zu erkennen, dass die sozial-ökonomische Struktur der DDR-Gesellschaft kein relevantes Gewaltpotenzial produzierte.

Entscheidend aber dürfte sein, dass durch die Erhebung der Wende zur ersten erfolgreichen, friedlichen demokratischen „Revolution“ der Anschluss der DDR an die BRD die Weihe eines anti-totalitären, anti-sozialistischen Aktes erhalten soll. Obwohl zwei Jahrzehnte vergangen sind, ist eine für Sozialisten/Kommunisten überzeugende Antwort auf die Frage, warum es zu einer „Erosion“ des kommunistischen Projekts kam, warum es keine rechtzeitige Umkehr aus der Sackgasse gab, warum die Wende nicht schlechthin als „Konterrevolution“ bezeichnet werden kann, noch immer nicht gegeben.

3. Der Weg in die Krise

Es ist wohl nicht notwendig, ein umfassendes Bild der Krise in ihren vielfältigen Erscheinungsformen und ihres Verlaufs nachzuzeichnen. Nur thesenartig sei die Sicht des Verfassers auf die Krise und ihre entscheidende Ursache begründet. Häufig wird die gesamte Zeit der SED-Herrschaft als eine einzige Krise angesehen. Ihre zeitlichen Etappen, ihre Bruchstellen werden meistens mit aneinandergereihten Jahreszahlen benannt: 1953, 1956, 1961, 1968, 1976, 1978, 1981, 1985, 1987 und schließlich 1989/90. Das halte ich für falsch, weil m. E. strikt zu unterscheiden ist zwischen den kritischen Situationen vor 1968 und denen ab 1976.

Bis dahin hatten wir es mit Entwicklungskrisen zu tun, Zeiten, in denen um die progressive Lösung entstandener Widersprüche gerungen wurde, schwierige Lernprozesse stattfanden und es danach mehr kleine Fortschritte als Rückschläge, noch keine Stagnation gab, und das unabhängig von der noch geltenden Bestandsgarantie der Sowjetunion. Schon nach Stalins Tod, dann deutlicher seit dem XX. Parteitag der KPdSU wurden mit der Überwindung der falschen These von der gesetzmäßigen Verschärfung des Klassenkampfes und mit der Begründung der Politik der friedlichen Koexistenz progressive zivilgesellschaftliche Entwicklungen auf den meisten Gebieten in Gang gesetzt.

Wer schon an den genannten Daten vor 1976 einen unausweichlichen Untergang festmachen will, hängt bewusst oder unbewusst einer eschatologischen Geschichtsideologie an, hält jede Alternative zum Kapitalismus oder „Liberalismus“ für eine Fehlentwicklung: Der ostdeutsche Versuch wird so zu einem „Betriebsunfall“ der deutschen Nationalgeschichte, ein Irrweg von Anfang an.

Eine Bruchstelle stellt in dieser Entwicklung allerdings das Jahr 1968 dar, das zu einem Schlüsseljahr wurde. Trotz der immer noch sichtbaren Rückstände gegen-

über dem „Goldenen Westen“ und seinem Lebensstandard gab es *bis dahin* in der DDR mehrheitlich noch Aufbruchstimmung, Zukunftszuversicht, Vertrauen und wachsende Mitarbeit und Engagement.¹⁴ Die wirtschaftlichen Zuwachsraten waren beachtlich, und der ökonomische Abstand gegenüber dem Westen wurde kleiner. 1968 fand erst- und einmalig in der deutschen Geschichte eine breite Volksaussprache über eine neue Verfassung statt, die in einer weitgehend repressionsfreien Volksabstimmung mit über 90 Prozent (bei einer ebenfalls über 90-prozentigen Wahlbeteiligung) angenommen wurde.

Die von Walter Ulbricht – von oben – eingeleiteten Reformversuche waren vielversprechend.¹⁵ Aber was sich mit der Ablösung Nikita S. Chruschtschovs 1964 ankündigte, wurde mit der Zerschlagung des „Prager Frühlings“ in der bekannten Weise virulent: Die neue Moskauer Führung unter Leonid I. Brežnev und ihr Konzept verbauten den Weg zur selbstbestimmten Reform und Weiterentwicklung des frühsozialistischen Versuchs auch in der DDR. Das Herausbrechen der ČSSR aus dem Warschauer Pakt wäre auch ohne den gewaltsamen, *militärischen* Abbruch des gesellschaftlichen Erneuerungsversuchs zu verhindern gewesen. Im Rückblick kann man sagen: Das Jahr 1968 war einerseits der letzte Anlauf zur Reform eines Gesellschaftsmodells, das seine Entwicklungspotenziale bewiesen, aber nun ausgeschöpft hatte, und andererseits wurde der vielversprechende Versuch zur Überwindung des dogmatisierten Marxismus-Leninismus gewaltsam verhindert. Das dadurch bedingte Versagen der Theorie wurde zu einer wesentlichen Ursache der Reformunfähigkeit des Realsozialismus. Personell kann man dies an den Rücktritten bzw. dem Scheitern von Alexander Dubček (April 1969), von Walter Ulbricht (Mai 1971) und des ungarischen Wirtschaftsreformers Reszö Nyers (1974) festmachen. Mit Ulbricht wurde z. B. auch sein Bürochef, der Fritz-Behrens-Schüler Wolfgang Berger, ausgeschaltet, der gemeinsam mit Herbert Wolf und anderen die seinerzeitige Debatte um das Neue Ökonomische System (NÖS) angetrieben hatte.

Zu einem Zeitpunkt, als unter Führung der SED im Osten Deutschlands ein kleines Wunder, ein „zweites deutsches Wirtschaftswunder“ vollbracht worden war und als dessen Ergebnis die fast unglaubliche Tatsache zu konstatieren ist, dass es kaum zwanzig Jahre nach Faschismus und Krieg unter schwierigsten Bedingungen gelungen war, eine klare Mehrheit der DDR-Bevölkerung für den sozialistischen Weg, für die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, begann zuerst fast unmerklich, bald immer schneller der Abstieg. Erst Ende der Siebzigerjahre wurde ein Bruch der inneren Entwicklung spürbar – der mit dem VIII. SED-Parteitag von 1971 eingeschlagene Kurs erwies sich nun als falsche „Wende“. Es entwickelten sich krisenhafte Zerfallsprozesse im Innern, verstärkt durch Krisenprozesse vor allem in Polen und der ČSSR, durch die mili-

14 Siehe Niemann, Meinungsforschung.

15 Siehe Norbert Podewin: Walter Ulbrichts späte Reformen und ihre Gegner, in: Geschichtskorrespondenz, Nr. 3/14 (Juli 2008), S.15-19.

tärische Intervention der Sowjetunion in Afghanistan, durch dramatische Verschlechterungen der weltwirtschaftlichen Lage und die Belastungen, die die Unterstützung befreundeter afrikanischer Länder und Kubas mit sich brachte. Hinzu kam die ökonomische Erschöpfung der Sowjetunion. Die US-Politik des Totrüstens trug ihre Früchte.

Der Übergang zur intensiv erweiterten Reproduktion unter den Bedingungen der Computer-Revolution gelang nicht. Während die Ausbürgerung von Wolf Biermann 1976 eher nur bei Künstlern, Schriftstellern und Schauspielern Verweigerungseffekte und Kritik bis zur Ausreise bewirkte, spielte für erhebliche Teile der Parteiintelligenz und auch innerhalb des SED- und Staatsapparates die Wirtschaftspolitik eine viel größere Rolle. Viel fataler als die negativen Folgen der Ausbürgerung Biermanns bei Teilen der künstlerischen Intelligenz war, dass gegen ein beginnendes Rumoren vor allem innerhalb der Partei die innerparteiliche Disziplinierung verstärkt wurde. Das Statut der SED wurde ignoriert und verletzt. Das Sekretärsregime von oben nach unten setzte alle demokratischen Regeln außer Kraft, die innerparteiliche Debatte wurde stranguliert. 1988 stieg die Zahl der Parteiverfahren gegenüber 1987 um das Siebenfache auf über 23.000, die Ausschlüsse von 2.792 auf 4.419, und rund 11.000 Mitglieder traten aus.¹⁶ Obwohl immer offensichtlicher die Parteiführung in direktem Widerspruch zum Parteistatut und zur marxistisch-leninistischen Theorie handelte (was zunehmend bei den Gesellschaftswissenschaftlern debattiert wurde und sich sogar in dem Gemeinsamen Papier von SED und SPD von 1987 widerspiegelte), gab es ein hinreichend entwickeltes Krisenbewusstsein weder in der Gesellschaft noch innerhalb der SED, um einen „Paradigmenwechsel“ für überlebensnotwendig anzusehen.

4. Die Krisenjahre 1978, 1982 und 1987

Drei Jahre seien in der Entwicklung der Krise kurz hervorgehoben: 1978 und besonders 1982 und 1987.

Seit 1978 geriet die Wirtschaft in den Teufelskreislauf des Kapitaldienstes gegenüber westlichen Gläubigern. Um die Zahlungsfähigkeit der DDR aufrechterhalten zu können, wurden immer häufiger ökonomisch katastrophale Entscheidungen getroffen. Alles, was sich auf dem Markt des Nichtsozialistischen Wirtschaftsgebietes (NSW) irgendwie verkaufen ließ, wurde exportiert (Rohstoffe, Erdölprodukte, Zement, Stickstoff, Kali, Eier, Butter und Fleisch, technische Konsumgüter). Das brachte die eigene Wirtschaft noch mehr in Schwierigkeiten. Die produktive Investitionsquote wurde laufend gesenkt, notwendige Importe gekürzt, neue Kredite zur Zinsbedienung und Schuldentilgung aufgenommen, nicht erfüllte Pläne im Nachhinein korrigiert usw. Die sowjetische Wirtschaftskrise wirkte mit ihren Folgen als Verstärker.

Während Honecker auf dem X. Parteitag 1981 verkündete, dass der Wirtschaftspolitik und dem Plan ein ausgewogenes Verhältnis von Leistung und Verbrauch,

16 Siehe Dietrich Staritz: *Geschichte der DDR*. Erweiterte Neuauflage, Frankfurt/Main, 1996, S.353.

von Akkumulation und Konsumtion zugrunde liege, geriet die DDR schon ein Jahr später in ihre bis dahin tiefste ökonomische Krise und stand gegenüber dem Westen kurz vor der Zahlungsunfähigkeit.

Für Erich Honecker, Günter Mittag und Erich Mielke war es das wichtigste Anliegen, die tatsächliche Lage nicht nur vor der Öffentlichkeit zu verschleiern, sondern jede Diskussion auch innerhalb der Partei zu verhindern. Dabei waren sich die verantwortlichen Fachabteilungen im „Großen Haus“ (dem ZK-Apparat) wie in der Regierung durchaus über den Ernst der Lage im Klaren. Sogar Mielke wurde durch eine umfassende Analyse davon in Kenntnis gesetzt. Ende Januar 1982 lagen ihm Schlussfolgerungen aus einer ökonomischen Gesamtanalyse vor, die eine hochkarätige, aus Spitzenfunktionären und Ministern zusammengesetzte Gruppe für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) erarbeitet hatte.¹⁷

Darin hieß es eingangs mit aller Deutlichkeit, es bestehe die reale Gefahr, dass kurzfristig eine Zahlungsunfähigkeit gegenüber dem NSW eintreten könne und die Versorgung der Bevölkerung beeinträchtigt würde, dadurch wären Gefahrensituationen möglich, deren Bewältigung nicht zu gewährleisten wäre. Der Volkswirtschaftsplan sei nicht bilanzierbar, und der Fünfjahrplan könne seine bilanzierende und steuernde Funktion nicht erfüllen. Diese Lage sei durch innere objektive und subjektive Faktoren und äußere Einflüsse entstanden, wobei die inneren die entscheidenden seien. Das zielte auf Mittag und die voluntaristischen Entscheidungen und willkürlichen Eingriffe seines Apparates.

Obwohl in dem Konzept die inneren Faktoren als die entscheidenden Krisenursachen betrachtet wurden, kamen auch diese Verfasser zuallererst nur zu einem Lösungsvorschlag, der auf äußere Hilfe seitens der Sowjetunion setzen wollte. Diese sollte Schulden der DDR in Höhe von 20 Milliarden Valutamark (VM) übernehmen. Im Gegenzug würde die DDR durch die frei werdenden NSW-Exportkapazitäten diese Schulden plus Zinsen durch Warenlieferungen im Umfang von 30 Milliarden VM bis 1987 begleichen.

Da diesem Gremium natürlich die kritische Lage auch der Sowjetunion nicht unbekannt war, benannte es drei denkbare Alternativen:

1. Durch außergewöhnliche Anstrengungen werden der NSW-Export und seine Erlöse ausreichend gesteigert, um den Verpflichtungen nachzukommen, die Importe zu minimieren und die Ablösung durch Eigenleistungen zu sichern. Das Risiko einer schlechteren Versorgung der Bevölkerung und weitere Schwierigkeiten bei der materiellen Sicherstellung der Produktion wären dabei in Kauf zu nehmen.
2. Es gelingt, bei den westlichen Banken neue Kredite zu bekommen.
3. Die Zahlungsunfähigkeit wird in Kauf genommen, und die negativen Wirkungen wären zu minimieren.¹⁸

17 Siehe Hans-Hermann Hertle: Dokumentation: Die DDR an die Sowjetunion verkaufen?, in: DA, 2009, H. 3, S.476-495.

18 Ebenda, S.493f.

Es kam – wie bekannt – 1983 und 1984 zu den berühmt-berüchtigten Milliardenkrediten und zu weiteren verzweifelten Exportanstrengungen durch die Kommerzielle Koordinierung (KoKo), um alles, was sich verhökern ließ, bis zur letzten Antiquität, zu verkaufen (von den beschämenden Häftlingsfreikäufen ganz zu schweigen). Günter Mittag ließ in der Presse mitteilen, es sei zu zeitweiligen „Rhythmusstörungen“ in der Wirtschaft gekommen. Die unter 1. und besonders die unter 3. genannte Alternative hatten keine Chance, denn das wäre einer Bankrotterklärung Honeckers und Mittags gleichgekommen und kaum ohne Führungswechsel vonstatten gegangen. Eine „Sonderperiode“ auszurufen, konnte sich Fidel Castro in Kuba nach 1989 leisten, die auch moralisch diskreditierte Honecker-Führung traute sich das nicht. Sie setzte weiter auf die inzwischen längst unglaublich gewordene Erfolgspropaganda und hoffte, sich irgendwie „durchzuwursteln“, mehr oder minder nach dem Motto: „Nach uns die Sintflut!“

Aus den letzten Jahren vor dem Ende sei noch das Jahr 1987 hervorgehoben. Es wurde in politischer und vielleicht noch mehr in mentaler Hinsicht zu einem Schlüsseljahr, zum Beginn der Endkrise. Kurt Hagers auf die Perestroika Gorbatschows gemünzter Spruch vom April 1987, ein Tapetenwechsel sei unnötig, selbst wenn der Nachbar dies täte, bedeutete das Ende der Hoffnung auf eine offene Debatte.

Am 12. Juni forderte US-Präsident Ronald Reagan in seiner Rede vor dem Brandenburger Tor von Gorbatschow: „Open this Wall!“ Die Ausstrahlung des Evangelischen Kirchentags wie des X. Schriftstellerkongresses der DDR verstärkten Unsicherheit und Depravation bei immer breiteren Schichten.

Im August wurde das schon genannte gemeinsame Papier von SED und SPD veröffentlicht und verunsicherte große Teile des Parteiapparats. Hoffnungen, Illusionen und Zweifel an der Autorität der Parteiführung verstärkten sich, als keinerlei erwartete Schritte folgten. Die steigende Flut an Ausreisearträgen konnte nicht gebremst werden, obwohl fast 17.000 Bürger die DDR verlassen durften. Besuchsreisende konnten seit dem 1. Juli nur noch 15,- DM (statt 70,-) eintauschen. Über westliche Medien wurde die Forderung des SPD-Vorsitzenden Hans-Jochen Vogel verbreitet, es müsse möglich sein, dass Ostberliner Jugendliche zu Rockkonzerten nach Westberlin kommen dürfen. (Vor dem Reichstag hatte ein großes Open-air-Konzert stattgefunden. Etwa 2.000 Fans waren an der Grenze gekommen und riefen: „Die Mauer muss weg“ und skandierten „Gorbi, Gorbi“.) Die Jubelfeier zum 750. Jubiläum Berlins wurde in den anderen Bezirken der DDR angesichts ihrer Probleme sehr negativ aufgenommen. Am 13. August demonstrierten auf beiden Seiten des Brandenburger Tores Hunderte vor allem Jugendliche für Reisefreiheit. Der Olof-Palme-Gedenkmarsch zu Ehren des im Vorjahr ermordeten schwedischen Premiers im September quer durch die DDR verstärkte Irritationen und ermutigte die DDR-Bürgerbewegung, sich den öffentlichen Raum zu erobern.

Die BRD-Reise Honeckers – schon deren Ankündigung im Juli – weckte, wie die Informationsberichte des MfS dokumentieren,¹⁹ neue und große Erwartungen hinsichtlich des Reiseverkehrs und wirtschaftlicher Hilfe. Zehntausende Ausreisearbeitnehmer erwarteten nun eine rasche Bewilligung. Erich Honecker verkündete: Es werde der Tag kommen, an dem Grenzen nicht mehr trennen, sondern verbinden wie die zwischen der DDR und Polen. Später, im Januar 1989, hieß es dann: Die Mauer werde noch 50 oder 100 Jahre bestehen, wenn die Bedingungen sich nicht änderten, die zu ihrer Errichtung geführt hätten. Im BRD-Fernsehen wurde eine (von der „taz“) nachgemachte Titelseite des „Neuen Deutschland“ gezeigt – mit der Schlagzeile: „Erich, nimm uns mit!“

Die auch in den DDR-Zeitungen veröffentlichte Rede Kohls beim Honecker-Besuch (mit seiner Replik zur „Einheit und Freiheit aller Deutschen“) sowie der Besuch Honeckers in seiner saarländischen Heimat brachten – so MfS-Berichte – besonders bei Jugendlichen „illusionäre Vorstellungen“ zur sogenannten „Wiedervereinigungsproblematik“ hervor.²⁰ Auch über die verbreitete Verweigerung eingeforderter zustimmender Leserbriefe in der SED-Mitgliedschaft und erste Austritte wurde berichtet. War es das Ziel gewesen, mit dem Staatsempfang in Bonn zu demonstrieren: „Die Teilung Deutschlands hat sich vollendet. Der Besuch des Staatsratsvorsitzenden der DDR in Bonn ist dafür die Affirmation“,²¹ so war die Wirkung eher gegenteilig.

1987 erreichten die mentale Abwendung, die Resignation immer breitere Schichten. Verbitterung und Zynismus innerhalb der SED-Mitgliedschaft wuchsen, und in den oppositionellen Grüppchen keimte neue Zuversicht. Ihr Netzwerk mit bis dahin kaum mehr als 500 Mitgliedern erlangte mit einem Zuwachs von rund 2.000 Sympathisanten eine neue Qualität.

5. Der Untergang der DDR

Der Exodus vor allem jüngerer Menschen im Sommer 1989 steigerte sich zur Massenhysterie. Die entstehende Gefühlslage hatte einen längeren Vorlauf, und so kam es zum „Sieg der Bilder“. Anders kann man das nicht bezeichnen, denn es waren ja nicht völlig neue reale Umstände oder überraschende Ereignisse eingetreten, wie eine Kriegsgefahr, Hunger, eine plötzliche gravierende Verschlechterung der materiellen Lage der Massen oder ein Blutbad der Herrschenden es hätten sein können, sondern es waren vor allem und zuerst Gefühle, Zweifel und enttäuschte Hoffnungen, die die Massen weg- oder auf die Straßen trieben. Die entsetzliche Medienpolitik Honeckers und die unglaublich inszenierte Öffentlichkeit hatten die Empörung und Abwendung rasant wachsen lassen. Die Botchaftsbesetzung in Prag und der Wahnwitz der Ausreise über Dresden durch

19 Siehe Siegfried Suckut: Honeckers Besuch in der Bundesrepublik 1987. Wie die DDR-Bevölkerung darüber dachte. Erkenntnisse des MfS, in: DA, 2007, H. 5, S.855-858.

20 Ebenda, S.857.

21 Neues Deutschland, 7.9.1987.

die DDR schaukelten die Gefühle noch weiter hoch und zeigten, dass Honecker auch vom massenpsychologischen Faktor in der Politik nicht das Geringste verstand. Der Hallenser Psychologe Hans-Joachim Maaz beschrieb sehr treffend in seinem Buch „Der Gefühlsstau“, wie gegenüber dem Ausbruch dieser angestauten Gefühle eine rationale Debatte nun keine Chance mehr hatte.

Massenflucht und Massenprotest waren gespeist aus allgemeiner Unzufriedenheit mit den Zuständen wie aus der millionenfachen „Intershop-Erfahrung“, dass sich nur mit Westmark alle Versorgungs-Probleme lösen lassen. Es gibt Autoren, die den DM-Umlauf innerhalb der DDR 1988 umgerechnet auf den Schwarzmarktkurs auf 62 Prozent des gesamten Geldumlaufs beziffern.²²

Aus diesen ganz profanen wirtschaftlichen Gründen erwuchs Ende 1989 der Schrei „Wir sind ein Volk“, ein aus der ökonomischen Krise gespeister DM-Nationalismus. Über die Krisenjahre hinweg war durch die bunte Konsumwelt des Westfernsehens und Westreise-Erzählungen bei breiten Schichten die in den ersten zweieinhalb Jahrzehnten gewachsene eigene – wenn auch nur unzureichend verinnerlichte – DDR-Identität erodiert.

Mit zunehmender Schärfe hatte sich seit Mitte der Achtzigerjahre ein Bündel von Krisensymptomen entwickelt.

auf wirtschaftlichem Gebiet:

- der wachsende Rückstand auf technologischem Gebiet und bei der Arbeitsproduktivität,
- der Mangel an Innovationsfähigkeit infolge der zu geringen, auf acht Prozent gesunkenen produktiven Investitionsquote,
- der rapide Verschleiß der Infrastruktur,
- die Inkaufnahme immer größerer ökologischer Belastungen vor allem in den Ballungsgebieten (nicht ganz zufällig begannen die Massenproteste in den Südbezirken und in ökologisch besonders belasteten Städten wie Leipzig, Halle oder Plauen),
- die enorme Verschuldung bei westlichen Banken und die zunehmende wirtschaftliche Abhängigkeit von der BRD (Transferzahlungen, Swing, Kredite, EG-Präferenzen),
- der Bevölkerungsschwund durch Weggang insbesondere von qualifizierten Arbeitskräften (seit 1949 verließen 4,5 Millionen Menschen die DDR),

auf sozialem Gebiet:

- die akuten Versorgungsmängel und -krisen,
- der Rückgang des Reallohnlevels (die Kaufkraft sank seit 1983 durch jährliche Preissteigerungen von rund 2,5 Prozent, was von Lohn- und Gehaltserhöhungen nicht aufgefangen wurde),
- die Inkaufnahme einer illegalen zweiten Währung (Intershop, Genex),
- die Zunahme des Kaufkraftüberhangs auf etwa 15 Milliarden Mark,

22 Siehe André Steiner: Die DDR-Volkswirtschaft am Ende, in: Klaus-Dietmar Henke (Hrsg.): Revolution und Vereinigung 1989/90, München 2009, S.116.

auf geistig-kulturellem Gebiet:

- der Verlust jeder Hegemonie sozialistischer Ideologie und Kultur und die Überlagerung des kulturellen Lebens und der Unterhaltung durch westliche Werte und deren wachsende Einflüsse auf die Lebensweise vor allem jüngerer Menschen,
- die Absage an die Einheit der deutschen Nation und die Propagierung eines Zwei-Nationenkonzepts, was ein ideologisches Vakuum hinterließ. Dieses Vakuum begünstigte die Entwicklung im Wendeprozess, sodass die soziale und demokratische Frage rasch von der vordergründig nationalen überlagert wurde,
- die Abkehr immer größerer Teile der Intelligenz und Künstlerschaft von der DDR,
- die verstärkte Instrumentalisierung der Gesellschaftswissenschaften zur apologetischen Verfälschung der Wirklichkeit,
- die Verstärkung von Versuchen, systemkritisches und alternatives Gedankengut zu unterdrücken,

auf politischem Gebiet:

- die Unfähigkeit zur demokratischen Weiterentwicklung der Block- bzw. Bündnispolitik und nichtautoritärer Herrschaftsformen,
- die Verstärkung von Repressionsmaßnahmen gegenüber oppositionellen Kräften,
- die Missachtung der gewählten Volksvertretungen bis hin zur Wahlfälschung,
- die Aufkündigung bisheriger internationalistischer diplomatischer Zusammenarbeit und Abstimmung.

Die Krise in den Achtzigerjahren signalisierte, dass es mit dieser SED auf Dauer keine DDR mehr geben würde. Als das nach der BRD-Reise Honeckers 1987 und dem Sputnik-Verbot im November 1988 immer mehr SED-Mitglieder und -Funktionäre erkannten, war es zu spät. Die kopflose Grenzöffnung war nur noch der spektakuläre Schlussakkord einer hilflosen Kakophonie der alten Führung.

Bei einer 2,3 Millionen Mitglieder umfassenden Massenpartei war es unvermeidlich, dass die Krise der Gesellschaft sich genauso auf die Parteimitgliedschaft auswirkte. Mit dem mehr oder minder sichtbaren Ausbruch der Krise bestätigte sich, was sensible Mitglieder und Funktionäre schon länger ahnten und befürchteten, aber nicht verhindern konnten.

Über die Jahre hinweg hatten sich – wie Erhard Crome m. E. ziemlich zutreffend in seinem Beitrag im Sammelband „Das letzte Jahr der DDR“ schildert – drei Gruppen bzw. Strömungen in der SED herausgebildet.²³

23 Siehe Erhard Crome: Politische Konstellationen des Umbruchs: Bürgerbewegungen, SED und ‚Blockflöten‘, in: Stefan Bollinger (Hrsg.): Das letzte Jahr der DDR. Zwischen Revolution und Selbstaufgabe, Berlin 2004, S.141-146.

Die erste Gruppe bildeten die „Überzeugungstäter“, weltanschauliche Idealisten, die an die marxistische Theorie und die sozialistische Bewegung glaubten und an der Hoffnung festhielten, mit und durch die Partei das verkündete Ziel verwirklichen zu können. Sie waren längst auf Distanz zur Politik der Honecker-Führung gegangen und hofften auf eine biologische Lösung als Voraussetzung für eine Kurskorrektur, einen Neuanfang.

Die zweite Gruppe bestand aus den Zynikern, Mitgliedern, die in aller Regel einst an die programmatischen Ziele geglaubt hatten, aber, von der Entwicklung enttäuscht, diesen Glauben verloren hatten. Doch funktionierten sie weiter, vertraten öffentlich die jeweilige Linie, über die sie sich intern lustig machten oder verbittert verhöhnten. Im Interesse ihrer eigenen Privilegien verfolgten sie skrupellos Kritiker wie von der Führung erwartet.

Die dritte Gruppe setzte sich aus den reinen Karrieristen zusammen, die nur solange bereit waren, der Parteilinie zu folgen, wie die Machtverhältnisse das geraten erscheinen ließen.

Stefan Bollinger schrieb. „Die Diktatur versagte. Parteiallmacht, Machtmissbrauch, Machtblindheit, Konfliktscheu, Scheitern der Wirtschaftspolitik waren dafür die Stichworte, die von vielen Beteiligten erst in der Konfliktsituation als solche erkannt wurden, obwohl es nicht nur und nicht in erster Linie westliche Kritiker waren, die schon lange die Schwachstellen des östlichen Gesellschaftsmodells benannten. Seit Rosa Luxemburg, Karl Kautsky [an dessen Stelle setze ich Otto Bauer ein, da Kautskys Kritik – wie die von Hilferding – nicht von sozialistischen Positionen aus erfolgte – H. N.], Leo Trotzki, Nikolai Bucharin, Antonio Gramsci und den Reformökonomen der fünfziger/sechziger Jahre war dies immer wieder auch in der innersozialistischen Kritik geäußert – letztlich aber totgeschwiegen und unterdrückt“ worden.²⁴ Einige Vertreter des „Eurokommunismus“ wären auch noch zu nennen. Insgesamt hat Rosa Luxemburgs Befürchtung (und ihre seinerzeit sicher etwas naive, ahistorische Kritik an den Bolschewiki des Jahres 1918) sich auf längere Sicht leider bitter bestätigt. Angelehnt an ihre Formulierung lautet dieses Fazit: Ohne freien Meinungskampf erstirbt das Leben in der Partei, wird zum Scheinleben, in der die Bürokratie allein das tätige Element bleibt. Einige Dutzend Parteiführer dirigieren und regieren, und eine Elite der Anhängerschaft wird von Zeit zu Zeit zu Versammlungen aufgeboden, um den Reden der Führer Beifall zu klatschen, vorgelegten Resolutionen einstimmig zuzustimmen, im Grunde also eine Cliquenwirtschaft, eine Diktatur nicht des Proletariats, sondern einer Handvoll Politiker.²⁵

24 Stefan Bollinger: Die finale Krise. Ein Problemaufriss, in: ebenda, S.12-54, hier S.16.

25 Siehe Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 4, Berlin 1974, S.362f.

Berichte

Das Jahr 1968 und „Die 68er“. Eine Literaturkritik¹

Bernd Florath

1. Im Lichte aktueller wissenschaftlicher Herausforderungen

Götz Aly: Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück, S. Fischer, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2008; Daniel Cohn-Bendit/Rüdiger Dammann (Hrsg.): 1968. Die Revolte, S. Fischer, Frankfurt am Main 2007; Angelika Ebbinghaus (Hrsg.): Die letzte Chance? 1968 in Osteuropa. Analysen und Berichte über ein Schlüsseljahr, VSA, Hamburg 2008; Norbert Frei: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, dtv, München 2008; Bernd Gebrke/Gerd-Rainer Horn (Hrsg.): 1968 und die Arbeiter. Studien zum „proletarischen Mai“ in Europa, VSA, Hamburg 2007; Ingrid Gilcher-Holtey: 1968. Eine Zeitreise, Subrkamp, Frankfurt am Main 2008; Dies. (Hrsg.): 1968. Vom Ereignis zum Mythos, Subrkamp, Frankfurt am Main 2008; Thomas Hecken: 1968. Von Texten und Theorien aus einer Zeit euphorischer Kritik, Transcript, Bielefeld 2008; Jens Kastner/David Mayer (Hrsg.): Weltwende 1968? Ein Jahr aus globalgeschichtlicher Perspektive, Mandelbaum, Wien 2008; Simon Kießling: Die antiautoritäre Revolte der 68er. Postindustrielle Konsumgesellschaft und säkulare Religionsgeschichte der Moderne, Böhlau, Köln-Weimar-Wien 2006; Martin Klimke (Hrsg.): 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, J. B. Metzler, Stuttgart-Weimar 2007; Wolfgang Kraushaar: Achtundsechzig. Eine Bilanz, Propyläen, Berlin 2008; Raimund Löw (Hrsg.): Die Fantasie und die Macht. 1968 und danach, Czermin, Wien 2007; Reinhard Mohr: Der diskrete Charme der Rebellion. Ein Leben mit den 68ern, njs, Berlin 2008; Stefan Woll: Der Traum von der Revolte. Die DDR 1968, Ch. Links, Berlin 2008.

Noch scheint die Geschichte von 1968 – zumindest in Deutschland – nicht in der Hand der Forschung, sondern der der Veteranen zu liegen. Zumindest fällt es schwer, sich deren Deutungsrahmen zu entziehen, bleiben Interpretationen gefangen im Streit der gegensätzlichen Fraktionierungen damaliger Akteure. Vorteilhaft ist in der Woge der Publikationen zum Thema (von denen hier nur ein kleiner Ausschnitt angesprochen werden kann) die Präsenz jener Akteure, die sich den professionellen Standards der Historiografie unterwerfen, die ja nicht Interessenlosigkeit, wohl aber Interessenreflexion erfordern. Die Wertfreiheit der Wissenschaft unterstellt gerade nicht die Freiheit von Werten im Sinne ihrer Abwesenheit, sondern das Gebot der theoretisch erörterten und offen dargelegten Wahlfreiheit der Werte, die der Ordnung der chaotischen Kulturwirklichkeit zugrunde liegen. So stehen denn Darstellungen von Wolfgang Kraushaar oder

¹ Dieser Literaturbericht berücksichtigt Titel, die im Vorfeld und anlässlich des 40. Jahrestages der 68er-Ereignisse erschienen sind.

Ingrid Gilcher-Holtey sowie des der 68er-Generation zwar nicht mehr angehörigen, ihr aber mental durchaus nahestehenden Norbert Frei durch ihre Solidität heraus, auch oder gerade weil ihnen der Hang zum Skandal fernliegt. Doch selbst bei Kraushaar, der die intellektuellen Wurzeln des Phänomens bis zu ihrer Unkenntlichkeit zurückverfolgt, findet sich der in die Irre führende Ansatz, die zeitgenössischen Intentionen der Akteure, ihre politischen, ihre heroischen Illusionen und vor allem Selbsttäuschungen zum Maß ihres Erfolgs zu machen. Es ist wahr: Bei den Akteuren der 1968er-Generation handelt es sich nur um eine kleine (radikale und lautstarke) Minderheit ihrer Alterskohorte. Doch was beweist diese Feststellung? Sie beantwortet keine Frage, sie liefert nur die empirische Grundlage, um ein wissenschaftliches Erklärungsproblem zu formulieren.

Man kann freilich aus dieser Feststellung zu der These gelangen, dass alle politischen und kulturellen Wirkungen dieser kleinen (radikalen und lautstarken) Minderheit durch die Tatsache, dass sie etwas erreichte oder anstieß, was die Mehrheit seinerzeit ablehnte und/oder heute wieder oder noch ablehnt, sich schon allein dadurch delegitimieren würden. Als wären die Kompositionen Stockhausens nur deshalb illegitim, weil sie sich nicht zum Mitsingen in „Deutschland sucht den Superstar“ eigneten. Die Antwort darauf zu finden, ob sich in solchen Thesen nun eher Selbsthass auf die Radikalität des eigenen Handelns in jugendlichem Alter oder das Bedürfnis nach Überanpassung an die dumpfe Borniertheit der „schweigenden Mehrheit“ ausdrückt, kann keine Aufgabe einer Besprechung sein; sie ist wohl eher ein therapeutisches Problem. Wenn sich aber diese Argumentation mit vordergründiger Absicht zur politischen Desavouierung paart, mit Gewalt inkommensurable Vorgänge vermengt, um den Vorgängen, die mit dem Kürzel „1968“ assoziiert werden, einen skandalösen, menschenverachtenden Beigeschmack anzuhängen, verlassen wir endgültig das Terrain der Analyse.

Wem die vielen wichtigen Bücher vertraut sind, die Götz Aly zum Nationalsozialismus und zur Auseinandersetzung mit dessen Geschichte in der Bundesrepublik verfasst hat, der ist angesichts des Gestus, in dem seine vorliegende Publikation geschrieben ist, angesichts ihrer Monomanie, erschüttert. Man fragt sich, was mit dem Autor geschehen ist, dass er letztlich zum Argumentationsstil der Boulevardpresse Zuflucht nimmt, mit Suggestionen arbeitet, wo Belege verlangt wären. Unbewiesenes wird als Tatsachen verkauft, sodass selbst Kollegen, die seiner Kernthese vielleicht etwas abgewinnen könnten, sich zum Einschreiten veranlasst sehen. Der beigelegte Korrekturzettel ist ein beredtes Zeugnis für die Art des ganzen Pamphlets, das als eine ernst zu nehmende Untersuchung zu bezeichnen nicht möglich ist. Er illustriert die willkürliche Verfahrensweise mit den Quellen, die nur dort, wo sie zur Illustration von Alys These taugen, ernsthafter Analyse unterworfen werden. Aly treibt die Entkopplung des westdeutschen „1968“ von allen anderen zeitgleichen Bewegungen auf die Spitze, wenn er die revoltierenden Studenten gleichermaßen als Fortläufer der NS-Studenten von 1933 bezeichnet. So unterstellt er entweder, dass die Ereignisse in der Bundesrepublik isoliert von den Bedingungen, Akteuren und Motiven in der übrigen Welt

gewesen seien, oder aber er muss den französischen, amerikanischen, polnischen, tschechischen, mexikanischen etc. etc. Akteuren dasselbe NS-Erbe zuschreiben. Ein später weltweiter Erfolg der NS-Propaganda? Nein: Unsinn. Derselbe Unsinn, den Bernd Rabehl vor einigen Jahren verbreitete, als er aus Rudi Dutschke einen Nationalrevolutionär im Geiste seiner Sumpfblütenpartei zu schustern suchte.

Dagegen heben sich jene Berichte erfreulich ab, bei denen – obschon sie den Überspanntheiten der eigenen Jugend keinesfalls distanzlos gegenüberstehen – die Spannung zwischen der Verwunderung über damalige Aktionsformen und dem Versuch, sie zu rationalisieren und zu erklären, ablesbar bleibt. Den österreichischen Publikationen (Raimund Löw, Jens Kastner/David Mayer) merkt man wohlthuend an, dass hier die Debatte über 1968 nicht so unmittelbar in die Tagespolitik eingreift wie in Deutschland. Die von Löw gesammelten Erinnerungen einstiger Aktivisten verhandeln ihr Thema ironisch distanziert, vermessen ihre damalige Absichten mit erreichten Resultaten wie mit abgelegten Erwartungen. Der relative Mangel an Polemik macht das Buch keineswegs langatmig, sondern erhellt die Atmosphäre in Österreich im Jahre 1968, das sich mitnichten an der Peripherie der Ereignisse befand, wiewohl es sicher ein wenig im Schatten der deutschen, französischen und Prager Ereignisse stand. Vielleicht ist es diese Abgeklärtheit, die dazu führt, dass es der kleine Sammelband „Weltwende?“ vermag, die Vielzahl der zu erörternden Probleme wenigstens systematisch zu formulieren.

Marcel van der Linden entwickelt in diesem Sammelband die entscheidenden Facetten der Fragestellung nach dem Verbindenden der 1968er-Ereignisse in den verschiedenen Ländern, Erdteilen, politischen und wirtschaftlichen Systemen: Was ist die Wurzel ihrer Gleichzeitigkeit? Der knappe Band kann diese und andere Fragen nur aufwerfen, doch leistet er damit mehr als manch andere Publikation, die meint, über Antworten zu verfügen, ohne überhaupt sinnvolle Fragen formuliert zu haben. Die Autoren versuchen, ein Panorama des globalen „1968“ zu skizzieren. Die Abstraktheit der Diskussion darüber, ob es sich um eine Revolte von Studenten, Jugendlichen, Arbeitern gehandelt habe, verliert ihre Fruchtlosigkeit, wenn konkret Antworten darauf gesucht werden, was etwa die Spezifik der italienischen Streiks in der sich ändernden industriellen Kultur ausmachte. Arbeiterbewegung stellt sich hier anders dar als im traditionellen Verständnis sozialdemokratischer oder kommunistischer Parteien. Weniger der Streit um primäre Lebensbedürfnisse, höhere Löhne etc. als der um das Recht und die Räume für selbstbestimmtes Leben, Spontaneität stand im Focus der Jungarbeiter, lässt ihr Aufbegehren als antiautoritär dem der Studenten verwandt sein.

Diesem Phänomen widmet sich dezidiert der von Bernd Gehrke und Gerd-Rainer Horn herausgegebene Band. Andrea Genest kann darin einen über die Jahre fest zementierten Topos der polnischen Oppositionsgeschichte, die Abwesenheit der Arbeiter während der Märzereignisse 1968, erschüttern. Sie weist nach, dass es neben den Studenten gerade die jungen Arbeiter, Lehrlinge und Schüler waren, die sich an den Demonstrationen beteiligten. Dort erschienen sie

aber nicht als Arbeiter, sondern als „Jugendliche“. Ihre Präsenz in dieser Eigenschaft wirft ein bezeichnendes Licht auf den Charakter der Vorgänge von 1968, die zugleich auch Niederschlag dessen sind, dass sich durch die technische Entwicklung der Charakter der Arbeit, deren Organisationsformen und hiermit auch die Mentalität, Organisations- und Aktionsformen der Arbeiter änderten. Das Resultat dieser Wandlungen untersuchen auch Horn in seinem Überblick und Michael Hofmann in seinem akzentuierten und zweifelsohne streitbaren Beitrag über die Protestkulturen der Leipziger Arbeiterschaft. Hier und im Sammelband „Die letzte Chance?“ widmet sich Peter Heimos dem Verhalten der Arbeiter in der ČSSR 1968 und macht deren ambivalente Reaktion auf die auf Effizienz abzielenden Wirtschaftsreformen deutlich. Die vergleichsweise spontanistische Verhaltensweise jüngerer Arbeiter richtete sich nicht allein gegen die Herrschaft von Unternehmern und Parteifunktionären im Betrieb. Sie richtete sich als Konsequenz der höheren Flexibilität und Selbstständigkeit der einzelnen Arbeiter in der postfordistischen Produktion auch gegen die unmittelbaren Autoritäten am Arbeitsplatz wie außerhalb der Arbeitssphäre, ist zugleich die Wurzel der antiautoritären Konzepte.

Simon Kießling, der diese Verhaltensweisen für den Kern der westdeutschen Revolte hält, sieht in der Auflösung traditioneller Verhaltensnormen im Privatleben und in der Konsumtions- und Unterhaltungssphäre das Movens von „1968“. Dies ist freilich eine Überhöhung, wenn er von dessen Voraussetzungen im industriellen Prozess absieht. Die für einen breiteren Leserkreis verfasste sehr lesbare Einführung von Mohr folgt diesem Ansatz ebenfalls, wenngleich keineswegs so akzentuiert wie Kießling. Das „Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte“ vertieft die Untersuchung der kulturellen Wandlungen, der Durchsetzung neuer Kommunikations-, Vergemeinschaftungs- und Individualisierungsformen – vor allem im Medienbereich – durch eine Vielzahl detaillierter Einzelstudien, die in ihrer Struktur den Band tatsächlich als Handbuch verwendbar machen.

Während sich Kraushaar im Wesentlichen den deutschen 1968ern widmet, unternimmt Gilcher-Holtey eine globale Zeitreise. Missversteht man die Etappen ihrer Darstellung nicht als kausale Abfolge, so ist ihre kompakte Monografie gut geeignet, einen allgemeinen und übersichtlichen Einstieg in die Weltgeschichte dieser politisch aufgeregten Zeit zu geben. Ergänzt wird die Monografie mit dem Nachdruck des zehn Jahre zuvor erschienenen Themenheftes der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“, in dem insbesondere auf den noch immer anregenden und uneingelösten konzeptionellen Beitrag von Donatella Della Porta über „Zwischennationale Diffusion und transnationale Strukturen“ hinzuweisen ist. Strenger gegliedert folgt auch Norbert Frei diesem Ansatz, 1968 als globalen Vorgang zu fassen. Der von Daniel Cohn-Bendit und Rüdiger Dammann herausgegebene Band bemüht sich zwar ebenfalls darum, den Blick über die (west-)deutschen Ereignisse hinauszulenken, indes bleibt dies eher Programm, als dass es tatsächlich eingelöst würde. Insbesondere den Beitrag über die DDR von Michael Mül-

ler kennzeichnet eine verengte Perspektive auf das Verhältnis des MfS zu RAF-Aussteigern. Dass es gerade einmal vier ostdeutsche Prominentenkinder gewesen seien, die 1968 gegen die Okkupation der ČSSR zu protestieren gewagt hätten (S.213), kann nur als Frucht unglaublicher Ignoranz gewertet werden. Selbst Florian Havemann, für den nur existiert, was er selbst angefasst und in seinem ego-manischen Weltbild für beachtenswert befunden hat, machte immerhin sieben Oppositionelle aus.² Das MfS verzeichnete eine ganz andere Lage: Mehr als 2.000 Proteste zählte es allein bis zum Oktober 1968. Auch Müllers Beschreibung des Verhältnisses von Rudi Dutschke und Robert Havemann beruht schlicht auf Unwissen (S.212).

Stefan Wolles Arbeit entwirft hingegen ein atmosphärisch dichtes Panorama, das er über die Situation in der DDR 1968 ausbreitet. Es ist ein wenig melancholisch. Schließlich lag der offene Konflikt der unruhigen Jugend der DDR mit den Herrschenden bereits drei Jahre zurück. 1965 waren Schüler und Lehrlinge in Leipzig auf die Straße gegangen, nachdem ihnen im Zuge des Abbruchs von Reformen auch ihre Beatmusik verboten worden war. Die neue Hoffnung auf eine Entwicklung wie in der ČSSR, auf ihre Ausstrahlung in die DDR war kurz, weit verbreitet und endete in tiefer Enttäuschung und Desillusionierung. Wolle ist wie eine Reihe anderer Autoren Historiker und zugleich Zeitzeuge seines Gegenstandes, was dem Buch seinen besonderen Reiz verleiht.

Die Entwicklung im Ostblock war wahrscheinlich im Schnitt weniger kopflastig als die der Studentenbewegung des Westens – obwohl diese Aussage auch einem verbreiteten Klischee folgen dürfte. Dennoch kann man sich bei der Lektüre der Studie von Thomas Hecken dieses Eindrucks nicht erwehren. Hecken konnte offenbar nicht dem Versuch widerstehen, die Debatten von 1968 noch einmal – aber diesmal richtig – nachzuvollziehen. Das Resultat ist zweifelhaft. Dem Leser entfliehen bald die Orientierungspunkte darüber, auf welcher Abstraktionsebene sich der Autor gerade befindet: Referiert er eine historisch stattgehabte Debatte, historisch vorgebrachte Argumente ohne Rücksicht auf deren tatsächlichen Debattezusammenhang, oder versucht er mit einer kompilatorisch-historischen Argumentation indikativ einstige Konstellationen zu analysieren? Die Kopfgeburten des Autors kündigen sich schon frühzeitig an: Die Protagonisten von 1968 waren „vielfach Intellektuelle [...] Leute also, die ihre politischen Vorstellungen überwiegend aus Büchern beziehen und ihre Absichten vorzugsweise in längeren Abhandlungen begründen und dokumentieren“ (S.10). Eine kühne Definition des Intellektuellen. Erleichtert kann man sich indes wieder den irdischen Dingen des Alltags zuwenden, wenn man erfährt, dass es nicht entscheidend „für die Gesamtheit der Bewegung“ gewesen sei, „dass solche Ausführungen und die klassischen Abhandlungen von Marx, Freud, Lukács etc., auf denen sie zum Teil beruhen, im Einzelnen gelesen oder verstanden worden sind, sondern dass die wichtigsten Schlagworte und Begründungszusammenhänge den Teilnehmern der Bewegung geläufig sind bzw. in hohem Maße einleuchten“ (S.10). Ist das Reals-

2 Siehe Florian Havemann: Immer noch 68, in: Vorgänge, 47. Jg. 2008, 1 (181), S.79-86.

ture oder ernst gemeint? Vielleicht aber wird auch nur ein Zustand umschrieben, in dem soziale Theorie auf das Maß des kleinen roten Büchleins der „Worte des Vorsitzenden“ eingeschmolzen wurde?

2. Neuauflagen von Schlüsseltexten

Ernst Bloch: *Widerstand und Friede. Aufsätze zur Politik*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008 mit DVD: Dokumentarfilm von Helga Reidemeister aus dem Jahr 1982 über das Leben und politische Wirken von Ernst Bloch und seiner Frau Karola nach ihrer Ausreise aus der DDR 1961; Jürgen Habermas: *Protestbewegung und Hochschulreform. Mit einer Nachbemerkerung von Alexander Kluge*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008 mit DVD: Dokumentarfilm aus dem Jahr 1967 von Hans Dieter Müller und Günther Hörmann im Auftrag des Instituts für Filmgestaltung, Leitung: Alexander Kluge/Hans Dieter Müller/Edgar Reitz; Jürgen Horlemann/Peter Gäng: *Vietnam. Genesis eines Konflikts*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008 mit DVD: *Vietnam: Analyse des Konflikts* durch Peter Scholl-Latour aus dem Herbst 1968; Herbert Marcuse: *Versuch über die Befreiung*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008 mit DVD: Studiogespräch aus dem Jahr 1976 mit Herbert Marcuse über die Vision einer herrschaftsfreien Gesellschaft.

Wichtiger als Entgleisungen wie bei Hecken ist dann doch der Rückgriff auf die „Ausführungen und klassischen Abhandlungen“ selbst, auch jene, die nicht von Marx, Freud, Lukács oder Mao stammen. Es ist bemerkenswert, in welch großer Zahl Neueditionen zeitgenössischer Texte den Buchmarkt bereichert haben. Der Suhrkamp Verlag widmete dem Jahr 1968 eine ganze Buchreihe, in der einflussreiche Veröffentlichungen aus der Mitte der Sechzigerjahre zum buchhändlerisch gewöhnungsbedürftigen Preis von 19,68 angeboten werden. Die Bände der Reihe machen aber nicht nur die zeitgenössischen Publikationen wieder zugänglich, sondern ergänzen sie dankenswerterweise um Video-DVDs, die oft mehr von der Atmosphäre der Zeit wiederzugeben imstande sind als der gedruckte Text.

Schlüsseltexte von Marcuse und Habermas, die die Studentenrevolte teils anspornten, teils kritisch kommentierten, stehen neben einem Band, der politische Aufsätze Ernst Blochs versammelt, die in ihrer Zusammenstellung nicht den gängigen Auswahlbänden folgen, schwer zugängliche Beiträge vereinen, ja sogar bislang unveröffentlichte Aufsätze aus dem Exil zugänglich machen. Obwohl die letzteren 1968 ihren Einfluss kaum entfalten konnten, atmen sie dennoch den Geist dieser Zeit und belegen die Nähe der revoltierenden Studenten nicht mit ihren Vätern von 1933, sondern mit den Gegnern des Nationalsozialismus. Unterstrichen wird das durch den Dokumentarfilm von Helga Reidemeister über die „Tübinger Zeit“ Blochs, der in langen Interviews mit Karola Bloch 1982 entstand.

Nachgerade atemberaubend ist der den Habermas-Texten beigelegte Dokumentarfilm über die Frankfurter Diskussion zwischen Rudi Dutschke und Jürgen Habermas. Die Debatte darüber, ob die studentischen Aktionen in ihren Formen sich partiell faschistisch gerierten, ist, wie man hier hören und sehen kann, keine

Erfindung von Götz Aly, sondern stellt einen zentralen Topos der Westberliner Debatten von 1967 dar. Dass die Sit-ins vom Präsidenten der Freien Universität als faschistisch empfunden und bezeichnet wurden, nannte Margarita von Brentano, eine der wenigen Dozentinnen, die sich an der studentischen Debatte beteiligten, bedenkenstark. Sie zog daraus den Schluss, dass über das Verhältnis von Faschismus und Studentenschaft diskutiert werden müsse, nicht nur in kleinen Kreisen von Spezialisten, sondern an der gesamten Universität. Erneut problematisiert wurde die Koinzidenz nicht demokratisch legitimierter politischer Methoden in der Frankfurter Debatte 1967, in der Habermas in seiner großartigen Rede die häufig vollkommen aus dem Kontext gerissene Formel des Linksfaschismus einführte, die von Dutschke offenbar nicht oder zumindest missverstanden wurde. Der Text der Rede und der Diskussion ist im Habermas-Band abgedruckt, dennoch lohnt es, ja erweist es sich als erforderlich, den Dokumentarfilm zusätzlich zu sehen, denn er zeigt zugleich auch die Brüchigkeit der schriftlichen Überlieferung, in der essenzielle Aussagen der redaktionellen Glättung zum Opfer fielen (so fehlen auf S.148 ganze Passagen).

Herbert Marcuse äußerte sich in seinem Interview von 1976 zu einigen der beständig neu debattierten Streitfragen und brachte eine Argumentation ein, die offenbar keine Spuren hinterlassen hat. 1968, so stellte er fest, war keine Revolution, sondern die Vorwegnahme neuer Modelle radikaler Veränderungen durch minoritäre Gruppen. Revolution sei ohne Mehrheiten, ohne Arbeiterklasse nicht vorstellbar. Das Interview, das sich zu den abgedruckten Texten Marcuses verhält wie ein reflektierender Metatext, nimmt eine ganze Reihe der Fragen vorweg, die noch heute kontrovers, ja z. T. erbittert diskutiert werden, wenn es um die Bewertung der Studentenrevolte geht.

Hervorzuheben ist die Wiederauflage des Buchs von Jürgen Horlemann und Peter Gäng über die Genesis des Vietnamkriegs. Es ist eines der Produkte der dem Berliner Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) zugehörigen Forschung, dokumentiert also gleichermaßen den die Studentenbewegung herausfordernden internationalen Konflikt wie dessen intellektuelle Reflexion durch die Studentenbewegung selbst. Die DVD enthält eine informative Fernsehreportage von Peter Scholl-Latour, die unmittelbar unter dem Eindruck der Tet-Offensive entstand, diese aber ausgesprochen nüchtern beurteilt.

Bernd Kramer (Hrsg.): Gefundene Fragmente. Die umherschweifenden Haschrebellen & Peter Handke, Hartmut Sander, Rolf Dieter Brinkmann, Rudi Dutschke, Rainer Langhans, Fritz Teufel u. a. 1967-1980, Bd. 1, Karin Kramer, Berlin 2004; Rudolf Sievers (Hrsg.): 1968. Eine Enzyklopädie, Subrkamp, Frankfurt am Main 2008; Angelika Ebbinghaus (Hrsg.): Die 68er. Schlüsseltexzte der globalen Revolte, Promedia, Wien 2008.

Wer die Textsammlung von Bernd Kramer in die Hand nimmt, wird ins Zentrum des (West-)Berliner Anarchismus versetzt. Das klingt bedrohlich, ist es aber allenfalls dort, wo der (zweifelsohne illegale – siehe auf S.212 das briefliche Statement von Christian Ströbele, viel später der erste direkt gewählte Bundestags-

abgeordnete der Grünen) Joint aus der Hand fällt und die chaotischen kulturellen Provokationen der Haschrebellen der ebenso gedanken- wie verantwortungslosen mörderischen Guerillaspielerei der „Bewegung 2. Juni“ wichen. Wer die verbalen Provokationen liest, wird ihre so undeutsche Selbstironie mit Händen greifen können. Als bitterer Beigeschmack freilich bleibt, dass der aufgeblasene Revolutionsschwulst des „Exekutivbüros aller Kommandos“ von einigen nicht als Reinkarnation des Dadaismus begriffen, sondern für bare Münze genommen wurde. Die falsche Identifizierung bundesdeutscher Terroristen mit Anarchisten wird von Harry Pross in den „Fragmenten“ deutlich als Kampagne vermerkt, die indirekt den Anarchismus zum Opfer des terroristischen Irrsinns machte (S.178f.). Der Band 1 fördert reichlich abgelegenes Material zutage, das in ebenso chaotischer Form präsentiert wird, wie es entstand. Das Versprechen auf den 2. Band sollte nicht zu ernst genommen werden. – Doch als Bedrohung des guten Geschmacks ist es durchaus so gemeint.

Rudolf Sievers versammelt in seinem Band, was mensch zu 1968 gelesen haben sollte, um sich an den Debatten halbwegs sachkundig beteiligen zu können. Der Titel „Eine Enzyklopädie“ ist daher ein wenig irreführend, denn ein Nachschlagewerk im lexikalischen Sinne des Wortes ist der Band keineswegs. Eher ein Lesebuch, ein rascher Zugang zu Schlüsseltexten. Als Marginalien stellt er den Texten ein Kalendarium zur Seite, das Tag für Tag Ereignisse des Jahres 1968 stichpunktartig festhält, das indes mit den jeweiligen Texten nicht viel zu tun hat. So ergeben sich mitunter zufällige, zu assoziativen Überlegungen anregende Zusammenhänge: Während im Text der Kommune 2 die romantische Identifikation mit den Guerilleros der Dritten Welt erörtert wird, teilt die Marginalie über den 3. September 1968 mit, dass während des Konvents der Demokraten in Chicago der „Street Fighting Man“ der Rolling Stones nicht mehr im Rundfunk gespielt werden durfte (S.365). Die Redaktion dieser Marginalien scheint mit der Auswahl der Dokumente kaum abgestimmt worden zu sein, wenn einerseits auf die Debatte zwischen der SDS-Gruppe Kultur über „Kunst als Ware“ und Peter Handkes Polemik dazu verwiesen wird, auf die Texte selbst indes zugunsten anderer ähnlichen Gewichts verzichtet wird.

Die Literaturhinweise offenbaren auch in diesem Band das weiße Feld Osteuropas. Zum Prager Frühling fanden ganze zwei zeitgenössische Dokumentationen Aufnahme, als gäbe es nicht einmal Jan Pauer.

Während die Sammlungen von Kramer und Sievers sich im Wesentlichen auf Texte deutscher Autoren mit wenigen Ergänzungen (Sartre, Vaculík, Carmichael, Baran, Sweezy, Godard bei Sievers) beschränken, greift die Sammlung von Angelika Ebbinghaus über Deutschland hinaus: Texte aus Afrika, Asien, Lateinamerika, den USA, Frankreich, Italien, der Bundesrepublik werden von ostmitteleuropäischen ergänzt (Modzelewski/Kuroń, auch Vaculík, Šik).

3. „Frühling“ in Warschau und Prag

Petr Blažek/Lukasz Kamiński/Rudolf Vévoda (Hrsg.): *Polsko a Československo v roce 1968. Sborník příspěvků z mezinárodní vědecké konference. Varšava, 4.-5. září 2003*, Dokořín, Praha 2006; Stefan Bollinger: *1968 – die unverstandene Weichenstellung*, Karl Dietz, Berlin 2008; Konstantin Hermann (Hrsg.): *Sachsen und der „Prager Frühling“*, Sax, Beucha 2008; Stefan Karner u. a. (Hrsg.): *Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968. Beiträge*, Böhlau, Köln-Weimar-Wien 2008; Dies. (Hrsg.): *Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968. Dokumente*, Böhlau, Köln-Weimar-Wien 2008; Guntram König/Wolfgang Wünsche/Günter Heinemann (Hrsg.): *ČSSR-Intervention 68, DDR dabei – NVA marschiert nicht. Zeitzeugenberichte*, Helios, Aachen 2008; Josef Kondełka: *Invasion Prag 68*, Schirmer-Mosel, München 2008; Klaus Kukuk (Hrsg.): *Prag 68. Unbekannte Dokumente, edition ost*, Berlin 2008; Dieter Segert (Hrsg.): *Prager Frühling. Gespräche über eine europäische Erfahrung, mit einem Vorwort von Barbara Coudenbove-Kalergi*, Braumüller, Wien 2008.

Während sich die Trennung der Gefechte der 68er-Veteranen von den wissenschaftlichen Debatten über 1968 noch über einige Zeit erstrecken dürfte, ist vor allem in der Forschung zum Prager Frühling ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Der zögerliche Rückbezug darauf und das ambivalente Verhältnis der neuen politischen Eliten der Tschechischen Republik scheinen einem neuen Interesse zu weichen. Die Atmosphäre der vom Prager Institut für Zeitgeschichte, der Kulturstiftung der Bundesrepublik und dem Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung durchgeführten Tagung mit Akteuren des Prager Frühling hinterließ mitunter den Eindruck, als sähen Letztere erst jetzt die Chance, sich ihrer Handlungen von 1968 mit Genugtuung wieder zu vergewissern.³

In seinem „Der Streit um das Erbe des ‚Prager Frühlings‘“ überschriebenen Beitrag zu dem gewichtigen (mehr als fünf Kilo!) Sammelband des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung „Prager Frühling“ geht Jan Pauer – einer der ersten Autoren einer Gesamtdarstellung dieses Ereignisses⁴ – auf dieses Problem ein. Er beschreibt, wie schwer sich gerade die politischen Eliten der „samtenen Revolution“ mit dem Erbe von 1968 getan hatten (S.1204). Mehr noch: Die durch die Revolutionen von 1989/90 erst ermöglichten wissenschaftlichen Forschungen zur Geschichte der Ostblockstaaten schienen zwar auf die Archivalien in Moskau, Berlin, Warschau, Budapest und Prag zurückzugreifen, doch die Geschichte des Prager Frühlings blieb eigentümlich schwach beleuchtet. Die beiden Bände stellen die Debatte über den letzten bedeutsamen Reform-

3 Siehe die diese Tagungsserie begleitenden Publikationen: Jürgen Danyel/Jennifer Schervardo/Stephan Kruhl (Hrsg.): *Crossing 68/89. Grenzüberschreitungen und Schnittpunkte zwischen den Umbrüchen. Překračování hranic a průsečíky mezi přelomy*, Berlin 2008; Dies. (Hrsg.): *Misunderstanding 68/89. Fremde Zeitgenossen und umstrittene Deutungen. Cizí současníci a sporné výklady*, Berlin 2008; Dies.: *Performing 68/89*, Berlin 2008; Dies. (Hrsg.): *Transforming 68/89. Umwege am Ende der Geschichte*, Berlin 2008.

4 Siehe Jan Skála (i. e. Jan Pauer): *Die ČSSR. Vom Prager Frühling zur Charta 77. Mit einem dokumentarischen Anhang*, Berlin 1978.

versuch innerhalb des Kommunismus und seine Erdrosselung durch die „Interventionskoalition“ (Manfred Wilke) des Warschauer Paktes auf ein vollkommen neues Niveau.

In einem nicht anders als gewaltig zu nennenden Kraftakt entstand eine Sammlung, in der Wissenschaftler aus mehr als zwei Dutzend wissenschaftlichen Einrichtungen europäischer Staaten und den USA mit Studien vertreten sind. Unschätzbares Material über den Prager Frühling wurde zusammengetragen, das die innere Entwicklung in der ČSSR, die Reaktionen der Staaten des Warschauer Paktes, die internationalen Bedingungen und die Reaktionen in den jeweiligen Gesellschaften und Staaten, den Armeen und Geheimdiensten ebenso darstellt wie die von Prag ausgehenden weitreichenden Wirkungen. Dem Studienband wurde eine umfangreiche Edition von Quellenmaterial zur Seite gestellt, das der Wissenschaft erstmalig Zugang zu den zentralen Zeugnissen damaliger Entscheidungen verschafft, die bislang in den Archiven schlummerten und die zum Teil erst für diese Edition zur Nutzung freigegeben wurden.

Der Umfang der gigantischen Arbeit, die das Ludwig-Boltzmann-Institut in Kooperation mit dem Russischen Staatsarchiv für Zeitgeschichte, der Russischen Akademie der Wissenschaften, der Universität New Orleans und den Instituten für Zeitgeschichte in München/Berlin und Prag binnen kürzester Zeit (seit 2006) geleistet haben, ist noch kaum abzuschätzen. Vielmehr wird sich erst in kommenden Jahren erweisen, welch Kompendium mit diesen Bänden vorgelegt wurde. Die Edition macht u. a. die Protokolle der in Moskau in unterschiedlicher Zusammensetzung geführten Gespräche zwischen der sowjetischen KP-Führung einerseits und Vertretern der Interventionskoalition, der moskautreuen Fraktion der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSC), Präsident Svoboda und der legalen Führung der ČSSR – erstmals vollständig bzw. erstmals in der Sprache des Originals und in deutscher Sprache – zugänglich. Beide Bände sind mit Registern, Zeittafeln bzw. Kurzbiografien der agierenden Personen versehen. Ein Verzeichnis der Dokumente sucht man leider vergeblich.

Allerdings hat die Geschwindigkeit, mit der das Vorhaben durchgeführt wurde, vor allem der Dokumentenedition nicht in jeder Hinsicht gutgetan. Die mehrheitlich russischen Dokumente werden jeweils im Original und in deutscher Übersetzung dargeboten. Anderssprachige Dokumente sind – soweit es sich nicht um englische oder deutsche handelt – ins Russische übersetzt. Nicht immer ist die Originalsprache eindeutig erkennbar. So ist schon Dokument 1, die Rede Josef Smrkovskýs auf dem Januarplenum der KSC, damals zweifelsohne auf Tschechisch protokolliert worden. Ihre deutsche Wiedergabe in der Edition dürfte auf der im Apparat des ZK der SED angefertigten Übersetzung beruhen, die Ulbricht den Politbüro-Mitgliedern im Umlauf zur Kenntnis brachte. Doch für die russischsprachige Variante des Textes wird vermerkt, sie sei „aus dem tschechischen“ übersetzt. Heißt das, sie fußt auf einer anderen Textgrundlage als die parallel abgedruckte deutsche Variante? Ist die russische Variante eine zeitgenössische oder eine heute erstellte Übersetzung? Eine so wichtige Quelle wie das

erstmal vollständig abgedruckte Protokoll der Warschauer Beratung der kommunistischen Parteien der späteren Interventionsmächte vom Juli 1968 liegt in russischer und deutscher Fassung vor. Aus der Kommentierung geht indes nicht hervor, woher das russische Original stammt.

Die Beschreibungen der Dokumente sind uneinheitlich gehandhabt: Die deutsche/englische Seite enthält eine inhaltliche Wiedergabe der Dokumente als Titel, die russische Variante in der Regel nicht. Die Übersetzung der Originaltitel der Dokumente, die auf der russischen Seite als Überschrift dient, taucht in irritierender Weise auf der deutsch/englischen Seite als Untertitel auf, während der redaktionell gewählte Titel mitunter auf problematische Übersetzungen⁵ inhaltlich mehr oder weniger kennzeichnender Textpassagen zurückgreift. Das führt insbesondere bei den knappen Beschlussprotokollen zu Irritationen (z. B. Dok. 105, S.794f.). In die eigene Falle gerieten die Editoren letztlich mit einer unsachgemäßen Verwendung von Umschriften. So konnte es schließlich nicht ausbleiben, dass ausgerechnet Ladislav Mňačko, der leidenschaftlich gegen das Verschwinden der diakritischen Zeichen durch den Lichtsatz protestierte und der natürlich im SED-Protokoll einer Hager-Rede zu „Mnacko“ mutierte, schließlich in der russischen Übersetzung zu „Мнако“ (Mnako) verunstaltet wird (S.94f.).

Der vom ehemaligen Mitarbeiter der DDR-Botschaft in Prag Klaus Kukuk herausgegebene Dokumentenband soll mithilfe z. T. der gleichen Dokumente, die allerdings vorwiegend aus tschechischen Archiven kommen, die These vom berechtigten und fürsorglichen Charakter der militärischen Intervention belegen. Die Edition beginnt mit der auszugswisen Wiedergabe des Richta-Reports, eines Textes, der in der DDR als aus einer tschechoslowakischen Reinkarnation des Petöfi-Kreises stammend inkriminiert wurde. Er stand als Manuskriptübersetzung dem SED-Politbüro zur Verfügung, wurde aber ansonsten streng sekretiert. Seine Autoren waren Gegenstand umfangreicher Untersuchungen des MfS, das sie für das geistige Zentrum der Konterrevolution hielt. Der Band enthält auch das ominöse „Hilfeersuchen“ der moskautreuen Fraktion in der KSČ-Führung um Indra, Kolder, Švestka und Bilák.

Eine von Konstantin Hermann herausgegebene wertvolle Regionalstudie zu Sachsen als einer Nachbarregion Tschechiens untersucht Reaktionen der Bevölkerung ebenso wie das Tribunal der Interventionsparteien im Mai 1968, die militärischen Vorbereitungen der Okkupation sowie die propagandistische Begleitmusik durch den berüchtigten Rundfunksender „Moldau“ und die tschechischsprachige Zeitung „Zprávy“. Über den Anteil der NVA an der Intervention, ihre

5 S.743: „Samovol'nyj uchod“ wird im Dokument zunächst korrekt mit „eigenmächtiger Entfernung“ (ganz präzise wäre: „unerlaubte Entfernung“) übersetzt, dann aber mit „Desertion“ glossiert. Diese Glosse taucht dann als Zitat in der Überschrift auf. Desertion beschreibt indes einen anderen Sachverhalt als unerlaubte Entfernung. Ihre Verfolgung durch die Militärpolizei der Interventionsmächte hätte nicht besonders angemerkt werden müssen, da sie unter allen Umständen einen militärrechtlichen Straftatbestand darstellt, während die in der Regel disziplinarisch zu belangende unerlaubte Entfernung erst durch ausdrückliche Anweisung zentraler Aufmerksamkeit unterworfen wurde.

Vorbereitung, Hinterlandsicherung und schließlich ihre Nichtteilnahme informiert der von Guntram König, Wolfgang Wünsche und Günter Heinemann herausgegebene Band. Er enthält Erinnerungen von Zeitzeugen aus dem Offiziers- und Generalskorps der NVA, Dokumente und Berichte anderer Zeitzeugen. Die apologetische Tendenz ist nicht zu übersehen. Dennoch bietet der Band aufschlussreiche Informationen, so eine harmlos klingende Erinnerung des MfS-Offiziers Geyer über die Ausspionierung des Verbündeten ČSSR durch das MfS. Worüber sich Geyer freilich ausschweigt, ist die Tatsache, dass das MfS die verbündete Nachbarrepublik 1968 mit allen nur denkbaren Methoden der Infiltration eines Feindes ausspioniert hatte.

Schon 2003 untersuchten Wissenschaftler aus Polen und der Tschechischen Republik nicht nur die politische Geschichte der jeweiligen 1968er-Jahre in ihren Ländern, sondern auch deren Zusammenhang. Standen doch die Märzereignisse in Warschau schon im Blickpunkt des Interesses, noch bevor das Aktionsprogramm der KSČ für Unruhe unter den Mächtigen des Ostblocks sorgte. Gomulkas harte Haltung gegenüber Dubček (hierzu Jitka Vondrová) bleibt ohne seine eigenen Schwierigkeiten nicht erklärbar. Ebenso wenig wie die Gründe für das letztendliche Scheitern des kommunistischen Antisemiten Moczar beim Versuch, Gomulka von der Macht zu verdrängen, nicht vollzählig benannt sind, wenn man nicht die internationale Aufmerksamkeit berücksichtigt, die die reaktionäre Politik der kommunistischen Parteien des Ostblocks erregt hatte. Kontrapunktisch untersuchen Jerzy Eisler, Autor der leider noch unübersetzten wichtigen Monografie über die polnischen Märzereignisse,⁶ und Petr Blažek die Einflüsse des Prager Frühlings auf den Polnischen März und umgekehrt. Während die transnationalen Beziehungen der Studentenrevolten etwa in Frankreich, den USA und der Bundesrepublik häufig Gegenstand sowohl der forschenden Nachfrage als auch der Erinnerung Beteiligten geworden sind, blieben solche Nachfragen im Falle der beiden ostmitteleuropäischen Nachbarn häufig aus, obwohl es gerade hier ein dichtes Geflecht wechselseitiger Anregung, Bezugnahme und – trotz schwierigerer Rahmenbedingungen – von Unterstützung und Kooperation gegeben hatte. Der in tschechischer Sprache publizierte Band ergänzt den zuvor auf polnisch erschienenen Protokollband um die auf der Tagung geführten Diskussionen. Zudem sind Quellen hinzugefügt, wie der Bericht des Botschafters der ČSSR in Warschau über die Märzereignisse 1968, ein Bericht von Jiří Lederer vom Mai 1968 in den „*Literární listy*“,⁷ für den dieser später zu einer zweijährigen Haft wegen Gefährdung des Bestandes der sozialistischen Ordnung und ih-

6 Jerzy Eisler: *Polski rok 1968* [Das polnische Jahr 1968], (IPN monografie; 22), Warszawa 2006.

7 Siehe Jiří Lederer: Brief nach Warschau, in: Josef Škvorecký (Hrsg.): *Nachrichten aus der ČSSR. Dokumentation der Wochenzeitung „Literární listy“ des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes*, Prag, Februar-August 1968, Frankfurt am Main 1968, S.313-316.

rer Repräsentanten verurteilt wurde, oder auch Notizen, die Stanislaw Trzeczynski, Leiter der Kanzlei des ZK der PVAP, auf Sitzungen des Politbüros der PVAP gemacht hatte.

Stefan Bollinger sucht in seiner Publikation Chancen und Grenzen zu vermessen, die sich für eine Reformierung der kommunistischen Regimes in Ost- und Osteuropa 1968 boten und setzt dies in Beziehung zu dem Modernisierungsschub, den der Aufbruch im Westen auslöste. Ein wenig schimmert jene zeitgenössische Selbstverortung westdeutscher SDSler durch, die den Prager Studenten mit der teleologischen Interpretation begegneten, wonach die Tschechoslowaken nur noch vor der Aufgabe der Demokratisierung stünden, während die Studenten des Westens erst die Umwälzung der Eigentumsverhältnisse erreichen müssten.

Bollinger sieht bei den Reflexionen über 1968 zu Recht den Osten unterschätzt: 1. durch die Herablassung, dort sei lediglich vom Westen übernommen worden; 2. weil die sozialistischen Reformer im eigenen System ignoriert wurden. So sehr man ihm in seiner Beschwerde in dieser Hinsicht zuzustimmen geneigt ist, so sehr entsetzt andererseits, dass dieser Protest gegen die Ablehnung den politischen Kern einer sozialistischen Utopie immer wieder in eine Apologetik kommunistischer Herrschaftssysteme hinübergleitet. Hier findet sich Bollinger letztlich in Übereinstimmung mit den konservativen Normalisierern von 1969.

So fällt Bollinger zurück hinter das Essential der „Kritik des real existierenden Sozialismus“ Rudolf Bahros, nämlich das Verwerfen aller Degenerationstheorien: „Die Lieblingsgleichung [...] für 1968 heißt: APO = RAF = Sozialismus = Stalнизм = Totalitarismus = Terrorismus. Da interessiert nicht, ob es sich um berechnete Ziele einer sozialen Bewegung oder deren Pervertierung durch eine Gruppe politischer Abenteurer handelt.“ (S.13) Wer mit berechtigter Wut über diesen intellektuellen Atavismus die Lektüre des Buches an der Stelle beendet, mag sich einer nachvollziehbaren Aversion ergeben haben, vergibt sich aber die Chance zu erfahren, wie eine intelligente und kenntnisreiche Begründung dieser Position aussieht. Bollingers affirmativer Rekurs auf Georg Lukács' 1968er Programmschrift „Sozialismus und Demokratisierung“ hebt interessanterweise gerade jene Überlegungen dieses überragenden intellektuellen Partisans des Kommunismus hervor, die bereits zu jener Zeit als anachronistisch greifbar waren.

Bollinger sieht den Unterschied zwischen der Neuen und der Alten Linken lediglich in der Addition: die Alte Linke als politische Organisation des Proletariats, die Neue Linke als Ausdruck der postmodernen neuen sozialen Bewegungen (S.16f.). Beide vereint seien gewissermaßen die Träger des großen antikapitalistischen Bündnisses des 20., ja möglicherweise des 21. Jahrhunderts. Bollingers ambivalentes Verhältnis zu den Herrschenden der kommunistischen Diktatur wird deutlich, wenn er in dem Phänomen der Reformoffenheit des altstalinistischen Radikalen Ulbricht in der ersten Hälfte der 1960er-Jahre gleich eine Logik der Reform durch „scheinbar Konservative“ in den herrschenden kommunistischen Parteien ausmacht: Ulbricht, Kádár, Novotný und Chruščev an der Spitze der Reform des Kommunismus (S.20)! Eine Reform, vor der einem nur grauen

kann. Das Abwürgen jeglicher Reform durch dieselben Gestalten, wenn sie ihre uneingeschränkte Macht auch nur hinterfragt sahen, übergeht der Autor freilich vollkommen. Das Problem scheint ihm zumindest insofern vertraut zu sein, als er die kühne Behauptung aufstellt, dass „sich östliche Reformer einig waren, dass Demokratie aus einem faktischen Einparteiensystem heraus funktionieren kann“ (S.29).

Eine solche Literaturübersicht ist nicht der Ort, Georg Lukács gegen diese Art Verehrer zu schützen, doch gesagt sei: Die letzte, fundamentale kommunistische Parteistrafe gegen Lukács, wie Ágnes Heller dessen Wiederaufnahme in die USAP ironisch bezeichnete, als Bestätigung seiner Position „als Kommunist wie als Dissident“ (S.38) zu bezeichnen, versteht nur, wer mit Bollinger übereinstimmt, dass sowohl der Antistalinismus von Lukács und Bloch als auch „die Rolle, die solche kommunistischen Parteiführer wie Wladyslaw Gomulka, János Kádár oder auch Gustáv Husák mit ihrem persönlichen Leiden im Stalinismus spielten, eine sozialismusinterne Stalinismuskritik verkörperten“ (S.47). Das mörderische Artillerief Feuer auf die Arbeiter und ihre Räte von Csepel 1956, das antisemitische Pogrom nach dem März 1968 in Polen und die als „Normalisierung“ bezeichnete Erdrosselung jeglicher freiheitlicher Regung in der ČSSR seit 1969 als sozialismusimmanente Stalinismuskritik anzuerkennen, überfordert schlichte Geister wie den Rezensenten. Lukács blieb in seiner 1968er Schrift – die leider im Jubiläumsjahr nicht wieder zugänglich gemacht wurde – auf die Arbeiterklasse fixiert und wehrte sich gegen ihre Substituierung durch die Intelligenz als soziales movens. Da hilft auch Bollingers Idee nicht weiter, Arbeiterklasse und neue Intelligenz (und neue Mittelschichten?) zu einem neuen gesellschaftlichen Gesamtarbeiter zu amalgamieren. Denn damit bleibt das Neue der sozialen Entwicklung des Kapitalismus im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts weiterhin unbegriffen.

Eine interessante Neuerscheinung zur Geschichte des Prager Frühlings stellt der von Dieter Segert besorgte Band dar. Den nunmehr an der Universität Wien tätigen Politikwissenschaftler, der 1989/90 zu den Ostberliner Reformern in der SED zählte, treibt die Frage nach den Chancen der Reformierbarkeit des Kommunismus als staatliches System um. Was waren die Perspektiven des Prager Frühlings? War er im Blochschen Sinne die unabgeholte Öffnung zur noch unrealisierten Utopie des demokratischen Kommunismus? Oder nur die Hoffnung darauf, die als heroische Illusion die Tatsache verbarg, dass die demokratische Reform des Kommunismus letztlich wieder in einer liberalen Demokratie mit ihrer spannungsgeladenen Ungleichheit zwischen den Bürgern enden würde? Segert neigt dezidiert der Blochschen Hoffnung zu und suchte sie als den guten Anfang aus seinem Gesprächspartner Michal Reiman herauszulocken. Dessen in feine Ironie verpackte Distanz zu diesen Hoffnungen – sicher denen seiner eigenen Jugend – scheint Segert indes nicht wahrzunehmen. So bleibt beim Leser der Eindruck eines merkwürdigen Dialogs: Reiman, Akteur der sozialistischen Opposition in der ČSSR 1968 und in den folgenden Jahren, gibt detailliert Auskunft

über Verläufe, Motive und Intentionen, doch bleibt er den Hoffnungen und Rechtfertigungen Segerts gegenüber zurückhaltend und weist dessen Interpretationen zurück: „[...] vergiss bitte nicht, dass ich ein Emigrant gewesen bin und dass für mich Deine Formulierung aus mehreren Gründen nicht akzeptabel ist“ (S.187). Unverständlich ist freilich, wieso Reimans Name im Titel nicht einmal erwähnt wird, obwohl es das Gespräch mit ihm ist, das den Band substantiell trägt. Segert bereichert sein Buch mit Schlüsseldokumenten, die vor allem Auskunft über die demokratische Opposition in der ČSSR 1968 geben und den Dialog mit Reiman ergänzen. Vielleicht sind Segerts empathische Bemerkungen über ein so zentrales Dokument wie das Aktionsprogramm der KSČ (S.26) insofern erhellend, als sie eine Erklärung dafür bieten, warum es in keiner der oben besprochenen Quelleneditionen komplett veröffentlicht ist.⁸

Seinen Eltern, „die diese Fotografien nie gesehen haben“ (Widmung/S.6) widmet Josef Koudelka einen Band mit erschütternden Fotos aus Prag unter den Ketten sowjetischer Panzer im Sommer 1968. Er schmuggelte die großartigen Aufnahmen außer Landes, wagte es aber nicht, sich als Urheber zu bekennen. Vielleicht wurde er so der einzige unbekannte Träger des Robert Capa Awards. Erst Jahre später offenbarte Koudelka sich. Der mit Augenzeugenberichten und Zeitzeugnissen wie Berichten der illegalen Prager Rundfunksender nach dem 21. August 1968 kommentierte Band zeigt erstmals fast 250 in ihrer Mehrheit bislang unveröffentlichte Bilder dieser Serie.

4. Schlussbetrachtung

Albrecht von Lucke: 68 oder neues Biedermeier. Der Kampf um die Deutungsmacht, Wagenbach, Berlin 2008.

Am Ende ist es kaum erstaunlich, dass sich im Konzert der zahllosen Publikationen zu 1968 auch erste Analysen des Konzerts selbst finden. Den Ursachen des kontroversen Bildes von 1968 nachzugehen, hat sich Albrecht von Lucke bemüht, der in seinem flüssigen, von amüsan-ironischen Skizzen durchsetzten Essay die Wandlung in der Selbstdarstellung von 1968 bei den 68ern nachzeichnet. Der Versuch der metahistorischen Deutung wird indes von den auf diese Weise historisierten Akteuren in der Regel keineswegs als dankenswerter Ansatz zur Aufklärung, sondern als – noch dazu unbefugter – Eingriff in ihre Deutungshegemonie verworfen. „Vom Klassen- zum Generationenkampf“ ließe sich seine Darstellung überschreiben, doch so leicht macht es von Lucke seinen Lesern

⁸ Umfangreiche Auszüge wurden indes bereits 1968 veröffentlicht. Neben einer kompletten deutschen Übersetzung durch die KPÖ erschienen: Das Aktionsprogramm der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (Autorisierter Auszug), in: Leopold Grünwald (Hrsg.): ČSSR im Umbruch. Berichte. Kommentare. Dokumentation. Mit Beiträgen v. Gustav Husák und Eduard Goldstücker, Wien-Frankfurt-Zürich 1968, S.133-157. Auszüge aus dem Aktionsprogramm der KPČ vom 5. April 1968, in: Klaus Otto Skibowski: Schicksalstage einer Nation. Die ČSSR auf dem Weg zum progressiven Sozialismus, Düsseldorf-Wien 1968, S.7-20.

denn doch nicht. In jedem Falle stützt er die These vom Generationszusammenhang einer Alterskohorte mit einem spezifischen politischen Erfahrungsschatz. Dem wechselhaften Verhältnis der ihr Zugehörigen zu dieser Bestimmung liegen, so der Autor, ihrerseits spezifische Interessenlagen der politischen Auseinandersetzung in der Bundesrepublik nach 1968 zugrunde. Die anregende Studie mag als Anfang für eine weiterführende Debatte stehen, die sich des Phänomens annimmt, wie sich in den wiederkehrenden Jubiläen die kulturelle Umwälzung spiegelt, die den Beginn des letzten Drittels des vergangenen Jahrhunderts prägte.

Internationale wissenschaftliche Konferenz „Lenin on line“ anlässlich des 140. Geburtstags von Vladimir Ul'janov-Lenin vom 22. bis 24. April 2010 in Moskau¹

Gul'nara Š. Aitova²

Diese von der Rosa-Luxemburg-Stiftung, der Philosophischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Lomonosov-Universität, der Gedenkstätte des Staatlichen historischen Museums „Gorki Leninskie“ und der Stiftung „Al'ternativy“ veranstaltete Konferenz³ gehörte zu den wenigen wissenschaftlichen Veranstaltungen in Russland, auf denen das Erbe Lenins anlässlich seines 140. Geburtstags aus aktueller Sicht behandelt wurde. Im Mittelpunkt stand vor allem der heuristische Aspekt der theoretischen und revolutionären Tätigkeit Lenins im Blickwinkel des gegenwärtig verlaufenden historischen Prozesses.

Führende Gelehrte, wissenschaftliche Mitarbeiter und Aspiranten verschiedener Institute der Russländischen Akademie der Wissenschaften (RAW), der Moskauer Staatlichen Lomonosov-Universität (MSLU), von Hochschulen in Griechenland und in den USA sowie Funktionäre gesellschaftlicher Organisationen und Kulturschaffende verließen der Konferenz ein hohes Niveau sozial-philosophischer, politologischer, politökonomischer sowie historischer und soziokultureller Analyse. Das Internetsystem Skype ermöglichte Wissenschaftlern von Hochschulen in Budapest interaktive Beiträge, und das „Rote TV“⁴ sorgte für eine durchgehende Fernsehübertragung aller Sitzungen.

Der erste Konferenztag, der an der Philosophischen Fakultät der MSLU stattfand, war vorwiegend theoretischen Fragen des Leninschen Erbes gewidmet. So hob Dr. phil. habil. *Igor K. Pantin* (Institut für Philosophie der RAW) hervor, dass Lenins Verständnis des Marxismus insofern einen Durchbruch bedeutete, als er die Erkenntnisse von Marx und Engels nicht einfach wiederholte, sondern durch neue Gedanken bereicherte. Marx habe keine Epistemologie des politischen und kulturellen Lebens ausgearbeitet. Sein Anliegen sei vielmehr gewesen, die Rolle der Überbaue im Leben der Gesellschaft sowie die Wechselwirkung

1 Der Bericht ist in russischer Sprache in Heft 3/2010 der Zeitschrift „Al'ternativy“ [Alternativen] sowie auf der Internetseite „www.Alternativy.ru“ unter „Konferencii, meropriiatiia; 2010; Lenin on line; Otčet“ veröffentlicht.

2 Die Verfasserin ist wissenschaftlicher Sekretär der Stiftung „Al'ternativy“ und Aspirantin am Institut für Philosophie der Russländischen Akademie der Wissenschaften.

3 Siehe hierzu auch die Information in Heft II/2010 des Jahrbuchs für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, S.151-156.

4 Laut Internetseite www.alternativy.ru kann die Aufzeichnung der Sitzungen unter folgenden Adressen abgerufen werden: 1. Tag - <http://krasnoe.tv/node/4718>; ...[node/4719](http://krasnoe.tv/node/4719); ...[node/4721-24](http://krasnoe.tv/node/4721-24); ...[4732](http://krasnoe.tv/node/4732); 2.Tag - <http://krasnoe.tv/node/4743>; ...[node/4744](http://krasnoe.tv/node/4744); ...[node/4747-50](http://krasnoe.tv/node/4747-50); ...[node/4779](http://krasnoe.tv/node/4779); ... [node/4755](http://krasnoe.tv/node/4755); ...[node/4760](http://krasnoe.tv/node/4760).

von Basis und Überbau hervorzuheben. Für die politische Theorie genüge es nicht, so P., letztere in Bezug auf die Ökonomie als Zufall zu betrachten, – das Verstehen des Verlaufs der Ereignisse beginne in der Politik. Wenn man vom konkreten Inhalt des Wissens ausgehe, so erscheine die Notwendigkeit nicht im Sinne des Vergangenen, sondern des Konkret-historischen. In der Leninschen Theorie sei in diesem Zusammenhang die politische Praxis als eine „Wirklichkeit zu verstehen, die die Wirklichkeit in der Praxis offenlegt“. Für Lenin habe immer die politische Aktion im Mittelpunkt gestanden. Der wichtigste Widerspruch des Leninschen Denkens habe also in der Notwendigkeit bestanden, den marxistischen Wissenschaftler und den politischen Denker (die handelnde Person) in Übereinstimmung zu bringen.

P. stellte weiter fest, dass es für Lenin nicht nur ein einziges Betrachtungsfeld gegeben habe. Das Bild der historischen Realität sei für ihn in doppelter Weise vorhanden gewesen: 1. in der ökonomischen Charakteristik der historisch konkreten Wirklichkeit und 2. im Verständnis der begrifflichen Wirklichkeit. Wiederholung und Regelmäßigkeit seien für die politische Wissenschaft nicht ausreichend. Das Besondere in Lenins Herangehen habe darin bestanden, dass er Gesetzmäßigkeit als konfliktbeladene Wechselwirkung objektiver, in verschiedenen Richtungen verlaufender Tendenzen und Interessen sowie als Herausfinden der revolutionären Potenz der Wirklichkeit verstand. Dabei werde der Verlauf der Wirklichkeit nicht nur als Endergebnis erfasst, sondern ständig wieder aufs Neue analysiert. Abschließend unterstrich P.: Die Idee der objektiven Entwicklung der Gesellschaft setze voraus, dass die ökonomische Entwicklung das Bewusstsein der Massen bestimmt. Einzeln genommen jedoch würden Materielles und Ideelles, Subjektives und Objektives in der politischen Theorie ihren Sinn verlieren. Bei Lenin seien sie in einer Einheit, in der Praxis, verbunden.

Dr. phil. habil. *Grigorij G. Vodolazov* (Akademie der politischen Wissenschaft) ging besonders darauf ein, wie schwierig es ist, von Lenin getroffene Einschätzungen zu bewerten. Er führt dies darauf zurück, dass Lenin ein unvollendetes soziales und historisches Projekt sei.

Dr. phil. habil. *Vladimir. N. Ševčenko* (Institut für Philosophie der RAdW) begründete, warum die Meinung Lenins, dass die Entwicklung des Kapitalismus in Russland eine historische Sackgasse sei, auch für heute Bedeutung habe. Insbesondere ging er darauf ein, dass Russland einige Jahrhunderte lang versucht habe, ein kapitalistisches Land nach westlichem Muster zu werden. Dass dies jedoch bis 1917 nicht gelang, sei auf drei auch von Lenin erwähnte Faktoren zurückzuführen. 1. habe sich die Wirtschaft des Landes in ihrer Entwicklung in immer höherem Maße auf den äußeren Markt orientiert, von dem sie abhing, da sie ein streng begrenztes Feld der internationalen kapitalistischen Arbeitsteilung einnahm. 2. wirkte und wirkt bis heute im Zentrum des gegenwärtigen Weltsystems das Gesetz der Akkumulation, Konzentration und Zentralisation des Finanzkapitals. Und 3. führte der Versuch Russlands, die vorangeschrittenen westlichen Länder einzuholen, jedes Mal zu einer neuen Variante oder zu einem neuen

Zyklus der Abhängigkeit. Zurückgebliebenheit und Abhängigkeit seien unterschiedliche Kennzeichen der Entwicklung des Landes.

Prof. Dr. rer. oec. habil. *Aleksandr V. Buzgalin*⁵ (Lehrstuhl für politische Ökonomie an der MSLU) erläuterte, worin die Aktualität der Leninschen theoretisch-methodologischen Auffassungen, ausgehend von der gegenwärtigen Situation, besteht. Hier werden folgende Punkte hervorgehoben: 1. Die Leninsche Theorie der Herausbildung der Grundlagen des Sozialismus – d. h. die Theorie der Ausnutzung der bürgerlichen Verhältnisse und der Übergangsformen, die auf „Zuwachs“ ausgerichteten Produktionsverhältnisse des neuen Systems und die (untergeordneten) Übergangsformen des alten Systems – könnten unter günstigen sozial-politischen Bedingungen einen überholenden Effekt der Technologieentwicklung ermöglichen. In Bezug auf die Überwindung der Widersprüche zwischen dem globalen Zentrum und der Peripherie des kapitalistischen Systems sei dies angesichts der besonderen Rolle der Entwicklungsländer, d. h. angesichts von Möglichkeiten des Aufbaus des Sozialismus unter nichtadäquaten Bedingungen, besonders aktuell. 2. Die Leninsche Theorie der bürgerlichen Revolutionen, in denen dem Doppelcharakter der Kleinbourgeoisie besondere Aufmerksamkeit zukommt. 3. Die Bedeutung und Aktualität der Leninschen Analyse des Imperialismus. Auf der Grundlage der marxistischen Methodologie gelang es Lenin, die Besonderheit des Übergangs des Kapitalismus in ein anderes, seine Grundlagen (Warenwirtschaft) untergrabendes imperialistisches Entwicklungsstadium aufzudecken. 4. Lenins Ausarbeitungen auf dem Gebiet der Theorie des politischen Prozesses: Für ihn war Politik nicht einfach Kampf um die Macht, sondern ein Prozess des Kampfes der sozial-ökonomischen und der politisch-ideologischen Subjekte für die Verwirklichung ihrer strategischen Interessen.

Prof. *David M. Kotz* (Lehrstuhl für Ökonomie an der Universität von Massachusetts, USA) behandelte die Bedingungen für den Aufbau des Sozialismus. Die Rolle Lenins in der Weltgeschichte werde oft unterschätzt und entstellt, doch sei es sein besonderes Verdienst, den ersten Versuch für den Aufbau einer Gesellschaft in Angriff genommen zu haben, in der alle Menschen gleich sind und einander nicht ausbeuten, in der jeder ein Recht auf Arbeit und auf ein Leben in Würde hat, in der Freundschaft herrscht und in der es keine Kriege gibt. Heute werde behauptet, dass schon der Versuch, dieses hohe Ziel zu erreichen, ein großer Fehler gewesen sei. Lenin habe jedoch nie um jeden Preis und in eigenem Interesse an die Macht gestrebt, sondern sich von der Erkenntnis des Weges zum Aufbau einer besseren Welt leiten lassen. Hinsichtlich der Frage, wie Lenin die damalige historische Situation eingeschätzt habe, verwies K. auf die Besonderheit, dass die Bedingungen für den Aufbau des Sozialismus nicht immer günstig seien und der Kapitalismus zumeist Überlebenskraft zeige und besitze.

5 A. V. Buzgalin ist zugleich Präsident der Stiftung „Alternativen“ und war Kovorsitzender des Organisationskomitees der Internationalen wissenschaftlichen Konferenz „Lenin on line“.

Die Existenz der UdSSR habe, so K., den sozialen Fortschritt in den kapitalistischen Ländern in vieler Beziehung gefördert. Heute verliere der Kapitalismus seine Legitimität, was durch die Beispiele von Venezuela und Bolivien bewiesen werde. Zwar bringe der Kapitalismus einen bestimmten wirtschaftlichen Fortschritt und materielle Bedürfnisbefriedigung mit sich, doch er sei nicht in der Lage, allen ein würdiges Leben und Frieden in der Welt zu garantieren.

Prof. *Savas Michael-Matsas* (Lehrstuhl für Philosophie am Institut Sozialismus XXI, Griechenland) beleuchtete die wichtigsten Seiten in Lenins Methodologie bei der Analyse der sozialen Wirklichkeit. Die Aktualität bestehe in folgendem: 1. Als Lenin die alte griechische Philosophie studierte, habe er sehr richtig erkannt, dass man von den Griechen nicht lernen sollte, wie diese die Fragen beantwortet, sondern wie sie sie gestellt haben. So müsse man auch von Lenin lernen, wie er die Fragen gestellt habe. 2. In diesem Sinne dürfe man die Welt auch nicht schematisch einschätzen, sondern müsse sie als eine große offene Frage betrachten. Nur so könne man sich für unvorhergesehene Ereignisse wappnen. Wenn man abwarten will, bis alle Bedingungen gegeben sind, werde man die Welt nicht verändern können. Lenin gehöre der Zukunft an, wenn er sagte, dass es ohne Theorie keinen revolutionären Kampf geben könne. Hier erinnerte M. an Kautsky, der meinte, die Wissenschaft entwickle sich außerhalb des Kampfes der Arbeiterklasse und würde sich diesem erst später anschließen. Lenin dagegen habe die Ansicht vertreten, dass das politische Bewusstsein und der revolutionäre Charakter der Arbeiterklasse von deren Parteien entwickelt werden, nicht aber außerhalb des Kampfes.

Dr. phil. habil *Lev K. Naumenko* (Stiftung „Alternativen“) behandelte Fragen der von Lenin ausgearbeiteten dialektisch-materialistischen Erkenntnis-methode. Dabei lenkte er das Augenmerk besonders auf Lenins grundlegende „Elemente der Dialektik“⁶ und darauf, wie dieser das Wesen des philosophischen Materialismus verstand. Letzteres sei, so N., nichts anderes als die einfache Erklärung der Natur und der Geschichte aus sich selbst heraus, ohne Abschweifungen. Das sei das erste Element der Leninschen Dialektik, d. h.: die Objektivität der Betrachtung.⁷ Die einzige Eigenschaft der Materie, mit deren Anerkennung der philosophische Materialismus zusammenhängt, sei die Eigenschaft der Materie, objektive Realität zu sein, die im Bewusstsein widergespiegelt werde und von diesem unabhängig sei.

Am zweiten und dritten Tag fand die Konferenz in der Gedenkstätte des Staatlichen historischen Museums „Gorki Leninskie“ statt, wo Veranstaltungen zu unterschiedlichen Themenkreisen stattfanden und die Teilnehmer auch Gelegenheit hatten, an Führungen teilzunehmen.

Der zweite Tag wurde mit einem Grußwort des Leiters des Moskauer Büros der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Peter Linke, eröffnet. Dieser unterstrich, dass Diskus-

6 Siehe W. I. Lenin: Konspekt zu Hegels „Wissenschaft der Logik“, in: Werke, Bd. 38, S.77-229, hier S.212-214.

7 Siehe ebenda, S.212.

sionen über das theoretische Erbe Lenins heute nicht nur für Russland, sondern auch für die gesamte internationale Gemeinschaft von großer Bedeutung seien. Dabei verwies er auch auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Lenin und Rosa Luxemburg hinsichtlich der Einschätzung der Akkumulationsprozesse des Kapitals und zum Wesen des Imperialismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die weiteren Vorträge hatten Fragen der theoretischen Bedeutung von Arbeiten Lenins sowie die historischen Bedingungen seiner Tätigkeit zum Inhalt. Einige seien hier genannt.

Der Beitrag von Dr. rer. nat. habil. *Andrej I. Kolganov* (MSLU) war der Bedeutung Lenins in der Geschichte gewidmet, nicht nur auf die Vergangenheit bezogen, sondern in erster Linie hinsichtlich von Gegenwart und Zukunft. Deshalb sollte aus Lenins Erbe eine Reihe von Lehren gezogen werden, die für das heutige Leben aktuell seien und uns auf dem Weg in die Zukunft nützlich sein könnten.

Die erste Lehre sieht K. darin, dass man keine Strategie des politischen Kampfes entwickeln könne, ohne vorher die Situation der sozial-ökonomischen Entwicklung des Landes und in der Welt theoretisch richtig eingeschätzt zu haben. Diese Lehre müssten sich besonders die Linken und die Sozialisten zu eigen machen. Dabei sei gründlich zu beachten, dass bei der Analyse der sozial-ökonomischen und politischen Prozesse keine Fehler unterlaufen. Eine andere Frage sei, inwieweit eine solche Arbeit bestimmte positive Ergebnisse zeitigen kann, die uns zugute kommen können. Diese Arbeit sei bei Weitem nicht abgeschlossen, da noch keine volle Klarheit bestehe, wohin das Land geht und wohin sich die Welt entwickelt. Als Beispiel einer solchen Analyse nannte K. die Arbeit Lenins „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“. Darin zeigte Lenin den internationalen Zusammenhang, in den die sozial-politische Geschichte Russlands eingebettet war, und benannte die sozialen Wurzeln des Krieges sowie die Gründe für die Evolution der damaligen kapitalistischen Weltwirtschaft.

Die zweite Lehre besage, dass eine Partei der Revolutionäre unbedingt mit einer fortgeschrittenen Theorie ausgerüstet sein müsse. Es sei jedoch nicht in erster Linie die Theorie, die diese Partei zusammenschweißt, sondern praktische Aktion. Ohne diese könne sich keine Partei herausbilden.

Drittens dürften die Revolutionäre nicht auf ihre Strategie verzichten, selbst wenn sie den Stimmungen der Massen nicht entspricht. K. bezog sich hier auf den Kampf Lenins gegen die „Vaterlands“verteidigung während des Ersten Weltkrieges. Diese Lehre bedeute jedoch auch, dass ideologische Prinzipientreue nicht in Sektierertum umschlagen dürfe. Immer wieder habe Lenin auch den Fall einkalkuliert, dass Fragen, die für die Partei klar sind, von den Massen nicht verstanden werden. Dann müsse man nach den Ursachen hierfür suchen. Man dürfe sich nicht anstecken lassen, müsse Rücksicht auf die Massen nehmen und geduldig arbeiten, um die Situation zu ändern. Wenn es jetzt z. B. Linke gibt, die nicht unbegründeten und nachfühlbaren nationalistischen Stimmungen der Massen nachgeben, so soll man zwar versuchen, die Gründe hierfür zu finden, aber dieser allgemeinen Stimmung nicht unterliegen. Dies wird nur negative Folgen haben. Arbeit mit den Massen bedeutet, beharrlich zu erläutern, woher bestimm-

te Vorurteile rühren, und für eine richtige Einstellung gegenüber nationalen Problemen zu sorgen.

Die vierte Lehre beinhaltet, dass im revolutionären Kampf Kompromisse und Zugeständnisse nicht immer vermeidbar sind. Jeder Kompromiss müsse jedoch darauf gerichtet sein, die revolutionären Ziele zu erreichen. Sonst wäre es kein Kompromiss, sondern eine Kapitulation, ein Zurückweichen. Die Leninsche Neue ökonomische Politik sei ein derartiger Kompromiss gewesen. Dieses Zugeständnis habe den revolutionären Zielen gedient, denn auf direktem Wege sei es in dem armen, verelendeten Russland nicht möglich gewesen, materielle Keime für den Sozialismus zu legen. Dieser Kompromiss habe viele Risiken in sich geborgen, vor denen Lenin auch gewarnt habe. Das seien die Spontaneität der kapitalistischen Entwicklung und die Tatsache gewesen, dass Schwäche das Land teuer zu stehen kommen würde. Denn revolutionäre Geschichte kenne keine Rückversicherung.

Der Vortrag von Dr. phil. habil. *Ljudmila A. Bulavka* (leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin des Russländischen Instituts für Kulturwissenschaften) war der Leninschen Dialektik gewidmet. Ohne diese, so B., sei es kompliziert, das Wesen der sowjetischen Kultur und der Kultur überhaupt zu begreifen. Der Hauptwiderspruch in der Praxis der Bolschewiki sei der Widerspruch zwischen der Kulturrevolution und der objektiven Situation gewesen. B. geht davon aus, dass Revolution die Widersprüche verschärfe, etwa so, als befände sich ein Schwerkranker in einer akuten Dichotomie, die keine Chance für einen Ausweg biete. Durch ein nichtdialektisches Herangehen werde dieser Widerspruch zweigeteilt und erzeuge zwei Lösungen. Die erste besage, das Proletariat solle die Führung ausüben, wenn es die Kraft dazu hat. Die zweite fordere, das Proletariat solle sich erst dann an der Führung beteiligen, wenn es gelernt hat, sein kulturelles Niveau erhöhen.

Lenin sei für eine prinzipiell dialektische Lösung gewesen: Er habe sich für einen neuen Typ sozialer Praxis ausgesprochen. 1. sollte diese Lösung schöpferisch sein, 2. gesellschaftlich und 3. sollte sie das Problem der Aktualisierung des Subjekts lösen. Diese Lösung wurde als Schaffung gesellschaftlicher Verhältnisse formuliert, denn jedes Individuum habe das Recht auf Gemeinschaft. Die Praxis der sozialen Aktivität wurde zur Lösungsform für diesen Widerspruch, und sie löste zugleich ein Problem des Kommunismus: Sie bildete ein Bedürfnis an Kultur heraus. Man mag fragen: Wie kann ein Bedürfnis an Kultur bei einem Bauern und bei einem Arbeiter entstehen? Die soziale Aktivität stellte den Bauern und den Arbeiter vor die Notwendigkeit, die Welt zu verändern. Das heißt, die soziale Aktivität wurde zu einem hohen Bedürfnis für die Herausbildung von Kultur. Eine weitere Besonderheit bestand darin, dass die Kultur aufhörte, eine besondere Sphäre zu sein, zu der nicht jeder freien Zugang hatte. Das Herangehen der Bolschewiki brachte das demokratische Prinzip in Bezug auf die Kultur zum Ausdruck. Und außerdem öffnete Kulturpolitik auch den Blick zur Kunst und wird zu einer Form für die Lösung der obersten Aufgabe der sozialen Praxis. Letztere wäre ohne Verbindung zur Kultur zu bloßem Aktionismus geworden. Die soziale Aktivität wurde im Prozess schöpferischen Wirkens zu einer Form der Trans-

formierung eines Jahrhunderts alten Widerparts, zu einer Lösungsform des Widerspruchs zwischen dem Alltagsdasein und dem Sein.

Großes Interesse fanden auch die beiden Vorträge der leitenden wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der Lenin-Gedenkstätte in Gorki: von Dr. phil. habil. *Vera A. Oficerova* über den nationalen Charakter der russischen Revolution und von *Evgenija O. Šeffe*r über Lenins Ansichten zu Problemen der Gewissensfreiheit. Letztere unterstrich, dass die Auseinandersetzungen Lenins mit der Religion eine eigene, besondere Geschichte gehabt hätten. Er habe in seinen Arbeiten oft zu Religion und Kirche Stellung bezogen, jedoch im Religiösen nie etwas sich selbst Genügendes gesehen. Kritik an religiösen Lehren und an der Kirche gehörte für ihn zum Klassenkampf. In diesem Zusammenhang ging Š. auch auf die Rolle des Klerus während des Ersten Weltkrieges ein. Sie verwies darauf, dass das Prestige des Klerus nie so tief gesunken war wie am Vorabend der revolutionären Ereignisse von 1917. Denn die Soldaten und das Volk hätten nicht verstanden, warum der Klerus diesen Krieg unterstützte. Darin sei auch die Antwort auf die Frage zu suchen, warum sich das fromme Volk dem Atheismus zugewandt habe. Š. zitierte hier den Zeitzeugen John Reed, der in seinen Erinnerungen an diese Zeit beschrieb, wie stark das russische Volk damals von den Ideen einer sozialistischen Zukunft beseelt war.⁸

Dr. phil. habil. *Tamás Krausz* (Institut für Russistik, Ungarn), der seinen Beitrag über das Internetsystem Skype hielt, behandelte die häufig diskutierte Frage von Gewalt und Terror in Lenins Politik. K. wies darauf hin, dass man diese Phänomene vor dem Hintergrund ihrer allgemeinen Ursprünge und innerhalb der historischen Bedingungen ihrer konkreten Herausbildung betrachten müsse. Insbesondere sei zu beachten, dass im Kampf um die Macht während des Bürgerkriegs in Russland derart unvereinbare politische und sozial-ökonomische Interessen, einander entgegengesetzte theoretische und kulturelle Traditionen und „Logiken“ aufeinanderprallten, dass dadurch die grausamsten Formen von Gewalt in konzentrierter Weise zum Leben erweckt wurden. Außerdem habe sich Lenin nach der Machteroberung theoretisch und politisch davon leiten lassen, dass Schwäche und Unentschlossenheit der neuen Staatsmacht nur dazu hätten führen können, die alten herrschenden Klassen zu stärken und ihnen neue Chancen für konterrevolutionären Widerstand zu bieten. Davon ausgehend habe sich Lenin theoretisch und politisch für abschreckenden Massenterror staatlicherseits ausgesprochen. Gleichzeitig lehnte er aber weiterhin individuellen Terror und persönliche Rache ab, die er für unnütz und sinnlos hielt.

Als ein Mangel der Konferenz sei vermerkt, dass in der Diskussion die Probleme der konkreten politischen Praxis in Lenins unmittelbarer Tätigkeit mehr Beachtung verdient hätten.

Die Referate und Diskussionsbeiträge werden in überarbeiteter Form in einem thematischen Sammelband veröffentlicht.

Aus dem Russischen übersetzt von Ruth Stoljarowa

8 Siehe John Reed: *Zehn Tage, die die Welt erschütterten*, Berlin 1958, S.327.

Information

85 Jahre MOPR-Heim in Elgersburg

Dagmar Schmidt

Vor der bescheidenen Ausstellung zur Geschichte des MOPR-Heimes in Elgersburg (Thüringen) kündigt eine Gedenktafel: „Dieses Heim wurde im Auftrag der Roten Hilfe durch Genossen WILHELM PIECK am 12. April 1925 eingeweiht.“ Am 17. und 18. April dieses Jahres trafen sich am historischen Ort zum 85. Jahrestag ehemalige Heimkinder, deren Verwandte und Freunde sowie Jugendliche, Frauen und Männer, denen der Erhalt und die Geschichte dieses Hauses am Herzen lag und liegt. Eingeladen hatte der Freundeskreis „Kinderheim MOPR Elgersburg“.

Im Ergebnis umfangreicher Recherchen in staatlichen Archiven in Deutschland und Russland, in privaten Archiven und Sammlungen, nach Sichtung von Briefen, Fotos und Zeitungen, aber auch Gesprächen mit Zeitzeugen und deren Nachkommen, konnte Gerd Kaiser sein Buch „Heim in idyllischer Lage – vom Kinderheim der Roten Hilfe zu Elgersburg zum Hotel ‚Am Wald‘“ vorlegen und den Teilnehmern vorstellen. (Im „JahrBuch“ erscheint dazu demnächst eine Rezension– die Red.) Der Buchtitel geht auf die Geburtsurkunde des Heimes zurück. Das Buch zeichnet die wechselvolle Geschichte vom Kinderheim der Roten Hilfe bis zum heutigen Hotel nach und dokumentiert wesentliche Etappen der Internationalen Roten Hilfe am Beispiel des Heims in Elgersburg und weiterer Kinderheime. Arbeiterlieder, die bereits in den Jahren der Entstehung des Heimes von den Kindern und Betreuern gesungen wurden, bildeten den „roten Faden“ für Episoden, die Gerd Kaiser aus seinem Buch vortrug.

Im Mittelpunkt der Veranstaltungen am 17. und am 18. April standen neben den Buchlesungen die Berichte von Zeitzeugen und von Verwandten der Heimkinder. Ilse Schöning erinnerte an ihren und ihrer Geschwister Aufenthalt im Heim 1951/52 und überreichte eine Fotodokumentation zur Heimgeschichte in den 50er-Jahren. Manfred Wahl aus Arnstadt übergab Fotokopien zeitgenössischer Zeitungen und von Dokumenten zur Verfolgung von Elgersburger Einwohnern durch Polizei- und Hilfspolizeibeamte des NS-Staates. Ingolf Schwarze, der heutige Bürgermeister von Elgersburg und ein Enkel von Karl Hager, dankte für den Respekt, der seinem Großvater und seiner Großmutter Marie vom Freundeskreis „MOPR-Heim“ entgegengebracht wird. Hager hatte seinerzeit als Gemeindevertreter und Initiator der Ortsgruppe der Roten Hilfe Deutschlands viel für das Heim getan. Ina Linke, bulgarische Bürgerin, berichtete von ihren Tanten, die nach der Ermordung des Vaters in Bulgarien 1928 mehrere Wochen im Heim verbracht hatten. Dr. Nick Brauns informierte über seine Recherchen zum MOPR-Heim.

Geprägt waren die Veranstaltungen durch die Schicksale von Heimkindern und jener Frauen und Männer, deren Solidarität das Heim seine Entstehung und Existenz verdankte. Beispielhaft sei der Lebensweg der 1920 in Ulm geborenen Lore Rutz und ihrer Eltern Richard und Berta Daniel erwähnt. Der Vater hatte die Vierjährige zum Besuch der inhaftierten Mutter mitgenommen. Nachdem Lore eine Apfelsine als Geschenk überreicht hatte, bat sie den Wächter um die Erlaubnis, „ein Liedle“ (die Familie stammte aus dem Schwäbischen) singen zu dürfen. „Nachdem er es erlaubt hatte, sang ich zur Freude der Mama und des Papas alle Strophen von ‚Brüder, zur Sonne, zur Freiheit‘ – allerdings weniger zur Freude des Beamten.“ 1925 erstmals für kurze Zeit und wenig später für ein Jahr verlebte Lore im MOPR-Heim mit deutschen, bulgarischen und österreichischen Arbeiterkindern eine glückliche Zeit. Im Anschluss an Berliner Jahre, an eine Zeit des Lernens in Moskau in der Emigration nahm das Schicksal der Familie eine traurige Wende. Ihre Eltern wurden in der Sowjetunion inhaftiert. Der Vater kam in der Lagerhaft um, die Mutter überlebte in Lagern, sie selbst in der Verbannung. Erst 1953, nach Stalins Tod, waren Mutter und Tochter, zwar immer noch verbannt, aber vereint. Beide lebten ab 1957 in der DDR.

Obwohl es oftmals an Geld fehlte, fanden aus bedürftigen Arbeiterfamilien Hunderte Kinder – anfangs jeweils 30, bald jedoch 60 Kinder – im Elgersburger MOPR-Heim Fürsorge und Förderung. Es bot für vier bis sechs Wochen eine sorgenfreie Zuflucht. Aufrechterhalten wurde das Heim von der Solidarität vieler Menschen, durch finanzielle und Sachspenden, anfangs der Roten Hilfe, nach 1945 der Volkssolidarität. In den 20er-Jahren wurden die Mittel im wahrsten Sinne des Wortes zehnpfennigweise von Arbeiterfamilien zusammengetragen. Das Heim unterstützten auch bekannte Persönlichkeiten des kulturellen und politischen Lebens. Dem Kuratorium für Kinderheime der Roten Hilfe gehörten u. a. Albert Einstein, Egon Erwin Kisch, Heinrich und Thomas Mann, Kurt Tucholsky, der Reformpädagoge Paul Oestreich, der Gewerkschafter Hermann Duncker, der kommunistische Thüringer Landtagsabgeordnete Richard Zimmermann, die katholische Schriftstellerin Annette Kolb und der jüdische Religionswissenschaftler Martin Buber an.

85 Jahre MOPR-Heim waren auch ein jahrzehntelanger Kampf um den Erhalt des Hauses. Nach der Beschlagnahme des Hauses 1933 durch Thüringer Landesbehörden und Naziorganisationen konnte das Kinderheim 1945 durch die Volkssolidarität wiedererstehen. Seit Mitte der 50er-Jahre nutzte es die SED als Erholungsheim. Einen wesentlichen Anteil an der Rettung des Hauses nach 1990 hatte Elke Pudszuhn. Seit 1996 ist das ehemalige MOPR-Heim das Hotel „Am Wald“.

Der Freundeskreis „Kinderheim MOPR Elgersburg“ will jährlich Veranstaltungen organisieren, denn „Erinnern heißt Zukunft“. Wer dabei mitwirken will, ist eingeladen sich dem Freundeskreis anzuschließen. Dessen Tätigkeit koordiniert Elke Pudszuhn (elke.pudszuhn@googlemail.com).

Buchbesprechungen

Günter Benser/Michael Schneider (Hrsg.): Bewahren – Verbreiten – Aufklären. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung. Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung und Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg 2009, 376 S., Abb.

Die Hrsg. dieses Bd. haben einen Titel gewählt, den Theo Pinkus, eine der hier biografisch vorgestellten Persönlichkeiten, für die Tätigkeit als Sammler, Archivar und Bibliothekar von Quellen der Arbeiterbewegung formuliert hat: Bewahren – verbreiten – aufklären (S.242). Das Buch ist ein Ergebnis produktiver Zusammenarbeit zwischen dem Förderkreis in Berlin, dessen Vorsitzender Günter Benser ist, und dem Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn-Bad Godesberg, das von Michael Schneider geleitet wird. Insgesamt sind 56 „biografische Porträts“ (davon lediglich vier Frauen) von 41 kompetenten Autoren (sie werden leider nicht vorgestellt) ausgewählt worden. Die Redakteurinnen, Dagmar Goldbeck und Sabine Kneib, weisen in ihrem Vorwort darauf hin, dass keine Vollständigkeit angestrebt werden konnte, es liegt also kein lexikografisches Nachschlagewerk vor, und die schwierige Quellenlage gestattete keine gleichmäßige Dichte der Darstellungen. Verzichtet wurde auf Biografien noch lebender Persönlichkeiten.

Es wurde weit zurückgegriffen (Emil Ottocar Weller 1823-1886; S.345 f.),

also bis in die Anfänge von Sammlungen zur Arbeitergeschichte, und fortgeführt bis heute; die jüngste Notierung ist von 2005. Generell wurde versucht, die wichtigsten Daten des Lebenslaufes zu dokumentieren: Elternhaus, Schule, Beruf, politische Orientierung – auffällig die große Zahl von Autodidakten –, vor allem natürlich die Leistungen bei der Sammlung, Bewahrung und Verbreitung von Quellen. Eine ganze Reihe bekannter Namen (so u. a. Eduard Bernstein, Werner Blumenberg, Eduard Fuchs, Carl Grünberg, Hugo Heimann, Bruno Kaiser, Paul Kampffmeyer, Sophie Liebknecht, Johannes Sassenbach, Herbert Steiner) steht neben einer größeren Zahl weithin Unbekannter. Da es um die Geschichte „deutschsprachiger Arbeiterbewegung“ geht, sind auch Ausländer, Schweizer, Franzosen, Niederländer, Russen und Österreicher, berücksichtigt, die überwiegend mit dem Erbe von Marx und Engels befasst waren, aber natürlich entsprechende Einrichtungen in ihren Ländern führten. In manchem Lebenslauf gab es Brüche und bedauerliche Schicksale, Verfolgungen, Unterdrückung, Haft (so Alfred Eberlein; S.64-70), bis zum Mord (so Dawid B. Rjasanow; S.258-267). In manchen Fällen konnten die Autor(inn)en auf bereits publizierte Biografien, zumindest Aufsätze zurückgreifen. In jedem Fall werden Publikationen der vorgestellten Personen aufgeführt. Sehr zu begrüßen sind die Hinweise auf Spezialliteratur, die von den Institutionen handelt, in denen die Archivare und Bibliothekare wirkten: u. a. auf die Arbei-

ten von M. Bungert, P. Mayer, R. Zimmermann, A. Habermann, P. Kitel. Vermerkt wird in manchem Porträt, wo sich die bewahrten und nutzbaren Quellen gegenwärtig befinden, wo sie oft nach einer Odyssee gelandet sind. Umfangreich sind die Hinweise auf die Vernichtung wichtiger Bestände durch NS-Herrschaft und Krieg.

Mit dem Bd. finden oft jahrelange Bemühungen, Entbehrungen, Einsatz und Arbeitsleistung verdiente Anerkennung. Wie man weiß, werden in den Einleitungen wissenschaftlicher Arbeiten oft nur die unterstützenden Institutionen dankend erwähnt, ohne Namen der Helfer. Jetzt gilt es also weiter zu forschen und dem hier deutlichen Missverhältnis zwischen männlichen und weiblichen Mitarbeitern in der Würdigung abzuheben. Offenbar waren die Männer bislang stets „die Leiter“. Weitere Wünsche: ein großer Fundus an Quellen im weitesten Sinne (Plakate und Flugblätter, Ausweise und Abzeichen, Fotos und Fahnen der Arbeiterbewegung) finden sich in Museen, deren Mitarbeiter vielfach Archivare und Bibliothekare sind. Der Blick müsste z. B. auch auf die Arbeiterkultur und den Sport gerichtet werden. So sind in der Akademie der Künste der DDR Arbeiterlieder gesammelt worden (Inge Lammel). Ein Einzelschlag: Jürgen Kuczynski darf mit seiner wohl größten Privatbibliothek mit bedeutenden Socialistica nicht fehlen.

Einige kleine Fehler wären zu korrigieren S.55, 78, 118, 129, 162, 224, 227, 252. Das Personenregister (Birgit Leske) ist zuverlässig. Die Bezeichnung „russisch“ (S.20) oder „die Rus-

sen“ (S.324) ist, wo es sich um die UdSSR und ihre Bürger insgesamt handelt, für Historiker nicht akzeptabel.

Eine verdienstvolle Arbeit meint

Ingo Materna

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2008. Enthält/Including: The International Newsletter of Communist Studies XIV (2008), No 21, Aufbau Verlag, Berlin 2008, XI, 489 S.; **Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2009. Enthält/Including: The International Newsletter of Communist Studies XV (2009), No 22**, Aufbau Verlag, Berlin 2009, XI, 457 S.

Die ersten sieben Artikel des Jahrbuchs für Historische Kommunismusforschung (JHK) 2008 behandeln unterschiedliche Aspekte der Geschichte der Kommunistischen Internationale (KI) und der kommunistischen Bewegung in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Dem Gründungskongress der KI im März 1919 widmet sich hierbei der erste kurze, aber instruktive Beitrag von Wladislaw Hedeler und Alexander Vatlin. Anhand eines Fotos präsentieren die beiden Autoren den immer noch lückenhaften Kenntnisstand über die Teilnehmer dieses Kongresses, die intensive Geschichtsschreibung über die KI setzt bis heute – auch im Rahmen der bisherigen Ausgaben des JHK – für gewöhnlich erst mit ihrem II. Kongress ein. Die Autoren machen in ihrem Beitrag ansatzweise auch die enormen politischen und organisatorischen Schwierigkeiten deutlich, die den Gründungskongress der KI begleitet haben.

Bei der Gründung der KI war z. B. Hugo Eberlein von der KPD der einzige bevollmächtigte Delegierte, der sich bis Russland durchschlagen konnte und der nicht durch ein nur in Moskau bestehendes Auslandskomitee der jeweiligen Partei, sondern von einer tatsächlich in dem Land wirkenden Partei entsandt worden war.

Ottokar Luban untersucht mit der Finanzierung und der damit verbundenen Zusammenarbeit mit linksbürgerlichen Pazifisten im Bund „Neues Vaterland“ einen bislang wenig beachteten Bestandteil der Politik der Spartakusgruppe im Ersten Weltkrieg. Obwohl sicherlich noch zahlreiche weitere Einzelheiten geklärt werden müssen, stellt der Autor anhand vieler neu erschlossener Quellen sehr detailliert dar, wie die Spartakusgruppe u. a. auch dank ihrer Zusammenarbeit mit Pazifisten finanziert worden ist.

Marcel Bois wendet sich in seinem Beitrag über die „Weddinger Opposition“ einer in der historischen Forschung nahezu ignorierten oppositionellen Strömung in der KPD zu. Dass diese Strömung anders als andere Oppositionsgruppen immer noch so unbekannt ist, erstaunt umso mehr, als diese Gruppe zeitweise eine der stärksten innerparteilichen Fraktionen bildete. Die informative Skizze von B. regt zu weiteren intensiveren Untersuchungen an.

Die Politik der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg, die Transformation der SED zur stalinistischen Partei sowie Fragen der DDR-Geschichte werden in acht Studien des zweiten Themenblocks des JHK thematisiert. Stefan Karner und Peter Ruggenthaler untersuchen die Politik der UdSSR ge-

genüber Österreich zwischen 1945 und 1949 im Kontext von Stalins ambivalentem Verhalten zu den jugoslawischen Territorialforderungen an Österreich. Drei Beiträge behandeln die sowjetischen Einflussnahmen auf Machtkämpfe im SED-Politbüro zwischen 1951 und 1958, einmal im Zusammenhang mit einem geplanten Schauprozess, zweitens mit dem sowjetischen Druck zur militärischen Ausrüstung der DDR, deren Kosten und dem 17. Juni 1953 und drittens mit der trotz fraktioneller Widersprüche wiederholten Rückendeckung der sowjetischen Führung für Walter Ulbricht.

Im dritten Themenblock des Jahrbuchs finden sich sechs Beiträge, die sich direkt oder indirekt mit Hermann Webers Erklärungsansätzen hinsichtlich Kommunismusforschung und Stalinisierung auseinandersetzen und diese fortschreiben. Dass die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Kommunismus stets auch eine ganz wesentliche und äußerst kontroverse politische Dimension in sich trug und weiter trägt, verdeutlichen die Artikel von Kevin McDermott und Jens Hüttmann, die Hermann Webers Rolle in der bundesdeutschen Kommunismus- und DDR-Forschung gewidmet sind. Jan Foitzik, JHK-Mithrsg., stellt fest, dass in Osteuropa die Kommunismusgeschichte im Grunde in den Nationalgeschichten geronnen sei, während in Westeuropa ein kulturologischer Zugang zu dieser Geschichte dominiere. Man könne seiner Ansicht nach auch sagen, dass die alte Kommunismusgeschichte an der Vielzahl der Fakten in gewissem Sinne gescheitert sei. F. stimmt der vor einem Jahrzehnt von Jacques Rupnik geäußerten

Kritik an Konzepten dieser Forschung über den Kommunismus zu, dass deren Grundbegriffe wie „Stalinismus“, „Sowjetisierung“, „Totalitarismus“ deskriptive Klischees ohne eine analytische Prägnanz seien, die auf einem Werturteil beruhten. Ähnlich, so F., habe vor Jahren auch schon Manfred Hildermeier argumentiert.

Die in der Rubrik „Forum“ publizierten zeithistorischen Essays von Werner Müller über Kontinuität und Wandel im deutschen Kommunismus sowie von Klaus Schönhoven über linke Gewerkschaftskritik und kommunistische Gewerkschaftspraxis in Deutschland resümieren beide knapp die Geschichte des Wechselverhältnisses zwischen der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegung in Deutschland zur Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Der biografische Zugang zur Geschichte der kommunistischen Bewegung nimmt im fünften Themenblock mit acht Studien breiten Raum ein. Zwei Beiträge betrachten politische Lebenswege, die in der kommunistischen Bewegung ihren Ausgang nahmen, dann jedoch in der Sozialdemokratie ihren Abschluss fanden: Curt Geyer, Zeth Höglund. Sechs biografische Skizzen sind Opfern der kommunistischen Säuberungen gewidmet: Josef Schlaffer, Béla Kun, György Lukács, Imre Nagy, Max Kosler sowie Teilnehmer der Militärschule der KJ. Zu diesen biografischen Zugängen gehören noch zwei weitere Beiträge aus anderen Rubriken: ein Artikel von Reinhard Müller über Heinz Neumann und dessen „Bußrituale“, die dieser nach der Brüsseler Parteikonfe-

renz der KPD (1935) unternahm, um – vergeblich – sein Leben zu retten, und ein Aufsatz Manfred Wilkes über den einstigen Fernsehchef der ČSSR, Jiří Pelikán, bietet einige weniger bekannte Informationen über den Verlauf des Jahres 1968 in Prag.

Die Hrsg. des JHK hatten die Mitglieder des 2006 neu berufenen Beirats 2007 zu einem Kolloquium nach Berlin eingeladen. Das überarbeitete Protokoll dieser Tagung bildet in der Rubrik „Dokumentation“ einen äußerst interessanten Teil des JHK 2008. Die Beiratsmitglieder aus der Türkei (Bülent Bilmez), Österreich (Stefan Karner), Großbritannien (Norman LaPorte), Ungarn (Krisztian Ungvary), Polen (Krzysztof Ruchniewicz), der Schweiz (Brigitte Studer) sowie aus Tschechien (Oldrich Tuma), Russland (Alexander Vatlin) und Dänemark (Thomas Wegener Friis) berichten über Tendenzen und Probleme der Kommunismusforschung in ihren Ländern. Die Eingangsanalyse zum Stand der Forschung über den Kommunismus in Deutschland sowie das Schlusswort hielt Hermann Weber. Dieser stellte abschließend völlig zu Recht fest, dass die Wissenschaft sich vor der Vereinnahmung durch die Politik ebenso hüten müsse wie vor dem jeweiligen Zeitgeist. Die Nutzung der Geschichte des Kommunismus als ein Instrument der Tagespolitik sei ein alarmierendes Zeichen und das Letzte, was die Wissenschaft gebrauchen könne.

Der erste der drei Schwerpunkte, die im JHK 2009 gesetzt werden, widmet sich dem sechzigjährigen Bestehen der Volksrepublik (VR) China. In acht Beiträgen werden nach einer informa-

tiven Einleitung Aspekte der Gegenwart und der Vergangenheit im heutigen China thematisiert und beschrieben, wird aufgezeigt, wie die Archivsituation in der VR gegenwärtig aussieht und wie recht unterschiedliche Protagonisten und Traditionen des Geschichts- bzw. Erinnerungsdiskurses miteinander konkurrieren. Ergänzt wird dieser Schwerpunkt durch eine Studie von Michail Prozumenščikov in der Rubrik Aufsätze und Miscellen, in der auf Grundlage von bislang unbekannten sowjetischen Quellen der vergebliche Versuch der UdSSR rekapituliert wird, Mitte der 60er-Jahre nach der Absetzung Nikita S. Chruščëvs die zerrütteten Beziehungen zu Peking wieder zu verbessern. Alle diese Beiträge können natürlich nur wenige Gesichtspunkte behandeln, und auch wenn sicherlich nicht allen ihren Aussagen gefolgt werden kann, so sind diese Darstellungen durchaus wichtige Mosaiksteine zum Verstehen der Geschichte der VR China.

Den zweiten Schwerpunkt des JHK 2009 bilden Beiträge über das Verhältnis von Kommunismus und Religion, speziell zu den Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Islam bzw. zu den islamischen Ländern. Die Texte von Stephen Schwartz, Ragna Boden und Dianne Kirby zu dieser bislang sowohl von Historikern als auch anderen Wissenschaftlern sträflich vernachlässigten Problematik dokumentieren sehr anschaulich die schwierigen Beziehungen zwischen der atheistischen Sowjetunion und der kommunistischen Internationale auf der einen sowie dem Islam und den islamischen Ländern auf der anderen Seite. Die Studien von Patrice Ladwig

zu Laos und von Claudia Rauhut zur Santería-Religion in Kuba zeigen schließlich noch lokale Ausprägungen des schwierigen Wechselverhältnisses von atheistischer und religiöser Weltanschauung.

Dem „Epochejahr 1989“ ist der dritte Schwerpunkt gewidmet. Bernd Bonwetsch beschreibt überblicksartig die problematische Geschichte der KPdSU im Zeichen von Glasnost und Perestroika in den Jahren 1985 bis 1991. Gerhard Wettig zeichnet die für das Ende der Herrschaft der SED verantwortlichen Bedingungsfaktoren nach. Mary E. Sarotte wertete bislang unbekannte Quellen aus Archiven in Washington und Moskau aus. Auf dieser Basis kann sie in ihrem Beitrag die US-Deutschlandpolitik in unmittelbarer Folge des Mauerfalls neu ausleuchten. Mit den Entwicklungen der politischen Linken in Lateinamerika, die nach 1989 eine erstaunliche und sehr positive Entwicklung genommen hat, beschäftigt sich Stephan Ruderer. Er analysiert recht schlüssig die historischen, sozialökonomischen und geistigen Bedingungen für diese Aufwärtseentwicklungen.

Wie üblich erscheinen auch im JHK 2009 Beiträge und Miscellen, die keinem der großen thematischen Schwerpunkte zuzuordnen sind. Ottokar Luban untersucht auf zahlreiche Quellen gestützt sehr detailliert die Kontakte zwischen den deutschen Linkssozialisten und den Bolschewiki am Vorabend der Novemberrevolution. Anschließend versucht Leonid Luks die Fehleinschätzungen des Nationalsozialismus durch die KPdSU und die Komintern zu beschreiben. Auch wenn hier an mehreren Stellen Fragen

angebracht erscheinen, so regt diese informative Studie mit ihren Thesen zu intensiveren Forschungen, auch mit neuen Fragestellungen, an. 30 Jahre nach dem Ende der Herrschaft der Roten Khmer lenkt schließlich Volker Grabowsky in seinem Beitrag die Aufmerksamkeit auf den Verlauf und die ideologischen Wurzeln des kambodschanischen „Roten Terrors“, über die immer noch viel zu wenig bekannt sind. Durch die Schilderungen von G. werden die Geschehnisse zumindest etwas verständlicher. Matthey Worley gibt zum Schluss einen ausführlicheren Überblick über die aktuellen Tendenzen der Forschung zur Kommunistischen Partei Großbritanniens.

Dem Schwerpunkt 1989 sind auch drei Beiträge zuzurechnen, die in der Rubrik „Forum“ erschienen. Die ehemalige lettische Außenministerin und EU-Kommissarin Sandra Kalniete sowie der polnische Botschafter in Berlin Marek Prawda versuchen in zwei Artikeln die geteilte Erinnerung im vereinten Europa zu vermessen und Leerstellen aufzuzeigen, die es in einer europäischen Erinnerungskultur zu füllen gelte. Der Osteuropahistoriker und Journalist Markus Wehner beschreibt in dem dritten Beitrag, auf welche Art und Weise immer neue Hürden den Zugang zu russischen Archiven erschweren und mit welchen Mitteln der russische Staat gegenwärtig versucht, die russische Geschichtswissenschaft erneut in seine Dienste zu stellen. Trotz dieser neuerlichen Schwierigkeiten dokumentiert jedoch nicht zuletzt das Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung jedes Jahr aufs Neue, wie gerade und besonders

auch mit der Hilfe russischer Archive die Geschichte des Kommunismus immer detaillierter analysiert und genauer sowie schlüssiger dargestellt werden kann.

Der von Bernhard H. Bayerlein hrsg. „Internationale Newsletter der Kommunismusforschung“ informiert in beiden Jahrgängen des JHK wie gewohnt über zahlreiche Neuerscheinungen, Konferenzen und die aktuellen Forschungsvorhaben. Neben den im JHK abgedruckten Kurzfassungen der Newsletter sind ausführlichere Versionen als Online-Zeitschrift im Internet zu finden. *Andreas Diers*

Klaus Körner: Karl Marx (dtv portrait), Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008, 189 S., Abb.

Die globale Finanzkrise hat eine Renaissance der Beschäftigung mit Marx und insbesondere mit seinem Hauptwerk „Das Kapital“ ausgelöst. So ist nicht verwunderlich, dass auch das Interesse für den letzten Universalgelehrten des 19. Jahrhunderts zugenommen hat. Obwohl in den letzten Jahren bereits einige Marx-Biografien erschienen sind, legte K., Politikwissenschaftler, Jurist und Buchautor, erneut einen Lebensabriss vor. Offensichtlich will er damit „Einsteiger“ ansprechen. Sein Anliegen ist es, den Leser neugierig zu machen, die leicht zugänglichen historischen und politischen Texte von Marx in die Hand zu nehmen. In der Tat gelingt es ihm, anschaulich einen knappen und zugleich mit Detailkenntnissen versehenen Überblick über die wichtigsten Werke und Schriften von Marx einschließlich ihrer Entstehung und Wirkung zu ge-

ben. Das trifft vor allem zu für das „Kommunistische Manifest“, für die „Klassenkämpfe in Frankreich“, den „18. Brumaire“, die „Enthüllungen über den Kommunistenprozess zu Köln“, die „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ und, last, but not least, für den 1. Bd. des „Kapitals“. Um einen vertiefenden Einblick zu geben, hat K. ergänzend farblich herausgehobene prägnante Zitate, u. a. aus Werken und Briefen von Marx, aber auch anderer Autoren zu dieser Persönlichkeit eingefügt. Marx' sprichwörtliches Interesse und seine Liebe zur Literatur und insbesondere zu Shakespeare zeigte sich u. a. darin, dass seine Schriften und Artikel vielfach mit Zitaten aus der Weltliteratur durchsetzt sind, worauf der Autor mit Recht hinweist.

Auch auf Marx' Wirken als Journalist und Politiker geht K. ausführlich ein. Hierbei bespricht er besonders seine Tätigkeit als Mitarbeiter und ab Oktober 1842 als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ und in den Revolutionsjahren 1848/49 als „Redacteur en chef“ der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Umso erstaunlicher ist, dass K. Marx' Mitarbeit an der „New-York Tribune“ kaum erwähnt. Immerhin sandte Marx (zusammen mit Engels) für diese damals in den USA auflagenstärkste Zeitung an die 500 Korrespondenzen; davon wurde eine Vielzahl als Leitartikel veröffentlicht.

Marx als Politiker ist ein eigenständiges Kapitel gewidmet, das sich allerdings auf seine führende und konzeptionell prägende Tätigkeit im Generalrat der Internationalen Arbeiter-Assoziation konzentriert. Dass Marx zeitlebens politisch wirksam war, hat

K. aber an den entsprechenden Lebensabschnitten überzeugend dargestellt. Zugleich erläutert er knapp solche für die Entstehung und Entwicklung der geistigen und politischen Bewegung im 19. Jahrhundert wichtigen Begriffe wie Frühsozialismus, Sozialismus, Kommunismus und historischer Materialismus. Letztes Stichwort wurde bekanntlich von Marx und Engels geprägt und ging als Theorie zur Erklärung von Gesellschaft und ihrer Geschichte in die Geistesentwicklung der Menschheit ein.

Ein Vorzug der Publikation besteht auch darin, dass der Autor Marx als Mensch mit seinen Stärken und Schwächen zeigt, so u. a. sein ernsthaftes Universitätsstudium und zugleich das ausgelassene Studentenleben, das ihm wegen ausgedehnter Zechtouren den Karzer einbrachte; die permanenten Geldsorgen in der Londoner Emigration, die Marx und seine Familie ohne finanzielle Unterstützung von Engels kaum überlebt hätten; sein Seitensprung mit der Haushälterin Helene Demuth; das ambivalente Verhältnis von Marx und Ferdinand Lassalle, gezeichnet durch gegenseitige Hochachtung und zugleich Animosität mit entsprechenden antijüdischen Invektiven. Allerdings ist die von Micha Brumlik vorgetragene Auffassung (die K. kommentarlos zitiert), Marx wäre zeitlebens – zumindest persönlich – glühender Antisemit gewesen und hätte auch theoretisch antisemitische Thesen vertreten, eine grobe und unzulässige Vereinfachung. Hier wird aus heutiger Sicht und mit den Kenntnissen über den Holocaust übersehen, dass sich der Zeitgeist im 19. Jahrhundert gegen-

über Juden völlig anders darstellte. Es sei deshalb auf Edmund Silberner verwiesen, der als verbitterter Antimarkxist eine der gründlichsten, aus den Quellen herausgearbeiteten Analysen der Marxschen Haltung gegenüber den Juden vorgelegt hat.

Leider weist K.s Publikation auch zahlreiche Fehler und ungenaue Wertungen auf: So reiste nicht Ferdinand Freiligrath 1845 mit Marx nach Brüssel, sondern Heinrich Bürgers (S.60); Marx' Antrag zur Wiedererlangung der preußischen Staatsbürgerschaft erfolgte nicht erst 1861, sondern bereits 1848, sie wurde abgewiesen (S.63); die Legende, Marx habe in Brüssel 1848 von seinem Vermögen Revolver und Messer für die Arbeiter gekauft, ist von der Forschung längst widerlegt (S.76); Präsident der Kölner „Demokratischen Gesellschaft“ war nicht Marx, sondern Karl Schneider II (S.80). Suggestiert wird, Engels habe aus der „lauen Schweiz“ keine Korrespondenzen nach Köln gesandt (S.84f.), dabei waren es über 30. Dass Bakunin eine operettenhafte Figur gewesen sei, ist eine Vereinfachung (S.147) und wird seinen Leistungen nicht gerecht. Auch die Einschätzung, dass sich bei Marx in den letzten neun Jahren keine produktive Phase seiner wissenschaftlichen Arbeit mehr eingestellt habe und er deshalb zum Privatmann wurde, der sich seiner Familie widmete und seinen Hobbys nachging (S.149), ist mehr als eine Vergröberung.

Unabhängig von solchen bedauerlichen Ungenauigkeiten ist diese Marx-Biografie zu empfehlen, da sie insgesamt einen guten Einblick in sein Leben und Werk gibt. Auch die am Schluss vorgelegte Auswahlbibliogra-

fie mit Kurzeinschätzungen ist hilfreich, da sie weiterführende Kenntnisse vermittelt.

François Melis

Justin Akers Chacón/Mike Davis: Crossing the Border. Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte, Assoziation A, Berlin-Hamburg 2007, 348 S.

Mit seiner stadtsoziologischen Studie „City of Quartz“ machte D. vor 20 Jahren zum ersten Mal auf sich aufmerksam. Weitere, nicht unumstrittene Bücher wie „Die Geburt der Dritten Welt“, „Planet of Slums“ oder „Eine Geschichte der Autobombe“ folgten. Ein gesellschaftskritischer, zuweilen radikaler Ton durchzieht stets seine thematisch heterogenen Veröffentlichungen, so auch den ersten Teil von „Crossing the Border“, ein Buch über die konfliktreiche Migrationsgeschichte des US-amerikanischen Westens und des angrenzenden Mexikos, das er zusammen mit A. Ch. verfasste. Das vorrangige Thema des ersten Teils sind die agrarwirtschaftliche Produktion im Westen der USA und die damit verbundenen ethno-ökonomischen Auseinandersetzungen. Im 19. Jahrhundert einsetzend, zeichnet D. ein Bild von Ausbeutung, Entrechtung und Gewalt. So beschreibt er die Selbstjustiz der sogenannten „Vigilanten“ (weiße Bürgerwehren, die von konservativen Kreisen romantisch verklärt werden) gegen Oppositionelle und Migranten oder die empörenden Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft. Die weiteren fünf Teile verfasste A. Ch., der zunächst die ökonomische Abhängigkeit Mexikos von den USA darstellt, um sich anschließend

mit der Armut und Benachteiligung mexikanischer Arbeitskräfte zu befassen. Die Einwanderungspolitik der USA, die sich gerade gegen diese Menschen richtete und stetig verschärfte, wird im vorletzten Teil kritisch begutachtet. Zum Schluss stellt A. Ch. verschiedene Bewegungen vor, die beispielsweise für gleichberechtigte Arbeitsbedingungen eintraten und sich dem Slogan „No one is illegal!“ – so der englische Originaltitel – verpflichtet fühlten. Beide Autoren liefern einen lesenswerten und stellenweise schonungslosen Beitrag zum wichtigen Problem Arbeitsmigration, das gerade angesichts des drohenden Scheiterns mexikanischer Staatlichkeit hochaktuell bleibt.

Andreas Lotz

Alexander J. Schwitanski: Die Freiheit des Volksstaats. Die Entwicklung der Grund- und Menschenrechte und die deutsche Sozialdemokratie bis zum Ende der Weimarer Republik (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 39), Klartext, Essen 2008, 522 S.

Die umfängliche und ebenso gründliche wie theoriegeschichtlich anspruchsvolle, nicht immer leicht lesbare – was der kaum bearbeiteten Fassung seiner Dissertation geschuldet ist – Arbeit Sch.s nähert sich der Geschichte der Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit mit Blick auf die Menschenrechte und deren Rolle im Gesellschaftskonzept der SPD. Dies ist einerseits verdienstvoll, da bisher fast ausschließlich das Demokratiekonzept der sich als eigentliche Staatspartei der Weimarer Republik verstehenden So-

zialdemokratie untersucht wurde, die sich gern als Schöpfer und Verteidigerin der Verfassung sah. Damit knüpft die Arbeit an die Untersuchungen zur Menschenrechtsproblematik in der Frühzeit der Arbeiterbewegung an, wo diese Frage sowohl an die Aufklärung wie an das jacobinische Ideengut gebunden wird. Andererseits bedient der Vf. die seit Längerem zu beobachtende Tendenz der der SPD affirmativen Historiografie, die Sozialdemokratie aus der Tradition der Arbeiterbewegung so früh wie möglich herauszulösen. Die Partei soll spätestens mit der Revolution von 1918 zu einer bedingungslos auf Freiheit gerichteten Emanzipationsbewegung umgedeutet werden, um ihr den Geruch der gegen das Großkapital stehenden Klassenkampfpartei zu nehmen. Das korrespondiert mit dem von Hilferding eingeführten Totalitarismusverdikt, wonach die SPD sich zur „Partei der Freiheit“ im Kampf an der Seite der westlichen Demokratie gegen den kommunistischen Osten wandeln musste. In acht Kapiteln entwickelt Sch. seine Darstellung, beginnend mit der Entstehung und Entwicklung der Menschenrechtstradition im 19. Jahrhundert (Kap. I), die im Kaiserreich und im Ersten Weltkrieg zu einem, wenn auch nachgeordneten Gegenstand im Streit der innerparteilichen Flügel wurde und die Verfassungsdiskussionen beeinflusste (Kap. II). In den zwei folgenden Kapiteln wendet er sich der Vermittlung der Grundrechte ins sozialdemokratische Milieu und den Bemühungen der (wenigen) sozialdemokratischen Juristen wie Radbruch und Heller zu, die Menschenrechtsfrage mit Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit zu korrespondieren.

Besonders wichtig und interessant ist das vorletzte Kapitel VII, das sich der Auseinandersetzung der Sozialdemokratie mit dem aufkommenden Faschismus und der wachsenden Bedeutung der Grund- und Menschenrechtsproblematik angesichts der zunehmenden Machtlosigkeit der SPD widmet und zumindest deren Selbstentmachtung mit der Beschränkung auf den durch die Verfassung gebotenen Rechtsraum kritisch beleuchtet. Das im Abschlusskapitel gebotene Resümee, welches eine Gesamtbilanz der Entwicklung des Menschenrechtsgedankens innerhalb der Sozialdemokratie bis zum Untergang der Weimarer Republik und einen knappen Ausblick auf Debatten im Exil bietet, versucht auch die typischen Defizite bei der Umsetzung der Menschenrechte zu analysieren. Zustimmung muss man dem Vf. bei seiner Schlussfolgerung, dass die Menschenrechtsfrage ein wesentliches Vehikel der Abgrenzung und fester Bestandteil der Auseinandersetzung mit den Kommunisten bzw. der nicht-sozialdemokratischen Linken wurde, sogar bis in die Jetztzeit hinein, wie der nicht nur verbale Unterschied zwischen dem im SPD-Programm betonten bedingungslosen Zusammenhang von „Freiheit und Sozialismus“ und dem konditionalen Lafontaine-Wort von „Freiheit durch Sozialismus“ belegen.

Heinz Niemann

Angela Graf / Horst Heidermann /-Rüdiger Zimmermann: Empor zum Licht! 125 Jahre Verlag J. H. W. Dietz Nachf. Seine Geschichte und seine Bücher 1881-2006, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn 2006, 448 S., Abb.

Das Streben nach Bildung gehörte zu den konstituierenden und über viele Jahrzehnte prägenden Merkmalen der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Wichtige Instrumente dieses Strebens waren ihre vielfältigen Publikationsorgane und natürlich ihre Verlage. In diesem Sinne ist der Titel des Buches durchaus charakteristisch und signifikant für den darin behandelten Gegenstand.

Z. leitet den Bd. durch eine „Editorische Vorbemerkung zur Bibliographie des Verlages“ ein (S.7-12), worin er u. a. die entsprechenden Vorläufer-Publikationen von Alexander Blase (1963), Peter Läuter (1968), Max Schwarz (1973) und Brigitte Emig/Rüdiger Zimmermann (1981) würdigt und die editorischen Prinzipien (und Probleme) bei der Erarbeitung der vorliegenden Bibliografie kennzeichnet.

G. vermittelt einen Überblick über die Geschichte des Verlages von seiner Gründung am 31. Dezember 1881 bis zum Ende der Weimarer Republik (S.13-57), wobei der Zeitraum von 1919 bis 1933 mit knapp vier Seiten eher stiefmütterlich bedacht ist. Dieser Mangel wird z. T. aufgehoben durch einen außerordentlich informativen Beitrag von Z., in dem er die „Erfindung des Verlagssignets“ – der Schlange – durch Hans Windisch im Jahre 1924 behandelt (S.59-77). Auch für den Kenner der Arbeiterbewegungsgeschichte dürften z. B. die darin enthaltenen biografischen Angaben zu Hans Windisch und Otto Bartels von großem Interesse sein. Zudem wird hier erstmals ein im Jahre 1968 entstandener Text von Otto Bartels („Das Verlagssignum wie es wurde“, S.71-77) veröffentlicht, in dem dieser

über den von ihm im Auftrag des Verlages ausgeschriebenem Wettbewerb zur Gestaltung des Signets berichtet. Gegenstand des Aufsatzes von H. ist die Geschichte und die Profilierung des Verlages J.H.W. Dietz nach dem Zweiten Weltkrieg (ab 1973 in Bonn), wobei auch das Verhältnis zum Berliner Dietz Verlag (seit 1998 Karl Dietz Verlag) diskutiert wird (S.79-102).

Den umfangreichsten Teil des Buches nimmt die Bibliografie der im Verlag seit 1882 erschienenen Publikationen ein (S.103-402). Sie enthält, nach dem Erscheinungsjahr geordnet, insgesamt 2.082 Titel. Verzeichnet sind jeweils Autor bzw. Hrsg., Titel, Seitenzahl, eventuelle Nach- bzw. Neuauflagen, Reihenzugehörigkeit, bei Übersetzungen Originaltitel und bibliografische Angaben zur Erstauflage und das Vorhandensein von Illustrationen. Ein Verzeichnis der im Verlag erschienenen Periodika, Reihen und Serien sowie ein Personenverzeichnis vervollständigen den Bd. Die Autoren haben mit dieser Publikation ein unverzichtbares Nachschlagewerk zur politischen und Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung vorgelegt.

Wolf G. Angmeyer

Simone Barck/Ulla Plener (Hrsg.): Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer, Karl Dietz Verlag GmbH, Berlin 2009, 384 S.

Rund dreißig Autoren, in der Mehrzahl Historiker, liefern mit ihren Beiträgen ein vielfältiges und vielschichtiges Bild von zahlreichen Fällen unterstellten oder tatsächlichen Verrats, vor allem aber von der Instrumentalisierung des Begriffs „Verrat“ in der

kommunistischen und der sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Bewegung des 20. Jahrhunderts. Jedoch: Bei der Mehrzahl der Texte handelt es sich um – für diese Publikation bearbeitete – Beiträge zu wissenschaftlichen Tagungen zum Thema „Verrat? Fakten – Fiktionen – Folgen in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts“, die in den Jahren 2003, 2004 und 2005 vom Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und von der Rosa-Luxemburg-Stiftung durchgeführt wurden. „Anliegen dieser Tagungen“, so P. als Hrsg. in ihrem Geleitwort, „war es, zu einer auf Toleranz und gegenseitiger Achtung gründenden politischen Kultur linker, das heißt an sozialer Gerechtigkeit, konsequenter Demokratie und dauerhaftem Frieden orientierter Kräfte beizutragen. In diesem Sinne wurde eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit einem zentralen, in der Arbeiterbewegung des 20. Jh. vielfach missbrauchten Begriff – seinen größtenteils fiktiven Inhalten und seinen für die Bewegung insgesamt und viele Tausende einzelner Menschenschicksale tragischen Folgen – geführt. Diskutiert wurden die zwei historischen Phasen 1914 bis 1945 und 1945 bis 1990 unter vorwiegend ereignis- und organisationsgeschichtlichen Fragestellungen sowie die theoretische, ethische und kulturhistorische Dimension der ‚Verrats‘-Geschichte. Konzentriert auf die deutsche Bewegung, schloss der Blick auch die internationale Sicht ein.“ (S.4)

Andere Beiträge wurden von den Hrsg. in der offensichtlichen Absicht aufgenommen, dem ohnehin bereits sehr breiten Spektrum der Themen

weitere Aspekte hinzuzufügen. Bedauerlich ist, dass es dabei auch zu einem Missgriff wie dem Artikel von Wilfriede Otto „Mielke wollte einen ‚Schulfall‘ inszenieren. Zu den Hintergründen der ‚Säuberungen‘ in der SED Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre“ aus dem Jahre 1990 (!) kam, der für eine Tageszeitung geschrieben wurde und mit dem die Autorin augenscheinlich eher propagandistische als wissenschaftliche Absichten verfolgte, der aber zumindest nicht den heutigen Forschungs- und Erkenntnisstand widerspiegelt: Wenn man die in diesem Artikel behandelten Ereignisse schon mit einem einzelnen Namen in Verbindung bringen will, dann sollte eher von Hermann Matern die Rede sein, der als langjähriger Vorsitzender der Zentralen Parteikontrollkommission der SED über Jahre und Jahrzehnte hinweg eine schändliche Rolle spielte.

Einen gewissen methodischen Bruch stellt der Beitrag von Volkmar Schöneburg „Strafrecht und Verrat. Eine Skizze“ dar, der sich strafrechtlichen Aspekten des „Verrats“ zuwendet, sich dabei aber vergleichsweise ausführlich mit dem politischen Strafrecht in der Bundesrepublik der 50er Jahre befasst.

Ein bestürzendes Beispiel Stalinscher Verfolgungspolitik lange vor den berühmten Moskauer Prozessen der Jahre 1936 bis 1938 liefert Sergej Shurawljow mit seinem Beitrag „Der Verratsvorwurf gegenüber ausländischen Facharbeitern und Spezialisten in der Sowjetunion der 30er Jahre“. Am Beispiel der Ausländerkolonie des Moskauer Elektrowerks beschreibt er detailliert die Funktion des Verratsvor-

wurfs bei der „zielgerichteten massiven Einwirkung auf das gesellschaftliche Bewusstsein“ (S. 93) in den frühen Jahren der Sowjetunion.

Angesichts der Vielzahl manipulierter Verratsvorwürfe, wie sie in diesem Buch geschildert werden, ist man – wie Ruth von Mayenburg in ihrer Autobiografie „Blaues Blut und rote Fahnen“ – beinahe dankbar, dass es „doch auch echte Spione“, hier also Verräter, gab. In mehreren, durchaus differenzierenden Beiträgen wird gezeigt, wie kommunistische und sozialdemokratische Widerstandskämpfer zu Werkzeugen der Gestapo wurden, so bei Siegfried Grundmann „Zwei Verräter – V-Männer der Gestapo“ oder auch Werner Abel „Der Fall Maria Reese“.

Die Beiträge des Buches sind grob nach Themen gegliedert: Die Rolle der Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Verratsvorwürfe in der KPD der Weimarer Republik und in der Sowjetunion der späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre, antifaschistischer Widerstand und Arbeit für die Gestapo, Parteisäuberungen in den ersten Jahren der SED, das Verhältnis der SPD zu SED und DDR in den Fünfzigerjahren sowie einige Einzelthemen, die sich wohl nicht genauer zuordnen ließen.

Neben den zum Teil sehr speziellen Darstellungen, die den Charakter von Fallstudien haben, wird in mehreren Beiträgen versucht, zu notwendigen Verallgemeinerungen zu kommen. Zwei Beiträge bilden den Rahmen: Jürgen Hofmann „Das Trauma des Verrats in der Arbeiterbewegung“ unternimmt den „Versuch einer Einführung“, Ulla Plener „Statt einer Zusammenfassung:

Die zerstörende Wirkung des Verratsvorwurfs in der Arbeiterbewegung“ zieht eine Bilanz. Wichtig auch Helmut Meier „Über Schwierigkeiten im Umgang mit dem Thema ‚Verrat‘“, der konstatiert: „Es gibt wohl wenige Themen, über die sich so trefflich streiten lässt, wie über die Thematik ‚Verrat und Verräter‘. Wenn man bedenkt, welche Folgen der Verratsvorwurf in geschichtlichen Situationen hatte und noch hat, so lohnt es sich, darüber nachzudenken, was es sachlich damit auf sich hat, und wie damit umzugehen ist. Wessen Biografie mit der Arbeiterbewegung und insbesondere mit der kommunistischen Bewegung verbunden war, wird diesen Drang besonders verspüren; denn in ihr wurde besonders großzügig und häufig sehr willkürlich mit diesem Vorwurf umgegangen. Die verheerenden Folgen sind geschichtsnotorisch.“ (S.368)

Kurz und knapp: Ein notwendiges und gutes Buch, das wichtig und empfehlenswert ist. (Angesichts der Fülle an Namen ist es vollkommen unverstündlich und unverzeihlich, dass der Verlag auf ein Namensverzeichnis im Buch verzichtet hat.) *Ronald Friedmann*

Jürg Ulrich: Kamenev – Der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins, VSA-Verlag, Hamburg 2006, 263 S.

Dies ist die erste ausführlichere Biografie Lev Kamenews in deutscher Sprache. Der Autor führt durch das Leben des russischen Revolutionärs (1883-1936), das typisch war für einen Kämpfer der „alten Leninschen Garde“: mit 18 Jahren Sozialdemokrat,

mit 21 erste Verhaftung (und von der Universität relegiert); danach Kontakt zu Lenins „Iskra“-Gruppe, in der Revolution 1905 bis 1907 „revolutionärer Journalist“; 1908 bis 1913 Emigrant (u. a. Mitarbeiter der „Pravda“); seit Kriegsbeginn 1914 in Finnland, dort verhaftet und für lebenslänglich nach Sibirien verbannt (an den Ort, wo damals auch Stalin war). Im März 1917 kehrte er, von der Februar-Revolution befreit, nach Petrograd zurück, wo er die Leitung der „Pravda“ übernahm und Vorsitzender der Bolschewiki-Fraktion des Petrograder Sowjets wurde.

Stets an der Seite Lenins, sei K., so der Autor, diesem aber nicht immer in allem gefolgt. So habe K. 1905, „als Lenin eine Wiedervereinigung der [seit 1903 gespaltenen] Partei für möglich hielt, auf deren endgültige Spaltung hin[gearbeitet]. Die Sowjets, in welchen Trotzki und Lenin den Keim einer proletarischen Herrschaft sahen, nahm er nur als etwas Störendes wahr“ (S.48) und setzte auf die Partei als „das wichtigste Organ des internationalen revolutionären Proletariats“ (S.209). Das sei seine Position auch nach dem Sieg der Oktoberrevolution geblieben (S.139). 1917 war K. mit Lenins April-Thesen nicht einverstanden, da die bürgerlich-demokratische Revolution in Russland noch nicht abgeschlossen und es deshalb verfrüht gewesen sei, die sozialistische Revolution zu propagieren (S.94). Im Oktober 1917 war er mit Zinov’jev gegen den bewaffneten Aufstand – beider Brief vom 11. Oktober 1917 an das ZK („eines der wichtigsten Dokumente der vorliegenden Biographie“, S.105) wird ausführlich (nach Trotzki’s Werken, Bd. 3, Moskau 1926) wiedergege-

ben. Der Brief sei aber „*keine grundsätzliche Absage* an den Plan eines Aufstands“ gewesen. K. und Zinov’jev hätten jedoch die Auffassung vertreten, dass die Feinde der Revolution zur *damaligen Zeit* noch übermächtig gewesen seien, und deshalb vom Aufstand abgeraten (ebenda). Der Brief, so U. weiter, gebe „keine Hinweise, dass K. weiterhin daran festhielt, in Russland sei das Stadium der sozialistischen Revolution noch nicht erreicht“ (S.106). Dieser sei in seinem Denken nicht festgefahren gewesen und habe 1917 „in den Monaten nach Lenins Ankunft eine tiefgehende, schnelle Entwicklung“ durchgemacht (S.95). Auch für die spätere Zeit stellt der Autor hinsichtlich des Verhältnisses zwischen K. und Lenin fest: „So weit bekannt ist, entstand zwischen den beiden nie ein lange dauerndes Zerwürfnis.“ (S.132) Wie Zinov’jev auch wurde K. nach dem gelungenen Aufstand 1917 Mitglied der Sowjetregierung.

K. trat für die Bildung einer Koalitionsregierung mit den Sozialrevolutionären ein und war im Januar 1918 gegen die Auflösung der im November 1917 gewählten Konstituante. Während des Bürgerkrieges übernahm er mehrfach die Rolle des Mittlers zwischen der Sowjetregierung und den Menschewiki bzw. den Sozialrevolutionären (Januar bzw. März 1919), verhandelte mit dem anarchistischen Bauern-Führer Machno (Juni 1919), war für die Einschränkung der Kompetenzen der Geheimpolizei (1919), befürwortete parteilose Kandidaten bei Neuwahlen in den Moskauer Sowjet (Februar 1920). Auch sprach er sich gegen die Todesstrafe aus. Diese

Fakten sind es, die den Buchtitel „Kamenev: Der gemäßigte Bolschewik“ begründen.

In der zweiten (knapperen) Hälfte des Buches geht es um das wechselvolle Agieren Ks. als prominenter Parteiführer. Seit 1922 (Lenin war krankheitshalber an der politischen Arbeit kaum noch aktiv beteiligt) gehörte er an der Seite Zinov’jevs und Stalins zur „geheimen Troika“, „welche die Beschlüsse des politischen Büros der Partei maßgeblich beeinflusst[e]“ (S.140). Die Jahre danach fasst der Autor so zusammen: „Noch 1924 war er [K.] ein Hauptgegner Trotzkis. In der zweiten Hälfte des Jahres 1925 überwarf er sich mit seinem früheren Bundesgenossen Stalin. In der ersten Hälfte des Jahres 1926 näherte er sich zusammen mit Zinov’jev seinem ehemaligen Gegner Trotzki wieder an. Mit diesem und weiteren Oppositionellen trat er bis Ende 1927 gegen Stalins Parteileitung auf. Aber schon Ende 1927 versuchte er, sich mit ihr wieder zu versöhnen, und brach deshalb mit Trotzki. Er machte also Schwankungen durch, die seine politische Orientierung und sein gesamtes Denken betrafen.“ (S.190) Kritisch vermerkt U., „die Anti-Trotzki-Hetze Kamenevs und Zinov’jevs während der Krankheit und nach dem Tode Lenins“ seien „gehässige, durch Karriereabsichten motivierte Ausfälle“ gewesen (S.194).

Die Ursache für die Positionswechsel K.s sieht U. in dessen „Vorstellung, es gebe *ein* richtiges politisches Verhalten von Marxisten, von dem man nach rechts oder links abweichen könne. K. suchte seinen eigenen Kurs, diesen Mittelweg zu finden. Diese Suche nach dem vermeintlich einzig richtigen

Mittelweg bewirkte seine sich wiederholenden Schwankungen, die sich schließlich als Katastrophe auswirkten.“ (S.197) Und: „Seine bedingungslose Loyalität gegenüber der Partei lieferte ihn Stalin [dem Intriganten, S.220] aus, dem offiziellen Führer derselben.“ Er vertraute „auf die Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, die er richtig zu erkennen glaubte. Diese würde sich unabhängig von Personen und Ränkespielen zu seinen Gunsten auswirken.“ (S.222)

Während die Einschätzung K.s als „gemäßigter Bolschewik“ aufgrund der mitgeteilten Fakten in etwa plausibel wird, erschließt sich der Untertitel des Buches „Das kollektive Denken im Umfeld Lenins“ nicht: Es geht stets um das Denken Einzelner – Lenin, Kamenev, Trotzki, Bucharin, Stalin. Ks. Denken wird streckenweise mit Lenins Aussagen mehr oder weniger identifiziert (siehe u. a. S.38-45: „1905‘ und die Sozialdemokratie anhand der Schriften Lenins“; S.75f.: Lenins Vorkriegsartikel). „Gesetze [!] des kollektiven Denkens auch in einer sich als wissenschaftlich verstehenden *politischen* Vereinigung“ (S.252) werden dabei nicht erkennbar. So bleibt auch die Frage, welchen Erkenntnisgewinn der Vergleich dieses Denkens mit Vorgängen in naturwissenschaftlichen Vereinigungen bringt (S.19-22). Denn, wie der Autor an anderer Stelle einräumt: „Das gesellschaftliche Leben ist vielfältig und wird es bleiben, wie auch führende Marxisten immer wieder hervorhoben.“ (S.253)

Der Autor stützt sich z. T. (vor allem die Jugendjahre betreffend) auf Archivalien, übernimmt aber über weite

Strecken ungeprüft Thesen von R. Pipes und R. Service, die Darstellung des Bürgerkrieges von G. Swain, die weiteren Ereignisse von russischen Autoren (die Übersetzung aus dem Russischen ist dem deutschen Text vielfach anzumerken). Als erste deutschsprachige Biografie eines den meisten bestenfalls nur namentlich bekannten russischen Revolutionärs bleibt das Buch lesenswert. *Ulla Plener*

Jan Kusber/Andreas Frings (Hrsg.): Das Zarenreich, das Jahr 1905 und seine Wirkungen. Bestandsaufnahmen (Mainzer Beiträge zur Geschichte Osteuropas, Bd. 3), LIT Verlag, Berlin 2007, 440 S.

Die Materialien des vorliegenden Bd. enthalten größtenteils den Ertrag eines im Juni 2005 von der Abteilung Osteuropäische Geschichte des Historischen Seminars der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz durchgeführten Kolloquiums. Neun der 14 Beiträge entstammen denn auch der Feder von Mainzer Wissenschaftlern. Der Bd. zeichnet ein beeindruckendes Bild der Interessen- und Themenvielfalt eines offensichtlich regen Kreises von Fachhistorikern, denen sich Autoren u. a. aus Bonn, Jena, Kazan' und St. Petersburg angeschlossen haben. Man darf wohl feststellen, dass wissenschaftliche Veranstaltung wie Unterbreitung ihrer Ergebnisse ein begrüßenswertes Unternehmen sind in einem Umfeld, in dem – wie K. einleitend zutreffend bemerkt – der 100. Jahrestag der ersten russischen Revolution „kein Datum war, dem besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.“ (S.7)

Die Beiträge geben differenziert Anregungen für ein neuerliches Durchdenken des Revolutionsthemas. Historiografische Übersichten berücksichtigen (vorwiegend im Anmerkungsapparat) ausführlichst die ältere und aktuelle angloamerikanische Geschichtsliteratur; die sowjetische und postsowjetische Geschichtsschreibung ist für die meisten Autoren indes kaum ein Thema, höchstens in kritischer Sicht auf die „systemlegitimierenden“ Anstrengungen der ersteren. Zumindest wäre die Berücksichtigung der bedeutenden russischen Dokumentenpublikationen aus den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts über Russlands politische Parteien angezeigt gewesen, ist doch durch sie die Quellenbasis für das Jahr 1905 entschieden verbreitert worden. Fast erübrigt es sich anzumerken, dass Forschungen zu 1905 von einstigen DDR- bzw. von ostdeutschen Historikern in keinem Fall zur Kenntnis genommen wurden, ein Defizit, das weit verbreitet scheint, immer noch.

Die in vier große Komplexe gegliederten Beiträge verbinden die Autoren unter theoretisch-konzeptionellem und methodischem Aspekt mit generellen Fragestellungen, denen jedoch unterschiedlich intensiv nachgegangen wird; die im Buchtitel angekündigten Wirkungen der Revolution bleiben im Ganzen blass. Zum einen geht es den Vf. darum, den Blick für bislang Vernachlässigtes zu schärfen bzw. frei zu machen. Zum anderen wird darauf Wert gelegt, soziale Gruppen bzw. Klassen aus bisherigen Interpretationsschemata herauszulösen und „selbst sprechen zu lassen“, wie es in den einführenden Bemerkungen heißt (S.13).

Die „Revolution im internationalen Kontext“ untersuchen Sönke Neitzel und Stefan Albrecht, ein Thema, das durchaus nicht so vernachlässigt wurde, wie es den Hrsg. des Bd. und den Autoren scheinen mag. N. erfasst das Revolutionsjahr 1905 mit seinen Wirkungen auf die internationalen Beziehungen als „Schlüsseljahr der hochimperialistischen Epoche“, wertet den russisch-japanischen Krieg und Russlands fatale Niederlage (Dietrich Geyer folgend) als „Hebel der Revolution“. A. vertieft das Thema, indem er anhand von Berichten und Aufzeichnungen von Botschaftern und Militärs europäischer Großmächte aus Petersburg aufzeigt, dass sie die dramatischen Geschehnisse in Russland nahezu ausnahmslos in den europäischen „Erwartungshorizont“ eines kommenden bzw. ihm unterordneten und gleichsam erleichtert konstatierten, dass die russische Revolution nicht unmittelbar zum Krieg führte.

Die „Revolution im sozialen Kontext“ wird in vier Aufsätzen behandelt. Aus fundierter Kenntnis der Geschichtsliteratur (auch der Arbeiten von D. A. Kolesničenko) und unter Nutzung von Archivmaterial gelangt Kusber zu nachvollziehbaren Aussagen über eine sichtliche „Politisierung der Bauernschaft, zweifellos über gewaltsames kollektives Handeln, aber eben auch über neue Formen der Partizipation“ (S. 103). Joachim von Puttkamer (Jena) fragt nach dem materiellen Gehalt und den politischen Wirkungen der Arbeiterforderungen, wie sie namentlich in großen Streiks zum Ausdruck kamen. Er meldet u. a. Skepsis an gegen von ihm hoch geschätzte ameri-

kanische Fachkollegen (Mark Steinberg), die die im Revolutionsgeschehen enorm gewachsene Organisation der Arbeiter als potenzielle Grundlage für eine gesellschaftliche Stabilisierung des Zarenreiches auf konstitutioneller Basis betrachten. Seine Auffassung, der man durchaus zustimmen kann: Die revolutionäre Wucht der Emanzipationsbewegung der Arbeiter konnte schwerlich auf einen reformerischen Weg (das installierte Dumaregime!) gelenkt werden, zu tief waren die Differenzen zur bestehenden Gesellschaft. Dittmar Dahlmann berichtet über wirtschaftliche und politische Positionen und Aktivitäten insbesondere von Moskauer Unternehmern und konstatiert, dass es die Unternehmerschaft Moskaus, Petersburgs oder der Provinz trotz erstaunlicher politischer Mobilisierung zu keiner „wirksamen parlamentarischen Interessenvertretung“ brachte (S.142). Alexander Kapunovskiy widmet sich den bislang wenig untersuchten prikazčiki, jener relativ breiten sozialen Gruppe von niederen kaufmännisch-industriellen Angestellten, die seit der Jahrhundertwende in der Sozialstruktur des Landes zunehmend an Gewicht gewann und in den Revolutionsjahren ihre Forderungen vernehmbar anmeldete. Diese Forderungen deckten sich aufgrund der sozialen Lage dieser Gruppe in Vielem mit denen der Arbeiter bzw. kamen ihnen nahe. Dieser bemerkenswert anregende und materialreiche Beitrag entstand im Rahmen eines von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projekts über „Sprachen der Selbstbeschreibung und Selbstrepräsentation im imperialen Rußland“. K. legt denn auch besonderen Wert auf

die Angestellten-Gewerkschaften und -Gesellschaften und namentlich die Angestelltenkongresse. Zum Umfeld, in dem die prikazčiki-Bewegung wirkte, gehörte auch das Bemühen politischer Parteien um Einflussnahme auf diese, das K. ausführlicher auch für die Sozialdemokraten untersucht.

Fünf Beiträge sind im Abschnitt „Revolution im regionalen Kontext“ zusammengefasst. Sie vermitteln einen Überblick über 100 Jahre polnische Historiografie zu 1905 (Hans-Christian Petersen), behandeln Ursache und Bedeutung der Revolution in den „Deutschen Ostseeprovinzen Rußlands“ (Detlef Henning; obwohl der Autor in seinem Text verrät, dass er die Gouvernements Estland, Livland und Kurland meint, ist für eine seriöse Publikation wie die vorliegende der für die Überschrift gewählte, ahistorische Terminus inakzeptabel), untersuchen die Teilnahme von Juden an den revolutionären Vorgängen in Riga und die „Reaktionen auf christlicher Seite“ darauf (Svetlana Bogojavlenska), stellen muslimische Reformbestrebungen tatarischen revolutionären Aktivitäten an der Mittleren Wolga gegenüber (Frings) und beschreiben die Tätigkeit der muslimischen Abgeordneten in der 1. und 2. Staatsduma 1906, 1907 (Diljara Usmanova, Kazan). Dass gleich zwei Aufsätze das Thema der Muslime in der ersten russischen Revolution aufgreifen, dürfte auch aktuellen Überlegungen geschuldet sein.

Fast alle Autoren der genannten Beiträge suchen und finden für die unstrittig vorhandene nationale Spezifik der Revolutionsgeschehnisse in den behandelten Territorien „griffige“ Bezeichnungen, denen sich die Rezen-

sentin allerdings kaum anzuschließen vermag. Wenn die Rede von „geteilter Revolution“, „nationaler Revolution“, „unterschiedlicher Revolution“ ist, verschwinden dahinter allzu oft die gesamt russischen Ursachen und Dimensionen dieses Ereignisses. Anzuzweifeln, mindestens aber zu hinterfragen ist die Feststellung, in den nichtrussischen Gouvernements am „Rande des Imperiums“ (Polen, baltische Region, Ukraine, Transkaukasien) sei die Revolution „schneller und heftiger“ verlaufen als in den russischen Gebieten (Henning, S.247).

Der „Revolution im intellektuellen Kontext“ gelten drei den Bd. abschließende Beiträge: Alexander Semjonov (Semenov, St. Petersburg) geht es unter aktuellem Aspekt um eine Neusicht von revolutionsbegleitend entwickelten Überlegungen hinsichtlich einer „liberalen Alternative“. Rainer Goldt beschreibt die Krise der Intellektuellen nach Niederlage der Revolution am Beispiel des bekannten Sammelbandes „Vechi“ (Wegzeichen, 1909), was insofern Neues bringt, als der Autor vor allem die philosophiegeschichtlichen Zusammenhänge ausleuchtet. Der Slawist Frank Göbler schließlich analysiert Entstehungs- und Publikationsgeschichte des von dem Revolutionsteilnehmer Boris Žitkov verfassten, jedoch lange Zeit unbekannt gebliebenen Romans über das Jahr 1905 „Viktor Vavič“.

Das von den Autoren gezeichnete facettenreiche Bild über die erste russische Revolution mit seinen vielfach anregenden, neuartigen Forschungsansätzen und Sichten sollte in Fachkreisen nicht unbeachtet bleiben.

Sonja Striegnitz

Heiko Haumann (Hrsg.): Die Russische Revolution 1917, Böhlau Verlag, Köln-Weimar-Wien 2007, 182 S.

Der wissenschaftliche Ertrag zum 90. Jahrestag der Russischen Revolution war bescheiden, und das selbst in Russland, wo revolutionsgeschichtliche Forschungen und Publikationen längst ihren einstigen dominierenden Platz eingebüßt haben. Da lohnt es sich, auf ein schmales Bändchen aufmerksam zu machen, das der in Fachkreisen nicht unbekannte H., Professor für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel, herausgegeben hat. Es ist nicht so sehr der (von Spezialisten) erwartete oder vermutete Neuigkeitswert, als vielmehr der Blick der Autoren, der besticht. Die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Verhaltensweisen von Akteuren unter den unterschiedlichsten Bedingungen und in verschiedensten Zusammenhängen stehen im Zentrum des Interesses der Vf., sind der sie verbindende Ansatz, mit dem sie ihre Forschungen über Zielsetzungen, Hoffnungen, Zukunftsentwürfe und Utopien der Revolution in die konkreten geschichtlichen Rahmenbedingungen hineinstellen. Und zudem danach fragen, wie wir heute damit umgehen. Insofern dürfte die Titulung des Bd. als Studienbuch durchaus gerechtfertigt und nicht zu hoch gegriffen sein.

In ihren Beiträgen spannen die Vf. den chronologischen Rahmen von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Der Endpunkt wird mit der Herausbildung des stalinistischen Systems gewählt.

H. behandelt in seinem ersten Beitrag die Ursachen der Revolution, indem er „Lebenswelten im Zarenreich“ nach ihrem politischen Zündstoff abtastet. Dabei spricht H., Marx folgend, für Russland von einem „verkrüppelten Kapitalismus“. Anina Gidkov widmet sich, beginnend mit Alexander Herzen als dem wohl bedeutendsten Emigranten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, zum einen alternativen Entwürfen für eine Umwälzung der russischen Gesellschaft und zum anderen dem Exil als Lebenswelt und prägendem Erlebnis von Generationen von Revolutionären, wobei sie auf die herausragende Bedeutung der Schweiz als Exilland eingeht. Ausführlicher behandelt sie die Entstehung der Sozialdemokratie in Russland mit ihren führenden Ideologen und Organisatoren (anzumerken ist hier: Ob man RSDRP oder SDAPR als Kürzel wählt, in jedem Falle muss es in der Auflösung „Russländische“ oder „Russland“ heißen, das war Intention und Position der sozialdemokratischen Gründerväter!). Dabei geht es ihr vor allem um Emigranten wie V. I. Lenin, J. O. Martov, L. D. Trockij. Sie deutet die scharfen Auseinandersetzungen unter ihnen über den „richtigen Weg“ Russlands an, bei denen es aber – wie sie schreibt – meist „nur um kleine Unterschiede“ gegangen sei (S.58). Der Leser hätte sich freilich gewünscht, „nichtbolschewistische“ Emigranten – Menschewiki, Sozialrevolutionäre – stärker kenntlich zu machen. Nachweislich ging es in den Debatten mit ihnen über Russlands Entwicklungsperspektiven eben nicht nur um kleine Unterschiede.

Über das konkrete Revolutionsgeschehen 1917 bis in den Januar 1918

in den Metropolen Russlands und in den Dörfern berichtet H. in einem weiteren Beitrag, wobei verständlicherweise die Ereignisse in Petrograd im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen. Es ist gewiss originell und reizvoll, wenn der Autor immer wieder zu Aufzeichnungen eines Bauern aus der nordrussischen Region zurückgreift, um diese Vorgänge sowie das Geschehen auf dem Lande gleichsam aus dessen Perspektive zu erfassen. Dieser Blick ist jedoch stark verengt und holzschnittartig und kann Erwartungen des Lesers nur bedingt befriedigen. Indes sei auf einige akzentsetzende Wertungen H.s hier ausdrücklich verwiesen, da sie sich in ihrer sachlichen, an den geschichtlichen Tatsachen orientierten Sicht von heutigen dominierenden Deutungen der Russischen Revolution wohlthuend abheben. So scheut sich H. (wie auch die anderen Autoren) nicht, vorbehaltlos von „Oktoberrevolution“ zu schreiben und festzustellen, dass es sich keineswegs um eine „geheime Verschwörung oder einen Putsch“ gehandelt habe (S.67), sondern um ein „welthistorisches Ereignis“, das „ohne große Gegenwehr über die Bühne gegangen war“ (S.68). Denn: die Bolschewiki waren „Nutznießer“ einer Entwicklung, in der die Provisorische Regierung – ohne und mit Menschewiki und Sozialrevolutionären – es nicht verstanden hatte, „die Grundprobleme des Landes einer Lösung näher zu bringen und die wichtigsten Forderungen der Bevölkerung zu erfüllen“ (S.63, 65).

Aspekte des Revolutionsgeschehens an der „Peripherie“, konkret in der Ukraine sowie in Turkestan behandelt

Jörn Happel, wobei er sich zuvörderst auf Erinnerungen dreier Zeitzeugen stützt, die zwischen 1919 und 2005 veröffentlicht wurden. Sichtlich um Zeitkolorit und das Aufspüren der unterschiedlichen Voraussetzungen für revolutionäre Umwälzungen, aber auch von Gemeinsamkeiten bei der Errichtung der Macht der Sowjets in beiden Regionen bemüht, kann der Vf. mit dieser schmalen Quellenbasis einer gewissen Vereinfachung der Vorgänge nicht entgehen.

Julia Richers spürt in einem Überblick dem Widerhall der Russischen Revolution nach, erfasst den geografischen Raum zwischen Deutschland (wo sie die Wirkungen des russischen Beispiels am ausführlichsten beschreibt, die Novemberrevolution aber unzutreffend „sozialistisch“ nennt, S.93) und Fernost und spannt – bezogen auf die Resonanz in China – den zeitlichen Bogen bis in das Jahr 1949. Die Russische Revolution habe nicht die (erhoffte) Weltrevolution entzündet, schreibt R., das Ideal eines „Reiches der Freiheit“ konnte nicht erreicht werden, dennoch wirkten Traditionen und Ziele des Jahres 1917 fort, entsprachen sie doch der Sehnsucht vieler Menschen nach einer gerechteren Welt (S.97).

Das „Schicksal der Revolution“ unter dem Aspekt des Weges in den Stalinismus erörtert Happel in seinem zweiten Beitrag. Differenziert und ausgewogen behandelt er Bürgerkrieg, Kriegskommunismus, Neue Ökonomische Politik und die sie begleitenden gesellschaftlichen Grundtendenzen. Dies alles verknüpft er, ohne illustrativen Schemata zu erliegen, mit zahlreichen Erinnerungen und Beob-

achtungen von Zeitzeugen, darunter Egon Erwin Kisch und Heinrich Vogeler. Er lässt Bauern über die dramatische große Hungersnot Anfang der 20er-Jahre zu Worte kommen, zitiert aus Verhörprotokollen von Beteiligten am Kronstädter Aufstand und schlussfolgert: „Das Kronstädter Revolutionskomitee wollte die Macht der Bolschewiki nicht unbedingt stürzen, aber diese zu den ursprünglichen Idealen der Revolution zurückführen.“ Mit der Niederwerfung des Aufstands wurde „der Sicherung der Macht Vorrang eingeräumt vor dem Anspruch einer humanen sozialistischen Politik“ (S.108f.). H. ist überzeugt, dass der Weg in das stalinistische System keineswegs vorprogrammiert war, registriert jedoch Elemente und Positionen in der Politik der bolschewistischen Partei, die die Gefahr in sich bargen, dass sich die Kommunisten in einen Gegensatz zu ihrem eigenen Anspruch brachten und schließlich die Entartung der Partei beförderten. Nicht zuletzt nennt er hier die Übernahme von bzw. das Anknüpfen an „gewaltsame Problemlösungsstrategien“ aus der Zeit des Bürgerkrieges.

Carmen Scheide spürt dem Widerspruch zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen ab 1917 nach, stellt sich die Frage, inwieweit sich neue Lebensformen ausprägten, was dem förderlich oder hinderlich war, wie die bolschewistische Partei darauf reagierte. Bemerkenswert die Feststellung, dass neue Lebensformen lebhaft diskutiert und aufgenommen wurden, jedoch nur in dem Maße, wie sie mit dem jeweiligen sozialen Umfeld und den eigenen Einstellungen vereinbar waren. Sch. stellt abschließend fest,

dass alle Diskussionen, Zukunftspläne und Experimente, die sich auf die Ziele von 1917 bezogen, 1930 durch Parteibeschluss als „außerordentlich schädlich“ (S.129) abgebrochen wurden, doch die damit verbundenen Hoffnungen im Bewusstsein vieler Menschen der Sowjetunion lebendig blieben. Eine Feststellung, deren ersten, sehr absoluten Teil die Rezensentin nicht in Gänze nachvollziehen kann.

Michael Hagemester und Richers greifen mit ihrem Beitrag über „Utopien der Revolution: Von der Erschaffung des Neuen Menschen zur Eroberung des Weltraums“ Überlegungen von Scheide auf und belegen die „ungeheure Aufbruchstimmung“ nach Revolution und Bürgerkrieg mit zahlreichen hochinteressanten Beispielen aus Kunst und Literatur, Gesellschafts- und Naturwissenschaft und Technik. Wer weiß schon, wie intensiv Gedanken sowjetischer Biologen, Physiologen, Dichter und Schriftsteller um die „Verbesserung“ des Menschen kreisten? Die chronologische Grenze ziehen die beiden Autoren ebenfalls Ende der 20er-/Anfang der 30er-Jahre, als „Allmacht und Allwissenheit“ Stalins für die „mobilisierende Kraft“ visionärer Ideen keinen Platz mehr ließen.

Am Schluss des Bd. beschreibt H. resümierend „Sichtweisen der Russischen Revolution“ und seine eigene Position bemerkenswert ermutigend: „Manchmal erheben sich Stimmen, die dazu auffordern, die Oktoberrevolution zu vergessen und bei der Neugestaltung Rußlands historisch an die Zeit vor der Revolution anzuknüpfen. Aber die Folgen der Russischen Re-

volution haben die Welt verändert [...] So wie die Französische Revolution trotz aller negativen Auswirkungen für uns heute noch ein Anknüpfungspunkt für das Streben nach Freiheit und Menschenrechten ist, wird die Russische Revolution als ein Bestandteil dieses Strebens nach einer besseren Welt lebendig bleiben.“ (S.146, 156).
Sonja Striegnitz

Wladislaw Hedeler/Alexander Vatin (Hrsg.): Die Weltpartei aus Moskau. Der Gründungskongress der Kommunistischen Internationale 1919. Protokoll und neue Dokumente, Akademie-Verlag, Berlin 2008, XCVI, 441 S.

Anlass der Edition, so berichtet das Vorwort, war die Frage des Lektors Peter Heyl vom Akademie-Verlag nach den Personen auf einem Foto, das während des ersten Kongresses der Kommunistischen Internationale (Komintern) 1919 aufgenommen wurde.

Die Recherchen ergaben, dass trotz einer in den real-sozialistischen Ländern langjährigen und staatlich intensiv geförderten Forschung über die kommunistische Bewegung nach wie vor bedeutende Leerstellen zu verzeichnen sind. Die deutsch-russischen Hrsg. führen diese „weiße Flecken“ im konkreten Fall nicht in erster Linie auf die Tatsache zurück, dass viele Personen des Fotos dem stalinistischen Terror zum Opfer gefallen sind, sondern vor allem darauf, dass das Foto die Dominanz der sowjetrussischen Partei schon seit dem Beginn der Komintern belege (S.LXVII), somit von einer Bolschewisierung der kom-

unistischen Bewegung in den 20er-Jahren – wie bisher in der Forschung allgemein üblich – gar nicht gesprochen werden kann. Diese und andere neue Sichtweisen – beispielsweise zum Autor des Gründungsmanifestes – präsentieren die Hrsg. in einer knapp hundertseitigen Einleitung, in die neue Archivalien, in Auswahl alte und aktuelle Forschungen und verstreute Erinnerungsliteratur eingeflossen sind. Die zwei Säulen der Edition sind einerseits das Protokoll des ersten Kominternkongresses 1919 und andererseits biografische Notizen zu den Delegierten, Teilnehmern, Gästen und Mitarbeitern des Gründungskongresses.

Die Publikation des – nicht vollständig vorliegenden – Protokolls ist keine Sensation, wurde es doch bereits 1920 im Verlag der Kommunistischen Internationale in Petrograd auf deutsch veröffentlicht. Es wurde aber nun mit einzelnen separat publizierten Berichten, neu erschlossenen Dokumenten und Kommentaren versehen, sodass eine nach heutigen Erkenntnissen bestmögliche Rekonstruktion entstanden ist. Flankiert wird diese Rekonstruktion von Briefen, Entwürfen und Einladungslisten, Länderberichten, Sitzungsprotokollen und Einschätzungen, die im Vorfeld und im Nachgang der Gründung einen Blick auf die Entstehung und Beurteilung der Komintern werfen. Insgesamt weist das Inhaltsverzeichnis 47 Dokumente aus. Interessant dabei ist so manches Detail, sowohl für den Kenner der Materie als auch für den Neuling auf dem Gebiet der internationalen Arbeiterbewegung; stellvertretend sei nur genannt die Involvierung des damaligen

Außenkommissars Sowjetrusslands Čičerin in der Entstehungsphase der Komintern und die seitdem bestehende Konkurrenz der beiden außenpolitischen Organe der RSFSR/UdSSR.

Das Personenverzeichnis als zweite Säule schließlich, gut fünfzig Seiten stark und in den meisten Fällen mit Portraits versehen, enthält Hinweise zu 73 Personen. Von einer einheitlichen Gestaltung der Kurzbiografien kann nicht gesprochen werden, zu unterschiedlich ist der Wissensstand über dieses Personal der Kominterngeschichte. Bei den bekannteren Figuren wird der Schwerpunkt auf die Zeit des Kongresses gelegt, bei den unbekannten beschränkten sich die Hrsg. auch schon mal auf die eine oder andere Erwähnung in den Akten. Hier zeigen sich am ehesten die Schwierigkeiten eines international ausgerichteten Themengebietes, das zudem nur noch eine geringe Lobby in der Forschungsförderung genießt.

Es ist eine Ironie der Geschichtswissenschaft, dass seit dem Moment, als die Forschung frei von politischen Vorgaben und mehr oder weniger frei von Restriktionen des Archivzugangs wurde, diese – vielleicht als traditionell zu bezeichnende – Kommunismusforschung eine Nischenexistenz führt. Da kann man es als einen Glücksfall bezeichnen, dass zwei umtriebige und produktive Hrsg. auf einen neugierigen Lektor gestoßen sind. Herausgekommen ist ein Bd. mit interessanten Dokumenten und scharf gestochenen Bildern, einer anregenden Einleitung und einem hilfreichen Personenverzeichnis sowie ausführlichen Registern in einer sorgfältigen Aufmachung. Deshalb: Darum sei der Lektor (zu-

mindest an dieser Stelle) auch bedankt: er hat es den beiden abverlangt.

Carola Tischler

Eric D. Weitz: Weimar Germany. Promise and Tragedy, Princeton University Press, Princeton/Oxford 2008, 425 S.

Dieses Buch des an der University of Minnesota lehrenden Historikers sucht das kulturelle Klima der ersten deutschen Republik einzufangen. Dabei möchte der Autor einer historisch interessierten, doch nicht unbedingt spezialisierten englischsprachigen Leserschaft zeigen, inwieweit dieses Klima das politische Auf und Ab der Weimarer Republik prägte.

Eine zentrale, das Buch durchgängig prägende These ist die des Doppelcharakters der durch die Novemberrevolution hervorgerufenen Veränderungen: Einerseits ermöglichte die Revolution die kulturelle Liberalisierung, ohne die viele große Leistungen, die unter dem Begriff „Weimarer Kultur“ auch außerhalb Deutschlands fortleben, nicht denkbar gewesen wären. Andererseits hätte gerade damals eine „energischere und phantasievollere Politik der SPD das Großkapital zügeln [können], denn dieses war nicht nur antisozialistisch, sondern weitgehend ebenso antidemokratisch. Stattdessen setzte die SPD ausschließlich auf eine rasche Wiederankurbelung der Produktion, was nur den Kapitalinteressen dienlich war. Großindustrie, Gewerkschaften und Staat förderten die Inflation solange, bis sie zur Hyperinflation ausartete; in der darauf folgenden Krisensituation erwies sich das Kapital als imstande, seine Macht

wiederherzustellen und viele soziale Errungenschaften der Revolution zu nichte zu machen.“ (S.168) W. zeigt, dass der letztlich nicht korrigierbare Geburtsfehler der Weimarer Republik im Auftrag der SPD-Führung an das rechtsextreme Militär lag, die „Arbeiter, die um ein demokratischeres und sozialistischeres Deutschland kämpften, niederzuschießen.“ (S.31)

Nicht immer entlang der politischen Fronten, doch in scharfer Konfrontation zwischen Rechts und Links entfaltete sich die kulturelle Szene. Doch gab es auch, und dies zeigt W. vor allem anhand der Filmproduktion, eine demokratische Massenkultur, die diese Fronten teilweise aufzulösen suchte. In den Debatten um sexuelle Fragen verband sich ein allgemeines Interesse mit den je spezifisch politischen Antworten auf Probleme wie die soziale Lage der Frau, sexuelle Aufklärung oder Schwangerschaftsabbruch. Sehr gut gelungen ist das Kapitel zur Architektur in seiner Verbindung der Analyse technisch-gestalterischer Leistungen und sozialer Probleme, vor allem des Wohnungsbaus. Gleichfalls überzeugend sind W.s Ausführungen zum Rundfunk und zur Schallplatte. Hier sei festgehalten: Josephine Baker oder der heute zu Unrecht fast vergessene Trompeter und Orchesterleiter Arthur Briggs stießen in Europa auf weniger hohe Rassenschranken als in den USA.

Sehr einprägsam sind die Porträts der Akteure von Erich Mendelsohn über Thomas Mann bis Martin Heidegger, dessen Hauptwerk „Sein und Zeit“ W. nuanciert vorstellt, ohne dessen reaktionäre Grundtendenz zu verschweigen. Die politische Rechte, ob natio-

nalsozialistisch oder rechtskonservativ, verfügte, so W., ungeachtet innerer Differenzen über ein Weltbild, dessen wichtigste Säulen Nationalismus, Imperialismus, Antisemitismus, Antimarksismus, Demokratiefeindschaft und der Wille zur kriegerischen Austragung internationaler Konflikte waren. Hingegen war die gespaltene Arbeiterbewegung zu keiner Zeit imstande, die politische Initiative zu ergreifen. Ihre Chancen, Hitler zu verhindern, sieht W. ab 1932 nur noch als gering an. Doch betont er, dass trotz Nachkriegskrise und Inflation die Mittelphase der Republik Aussichten auf eine dauernde Stabilisierung eröffnete. Es war kein naturgegebener Weg ins „Dritte Reich“. Doch die verheerenden Wirkungen der Weltwirtschaftskrise erbrachten den Aufstieg der Nazi-partei, der ersten wirklichen Volkspartei. Sie zog Enttäuschte aus allen Lagern an, wenngleich die Arbeiter weniger bereit waren, Hitler zu folgen. Doch genau die Begrenzung sowohl der KPD wie der SPD auf die Interessen einer einzigen Klasse – der Arbeiterklasse – machte auch nach W. die Schwäche beider Parteien aus.

Anders die Fraktionen der politischen Rechten: „Sie hatten eine gemeinsame Sprache und ein hohes Maß an Gemeinsamkeit in der Zielstellung, so dass die Bildung einer großen Anti-Weimar-Koalition in den letzten Wochen [der Republik] zur beschlossenen Sache wurde. Sie alle hassten die Republik. Sie erstrebten ein autoritäres System im Inneren und eine Wiedererlangung der deutschen Großmachstellung im internationalen Rahmen. Sie verfolgten eine völkische Politik, und dies bedeutete sofortige Maß-

nahmen gegen die Juden. Gewerkschaften, Sozialismus jeder Art, moderne Kunst, sexuelle Reformbewegungen – all dies sollte aus dem politischen Leben verschwinden. Die Koalition war antidemokratisch, antisozialistisch und antisemitisch. Die etablierte Rechte war von Hitler und den Nazis nicht begeistert, die ihnen als zu radikal und unberechenbar erschienen. Aber nach all den fehlgeschlagenen sonstigen Plänen und mit einem Deutschland, das noch formell eine Republik war, aber noch immer in der Krise steckte und unter den Bestimmungen von Versailles litt, waren Hitler und die Nazis für die Konservativen und breite Kreise des Bürgertums dann doch hoffähig geworden.“ (S.357) Das Buch sollte helfen, die auch in der englischsprachigen Welt recht weit verbreitete Legende zu zerstören, wonach totalitäre Kräfte von Links und Rechts gemeinsam der ersten deutschen Republik den Todesstoß versetzt hätten. *Mario Kessler*

Leonid Luks: Zwei Gesichter des Totalitarismus: Bolschewismus und Nationalsozialismus im Vergleich. 16 Skizzen, Köln-Weimar-Wien, Böhlau Verlag 2007, 306 S.

Der Autor amtiert seit 1995 als stellvertretender Direktor des „Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien“ an der Katholischen Universität Eichstätt. Bis zu dieser Position hatte er räumlich wie wissenschaftlich bereits einen ungewöhnlichen, sehr vielschichtigen Weg absolviert: Geboren 1947 in Sverdlovsk (heute: Ekaterinburg/Russland), legte er das Abitur 1965 in Szczecin (Polen) ab, um so-

dann an der Jerusalem University (Israel) Geschichte und „Russian Studies“ zu studieren. 1969 setzte L. sein Studium der neueren osteuropäischen Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München fort und schloss es mit einer Dissertation über „Lenins außenpolitische Konzeptionen in ihrer Anwendung“ ab. In seiner Habilitationsschrift 1981 befasste er sich mit der „Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie“. L. erhielt Lehraufträge an verschiedenen Universitäten, darunter eine einjährige Gastdozentur in Moskau. Inhaltlich erstreckt sich sein Forschungsfeld vorrangig auf die russische Geschichte – zwar in ihrem Gesamtbild, doch nicht minder in einzelnen Aspekten sozialer, ideologischer und kultureller Art. Über die russische Zeitgeschichte hinaus richtet sich in dieser Sichtweise sein Blick zudem auf Polen. Sein Publikationsverzeichnis vom Mai 2008 (ein neueres liegt im Internet nicht vor) weist ca. 330 Publikationen aus, darunter 16 Buchtitel, bei denen er als Autor und Herausgeber fungierte, und 132 Aufsätze.

In theoretischer Hinsicht bewegten L. elementar von Anfang an die „Totalitarismustheorie“ und die daraus abgeleiteten Betrachtungen über deren Bedingungen, Wurzeln, ihre strukturellen Merkmale und – nicht zuletzt – die Handhabung für eine produktive wissenschaftliche Praxis. Er räumt ein, dass der rein methodische, strukturelle Einsatz des Totalitarismuskonzeptes ohne Beachtung der politischen Systemausrichtung bisher unergiebig war. Dieses Verfahren habe formale Identitäten hervorgebracht, insbesondere, so das Hauptargument, weil die verglei-

chende Analyse von Faschismus und Bolschewismus fehlte oder wenigstens in den Hintergrund gedrängt worden sei. Ihm geht es darum, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu bestimmen und von da aus die inhaltliche wissenschaftliche und letztlich eben die Substanz der genannten Systeme zu erschließen. Im Grunde sucht L. dem traditionellen Konzept als maßgebendes wissenschaftliches Werkzeug auch politisch immanenten Gehalt zu geben. Dahinter verbirgt sich allerdings die uralte Problematik des Verhältnisses von Mittel und Zweck, in dem am Ende der Zweck die Mittel heiligt. Dabei übt er auch Kritik an Ernst Noltes und Stéphan Courtois' „Fehldeutungen“: Er spricht ihnen die Schuld daran zu, dass Faschismus- und Kommunismusforschung sich seit den 60er-Jahren auseinanderentwickelt hätten.

Als grundlegendes Argument fungiert bei L. die These von der „totalitären Doppelrevolution“ des 20. Jahrhunderts: die Faschisierung Deutschlands und die „Bolschewisierung“ Russlands bzw. der UdSSR. Dies ist der allgemeine Ausgangspunkt: Das Totalitarismus-Konzept solle „effektiver“ verwendet werden. Dazu wird bis heute als schwerwiegendster – wenngleich auch nicht erschöpfender – Vorwurf an die Adresse der meisten Anhänger und Praktikanten der „alten“ Idee hervorgehoben, dass die bekannten sechs Merkmale eine statische Momentaufnahme lieferten. Sie ignorierten jede Evolution und damit auch die Möglichkeit, dass das jeweilige System aus sich heraus verändert werden könnte. Der Historiker, der seine Professionalität sichern wollte, sah sich mit einem Begriff konfrontiert, der originär aus

der Politik stammt und nicht eine geschichtswissenschaftliche Kategorie darstellt. Lorbeeren in der Forschung pflückt man damit nur dürrig. Erst der politische Untergang der „realsozialistischen“ Staaten und das Vordringen der konservativen Kräfte ermutigte diese, so oder so das Begriffswerkzeug „Totalitarismus“ wieder nachhaltiger zu handhaben.

Wiederholt, selbst bis in die Enquete-kommissionen des Bundestages hinein, sind jedoch auch Historiker schon vor L. dafür eingetreten, die Unterschiedlichkeit der ideologischen und politischen Qualitäten und ihre prägende Rolle in den politischen Systemen in ihre Analysen einzubeziehen. L. hat sich nicht nur entschieden dafür eingesetzt, sondern – wie es aussieht – daran mitgewirkt, eine Institution mit dieser Orientierung aufzubauen: Die Eichstätt-Katholische Universität gründete ein internationales Netzwerk zur „vergleichenden Forschung von Bolschewismus und Nationalsozialismus“, um Parallelen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zu eruieren. L. formulierte 2006 zusammenfassend: „Nolte hatte versucht, den Nationalsozialismus apologetisch als Reaktion auf den Bolschewismus darzustellen. Wir machen genau das Gegenteil, wir analysieren die beiden totalitären Systeme und versuchen, Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede aufzuzeigen.“ (wiwo.de vom 1.3.2006)

Das zu besprechende Buch, schon am Titel ablesbar, trägt diesem Konzept Rechnung, obschon die hier zusammengefassten 16 Aufsätze – mit einer Ausnahme – ursprünglich früher einzeln erschienen sind. Doch so verlegen viele Sammelbände oft auch wir-

ken: Hier hat man gebündelt vor den Augen, was man sonst mühsam zusammensuchen müsste. Die thematische Anordnung erleichtert zudem die Nutzung.

Die Texte sind in drei Komplexen angeordnet, die logisch aufeinanderfolgen. Der erste erfasst die „Genese der Doppelrevolution des 20. Jahrhunderts“. Es fällt sofort das ungewöhnliche methodische Prinzip des Autors auf: Anhand zweier Repräsentanten mit ihren unterschiedlichen bzw. konträren Ansichten und Wirksamkeiten versucht er, Grundkonflikte von Situation und Zeit zu erfassen. Im Großen und Ganzen werden Einsichten und Ansichten sehr plastisch dargestellt, und in jedem Fall wird das Bild der jeweiligen Zeit mit ihren Aktionen und Überzeugungen nicht nur gut lesbar, sondern ist nicht minder auch anregend und zu mancher Nachdenklichkeit anstoßend. Über die Auswahl der Kandidaten könnte man gewiss hier und da streiten – ob dabei Besseres entstände bleibt offen.

Im ersten Komplex werden Dostojewski und Heinrich von Treitschke in ihren Auffassungen zur „organischen nationalen Einheit“ und zur „Judenfrage“ gegenüber gestellt. Zu den programmatischen Anleitungen zur „Doppelrevolution“ kommen H. S. Chamberlain (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts) und V. I. Lenin („Was tun“ erstaunlicher Weise) zu Wort. Lenin wurde sogleich ein zweites Mal herausgefordert unter dem Thema „Zusammenarbeit mit dem Wilhelminischen Reich“ („Heiligt der Zweck die Mittel?“). Es folgt die Auseinandersetzung mit einer Totalitarismus-Skizze von Semen L. Frank.

Thema des zweiten Komplexes sind „Totalitäre Utopien an der Macht – Bolschewismus und Nationalsozialismus“. Hier behandelt L. die „Fehleinschätzung der rechtsextremen Massenbewegung durch die Bolschewiki“, „Bolschewismus, Faschismus, Nationalsozialismus – Verwandte Gegner?“ und bespricht Ernst Noltes Buch „Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945“. Es folgen ein Beitrag zum „jüdischen Bolschewismus“/Holocaust und zwei Texte zu Vassilij Grossmann. In diesem Komplex finden sich auch Beiträge zur „Herrschaftslogik“ im Stalinismus und Nationalsozialismus, so über die Durchsetzung Stalins in der KPdSU, den „Großen Terror“ und seine Herrschaftspraxis allgemein. Auf „irreführende Parallelen“ wie „Ostfront“ und „Gulag“ im Irak wird aufmerksam gemacht.

Der dritte Komplex führt mit zwei Beiträgen zu aktuellen Vorgängen in das heutige Russland: das Auftreten totalitärer Bewegungen als Herausforderung und die Rückkehr der eurasischen Ideologie aus den 20er-Jahren, deren Vertreter das russische Imperium mit seiner Hegemonie wiedererrichten möchten. Die Eurasier halten das für eine Schicksalsfrage Russlands, andernfalls würde es auf den Status einer Kolonie mächtigerer Staaten zurückfallen.

Alles in allem liegt ein Buch vor uns, das mehrheitlich anregende Texte mit neuen Abwägungen zur Überwindung „totalitärer“ Auswüchse aufweist, klarer Kritik Raum bietet und unsere Kenntnisse anreichert. Das sich modernisierende Totalitarismuskonzept sollte allerdings nicht nur Instrument der Kritik im Dienst realer Demokra-

tie sein und demokratiefeindlichen Bewegungen keinen Spielraum gewähren. Man sollte sich bewusst sein, dass die Existenz des stalinistischen Herrschaftssystems und dessen Orgien der Massenvernichtung dem deutschen Faschismus zu seinen üblen Zwecken einstmals nutzen konnten.

Das Buch ist ausgerichtet auf eine fachkundige Leserschaft und setzt professionelles Wissen voraus. Schnell wird mit „Totalitarismus“ um sich geworfen, ohne über das moderne Wissen darüber zu verfügen und ohne die Bereitschaft, zu der ergiebigen Literatur zu greifen. Was ist eine politische Haltung wert, die auf Bildung verzichtet?

Ernst Wurl

Christina Jung: Flucht in den Terror. Das sowjetische Exil in Autobiographien deutscher Kommunisten, Campus Verlag, Frankfurt am Main-New York 2008, 398 S.

Es birgt gewisse Gefahren, ein Buch zu rezensieren, dass sich so eng mit den eigenen Forschungen (Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil 1933 bis 1945, erschienen 1996) überschneidet. Aber die Gemeinsamkeiten scheinen sich auf den ersten Blick auf den Titel zu reduzieren, analysiert hier doch eine Literaturwissenschaftlerin die Verarbeitung des sowjetischen Exils in den Autobiografien deutscher Kommunisten. Auf den zweiten Blick ist die Schnittmenge doch wieder größer als vermutet, denn J. arbeitet auch als Geschichts-/Kulturwissenschaftlerin mit starker Neigung zu Foucault. Nicht von ungefähr ist neben dem Germanisten Thomas Anz der Zweitgutach-

ter dieser an der Universität Marburg verteidigten Dissertation der Politikwissenschaftler Frank Deppe.

Die Arbeit ist in zwei Großkapitel gegliedert. In dem ersten Teil wird den „spezifischen Produktionsbedingungen und dem unter unterschiedlichen politischen Systemen entworfenen Bild von der Sowjetunion“ (S.15) nachgegangen. Hier wird deutlich, dass die Autorin keine Auswahl getroffen hat, sondern beinahe alle mehr oder weniger bekannten Autobiografien von deutschen (und österreichischen) Kommunisten und Ex-Kommunisten, die in der Sowjetunion waren, in die Untersuchung einbezieht. Sie beginnt sogar mit Reiseliteratur der Weimarer Republik (und ordnet dort terminologisch etwas ungeschickt auch die reichlich erforschte Debatte um Gide und Feuchtwanger unter) und endet mit Veröffentlichungen nach 1989. Jenes letzte Kapitel – gerade dies eine äußerst spannende Zeit von Veröffentlichungen über das Exil – umfasst ganze zwei Seiten, und die Darstellung spezifischer Produktionsbedingungen beschränkt sich auf eine Aufzählung dessen, was in den vergangenen zwanzig Jahren diesbezüglich publiziert wurde. Im zweiten Teil werden anhand der Autobiografien die Erlebnisse im Exil in der Sowjetunion chronologisch, aber immer unter dem Foucault'schen Analyseraster, dargestellt, flankiert von Überlegungen zur Politisierung der Kommunisten vor dem Exil und ihren verschiedenen Schreibmotivationen danach.

Die Autorin hat mit ungeheurem Fleiß einen Großteil der (deutsch- und englischsprachigen) Forschungsliteratur zum Exil/Stalinismus in der Sowjetunion

einerseits und zu Autobiografien im Stalinismus andererseits rezipiert, sich ein Gerüst gebaut und alles Gelesene darin diskursanalytisch untergebracht. Dass sie damit „neue Perspektiven sowohl auf die Gattung der Autobiographie als auch auf das Leben im Stalinismus [eröffnet]“, wie es der Klappentext verspricht, sehe ich als empirisch arbeitende Historikerin nicht. Demjenigen, der die Literatur zu dem Thema kennt, kommt alles irgendwie bekannt vor, nur sprachlich verklausuliert. Sie ist ja nicht die Erste, die sich dieser Quellengattung (Stichwort: Renegatenliteratur) annimmt. Ein an der Diskurstheorie Interessierter wird anders urteilen. Wenn man aber den Untersuchungsgegenstand so weit – von Karl Albrecht bis Hedda Zinner – fasst, dann kann das Fazit auch nur so allgemein ausfallen: „Die eigentlich progressive Leistung der Autoren ist es, sich aus dem Zwang zur Eindeutigkeit gelöst und immerhin in der Rekonstruktion des Selbst den damals empfundenen objektiven und subjektiven Ambivalenzen schreibend Raum gegeben zu haben.“ (S.376) Ich vermute, dass jeder Mensch – ob als Kommunist oder nicht – in seinem Leben Ambivalenzen empfindet, und ein schreibender Mensch diesen Widersprüchen Worte gibt.

Eine der eingangs erwähnten Gefahren liegt vor allem darin, nicht ein vorliegendes Buch in seiner Ausgestaltung zu rezensieren, sondern eins, das man sich hätte vorstellen können; eine Gefahr, der ich nicht ausweiche. Eine genaue Analyse einzelner weniger Memoiren im Vergleich mit den Originalakten hätte eine spannende Geschichte werden können, auch wenn die Au-

torin dies als primäres Erkenntnisinteresse verwirft (S.20). Wie höchst aufschlussreich und eigenständig dies sein kann, hat sie selbst am Beispiel des „Verratenen Sozialismus“ von Karl Albrecht gezeigt. Auch eine Analyse der nur nach 1989 erschienenen Memoiren, die schon zu DDR-Zeiten geschrieben wurden, wäre von großem Neuigkeitswert gewesen, wenn die entsprechenden Hintergründe der Fremd- und/oder Selbstzensur recherchiert worden wären. Wie sah es hier mit dem „Zwang zur Eindeutigkeit“ aus? Hier hätte sie ihrer Fragestellung nach der Motivation von Kommunisten, eine Autobiografie zu schreiben (S.20), genauer nachgehen können. Die Autorin wäre dabei auf eine Reihe weiterer literarischer oder autobiografischer Werke zum sowjetischen Exil gestoßen, die bis heute in Archiven schlummern. Aber trotz aller verschwimmenden Grenzen der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen wäre dies dann doch eher die Arbeit einer Historikerin geworden.

Carola Tischler

Ursula Bitzegeo: Über Partei- und Landesgrenzen hinaus. Hans Gottfurcht (1896-1982) und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten (Reihe Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 83), Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn 2009, 424 S.

Biografien haben Konjunktur. Dies gilt in Grenzen auch für den Bereich der Gewerkschaftsbewegung. Während das Interesse zumeist Führungspersönlichkeiten wie Carl Legien oder Hans Böckler gilt, hat sich B. einem Gewerkschafter gewidmet, der diese

„erste Reihe“ in der Organisationsebene nicht erreicht hat.

Biografische Wege sind Zugänge zum Verständnis von Geschichte. Hans Gottfurchts Lebensweg bietet ein außerordentlich vielfältiges Spektrum an solchen Zugängen. Aufgewachsen im jüdisch-liberalen Mittelstandsmilieu Berlins, unterschied sich der spätere Angestelltenfunktionär hinsichtlich seines Bildungsniveaus und seiner Entscheidung für die sozialistische Bewegung deutlich von den meisten seiner Funktionärsgenossen in den Arbeitergewerkschaften. Sein Bekenntnis zur Sozialdemokratie, der er als 18-jähriger beitrug, entsprang nicht wie beim Großteil der Arbeiterfunktionäre klassenspezifischen Erfahrungen, sondern ethischen Überzeugungen. Und der Besuch von Vorlesungen des Nationalökonom Werner Sombart oder des Religionsphilosophen Ernst Troeltsch weist über das in der Arbeiterbewegung verbreitete Bildungsstreben hinaus. Dies waren nicht die üblichen Grundlagen für eine Funktionärslaufbahn, die Gottfurcht im Alter von erst 25 Jahren in die Position eines Gauleiters des Zentralverbandes der Angestellten (ZdA) führte. Zunächst in Köln und Halle tätig, wechselte er 1924 nach Berlin.

Ab 1933 Widerstand, Verhaftung, Gestapo-Verhöre und Flucht ins englische Exil im Juli 1938 waren die weiteren Stationen im bewegten Leben des engagierten Diktaturgegners. Als Vorsitzender der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien hatte er maßgeblichen Anteil an den programmatischen Vorschlägen zum Neuaufbau der Gewerkschaften nach dem Ende der Nazi-Herrschaft.

Wie eine Reihe anderer Emigranten aus dem sozialistischen und gewerkschaftlichen Feld stellte sich Gottfurcht dem US-amerikanischen Nachrichtendienst OSS (Office of Strategic Studies) zur Verfügung und hielt in dessen Auftrag Schulungen sowohl für amerikanische Soldaten als auch für Deutsche in amerikanischen Kriegsgefangenenlagern auf britischem Boden ab.

Nach Kriegsende unternahm er mehrere Reisen in das besetzte Deutschland. Seine für den britischen Gewerkschaftsbund TUC angefertigten Berichte über die allgemeine Situation, den Aufbau der Gewerkschaften und der politischen Parteien gehören zu den spannendsten Quellen zur Nachkriegszeit. Gottfurcht lehnte die Übernahme von Funktionen in den neu entstehenden Gewerkschaften, darunter in der sich gründenden Deutschen Angestellten-Gewerkschaft (DAG), ab. 1949 wechselte er nach Brüssel zum Internationalen Bund Freier Gewerkschaften (IBFG). Seine dortige Arbeit, die ihn als stellvertretenden Generalsekretär auch nach Indien und Afrika führte, ist nicht mehr Gegenstand der Untersuchung.

Die Begründung für diese Eingrenzung findet sich im thematischen Zuschnitt der Arbeit. Es geht um Gottfurcht „und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten“. Und genau in diesem Zuschnitt liegt die Grundproblematik des Buches. Selbstverständlich steht eine Biografie nicht für sich allein. Die beschriebene Persönlichkeit muss in das politische, soziale, kulturelle Umfeld eingebettet werden, Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft müssen ausgelotet werden. Doch obwohl die

Autorin stets von einer Biografie spricht und sich einleitend über methodische Probleme biografischer Arbeiten auslässt, hat sich der Rezensent über weite Strecken der Studie gefragt, ob es sich tatsächlich um eine Biografie handelt. Vor allem in den Phasen bis 1933 wird die Entwicklung der Angestelltenbewegung und der Gewerkschaftsbewegung allgemein gezeichnet, ohne dass ein klarer Bezug zur Gottfurchtschen Biografie erkennbar wäre. Zudem sind Ungenauigkeiten und Fehler zu konstatieren. Offenkundig falsch ist die Darstellung von Gottfurchts Ausscheiden als Soldat des Ersten Weltkrieges. Nach B. hatte er als Mitglied des Soldatenrates der Spandauer Garnison seine Entlassung selbst unterschrieben und konnte so schon Mitte (!) 1918 die Armee verlassen, obwohl sein Jahrgang erst im Januar 1919 hätte den Dienst quittieren dürfen (S.78). Soldatenräte wurden erst in der Revolution errichtet und die nahm bekanntermaßen Ende Oktober 1918 mit dem Matrosenaufstand der deutschen Hochseeflotte ihren Ausgang. Befremdlich mutet auch an, dass der Exponent der Linksoption in der SPD, Max Seydewitz, kurzerhand zum freigewerkschaftlichen Repräsentanten umgeformt und so neben dem Metallgewerkschaftsvorsitzenden Robert Dißmann und dem Vorsitzenden des AfA-Bundes Siegfried Aufhäuser als Beleg für die gewagte These herangezogen wird, dass die Zahl der freigewerkschaftlichen Funktionäre in der innerparteilichen Opposition auffallend hoch gewesen sei (S.125f.).

Wirklich störend ist jedoch, dass sich die Autorin nicht für einen Termin der

Emigration Gottfurchts entscheiden kann. Auf S. 23 nennt sie das Jahr 1939, eine Angabe, die leider auch in die Verlagsankündigung Eingang gefunden hat. Zwei Seiten weiter ist von 1938 die Rede. Tatsächlich floh Gottfurcht, wie B. im weiteren Verlauf der Arbeit korrekt berichtet (S.200), am 10. Juli 1938 aus Deutschland zunächst nach Amsterdam, um von dort nach London weiterzureisen. Gottfurcht befand sich seit Sommer 1938 im englischen Exil und hatte zusammen mit seiner später eintreffenden Frau Herta mit Sorge vom Pogrom gegen die Juden in Deutschland im November 1938 Kenntnis erhalten. Ein Teil seiner Familie lebte noch in Berlin, der Vater starb im Juli 1942 im KZ Theresienstadt. Bei einem zentralen Datum, wie dem Zeitpunkt der Flucht, sollten derartige Fehler ausgeschlossen sein.

Die Jahre der Emigration gehören neben der Schilderung des Widerstandes, in dem Gottfurcht eng mit Bernhard Göring zusammenarbeitete, zweifellos zu den interessantesten Kapiteln in Gottfurchts Biografie. In dieser Phase wird Gottfurcht, obwohl 1919 aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten, deutlicher als zuvor mit seiner Herkunft als Jude konfrontiert, eine Erfahrung, die er mit zahlreichen jüdischen Emigranten teilte. Hier gelingt es der Autorin, die Probleme der Emigration lebendig werden zu lassen. Zunächst auf Deutschland und den dortigen antinazistischen Kampf fixiert, lässt sich Gottfurcht im Verlauf des Jahres 1939 auf die Auslandsarbeit ein, um dann allerdings als führender Kopf eine zentrale Rolle in der britischen Emigration zu spielen. Die herausgehobene

Bedeutung der Emigrationsjahre in B.s Buch sind auch in der Quellenlage begründet. Denn anders als für die Frühzeit von Gottfurchts Funktionärskarriere ist hier die Überlieferung dichter und aussagekräftiger. Gleiches gilt für die Phase der ersten Nachkriegsjahre. In diesem Zeitraum gerät auch die Angestelltenproblematik wieder deutlicher in das Blickfeld, während sie für Gottfurchts Aktivitäten als Landesgruppen-Vorsitzender in London von nachrangiger Bedeutung ist. Dies verweist noch einmal auf die Problematik der thematischen Beschneidung der Biografie. So eng Gottfurcht mit der Entwicklung der Angestelltengewerkschaften verbunden war, seine Bedeutung als Gewerkschafter weist in seiner programmatischen Arbeit, in seinen internationalen Verbindungen und Aktivitäten weit darüber hinaus – „über Landesgrenzen hinaus“.

Detlev Brunner

Peter Hochmuth/Gerhard Hoffmann (Hrsg.): Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder (Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 35), Karl Dietz Verlag GmbH, Berlin 2007, 246 S.

Die Ankündigung auf dem Buchrücken dieser Sammlung von biografischen Zeugnissen ehemaliger Häftlinge des KZ Buchenwald klingt verheißungsvoll: „In diesem Band ist der Sozialdemokrat ebenso vertreten wie der rassistisch verfolgte jüdischer Herkunft, der Kommunist ebenso wie der rassistisch verfolgte Sinto und der rassistisch verfolgte Farbige, der Offizier, der zur Verschwörung des 20. Juli gerechnet wurde, ebenso wie der ‚Sip-

penhäftling.“ Diese Erweiterung des Erinnerungsspektrums wird nicht nur der Komplexität der Lagergesellschaft besser gerecht, sondern zeugt auch – zumindest äußerlich – von einem allmählichen Wandel der Wahrnehmung nichtpolitischer Häftlinge, auch wenn Opfergruppen wie die Zeugen Jehovas, sogenannte „Asoziale“, „Berufsverbrecher“ oder Homosexuelle unberücksichtigt bleiben. In einem merkwürdigen Kontrast zum angekündigten individualisierenden Ansatz steht das Geleitwort des VVN-Vorsitzenden Professor Heinrich Fink, der die Lebenserinnerungen der Zeitzeugen in traditioneller Form als „politisches Manifest“ preist und dabei die „Urenkelgeneration“ als Adressat vor Augen hat.

Leider versäumten es die Hrsg., ihrerseits ein einleitendes Kapitel voranzustellen, um zu Sinn und Zweck ihres Projektes Stellung zu nehmen und ihre methodische Vorgehensweise zu erläutern. Hinzu kommt, dass ein Großteil der präsentierten Lebensläufe bereits in der einen oder anderen Form publiziert und damit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Die Neuauflage hätte die Möglichkeit geboten, einzelne Aspekte der Buchenwald-Erfahrung durch gezielte Befragung zu vertiefen, Neues zu ermitteln oder Widersprüchlichkeiten in der Erinnerung durch neuere Forschungserkenntnisse kritisch zu hinterfragen und im Bedarfsfall zu korrigieren. Diese Chance wurde verpasst. Stattdessen begnügen sich die Hrsg. und Bearbeiter mit unkommentierten Kurzporträts von achtzehn Zeitzeugen der Jahrgänge 1906 bis 1928. Die technischen Mängel sind dabei gravierend: Während ein Anmerkungsapparat ganz fehlt, offenbart das kommen-

tierte Personenverzeichnis einen Mangel an Recherche. So werden bekannte historische Namen ausführlich behandelt, während weniger bekannte Personen, über die man gerne mehr erfahren würde, nur mit einem Stichwort („Schwester von“, „Lager-Ältester in“, „Gestapo-Beamter“ usw.) oder gar nicht charakterisiert werden. Verkürzungen und Auslassungen führen immer wieder zu Sprüngen in der Logik und erschweren damit die Lektüre. Vollkommen inakzeptabel ist die Darstellung des Sinto Franz Rosenbach (S.214-221), in der nahezu sämtliche Datierungen der Ereignisse falsch sind. Offenbar wurde ein Interview aus dem Jahre 1994 mechanisch übernommen, obwohl die präzisierten Erinnerungen von Rosenbach seit 2005 unter dem Titel „Der Tod war mein ständiger Begleiter“ mit ausführlichen Kommentaren von Norbert Aas gedruckt vorliegen. Die Hrsg. verweisen auf dieses Buch, scheinen es aber nicht wirklich rezipiert zu haben.

Zusammenfassend muss leider festgestellt werden, dass der Sammelbd. weder für eine wissenschaftliche noch für eine pädagogische Nutzung zu empfehlen ist, dafür sind die Mängel und Fehler einfach zu groß. Dem interessierten Leser – einschließlich der Urenkelgeneration – kann nur geraten werden, auf die zuvor veröffentlichten ausführlichen Autobiografien und Erinnerungen zurückzugreifen.

Martin Holler

Paul Jattke (Red.): Sachsenburg. Dokumente und Erinnerungen, hrsg. VVN/BdA Stadtverband Chemnitz und Arbeitskreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Ergänzende Neuaufl., Chemnitz 2008, 164, 99 S.

Ein Buch besonderer Art haben wir hier vor uns: eine Kombination von Wiederabdruck einer 1994 erschienenen Broschüre (Teil I) und eine Ergänzungsarbeit (Teil II). Beide Teile haben die Geschichte des KZ Sachsenburg bei Chemnitz und die heutigen Auseinandersetzungen mit Rechts-Extremismus und Neonazismus zum Gegenstand.

Nach der ersten Chemnitzer Verhaftungswelle wurden im Mai 1933 Antifaschisten nach Frankenberg verbracht und dort interniert. Sie hatten ein Lager für 2.000 Personen in der stillgelegten Spinnerei unterhalb der Sachsenburg einzurichten und Baracken aufzubauen. Der örtlichen SA unterstellt als „Umerziehungslager“, fungierte es zunächst als eines der 20 provisorischen KZ in Sachsen. 1934 unter SS-Regime wurde es schließlich zum Haupt-KZ des Landes, das 1935 Heinrich Himmler und der NSDAP-Gauleiter Martin Mutschmann inspizierten. Hier begann die Karriere der späteren Kommandanten von Buchenwald und Majdanek Rödl und Koch und der SS-Gruppenführer Eicke und Simon. Mitte Juli 1937 kommandierte man ein Vorkommando auf den Ettersberg bei Weimar zum Aufbau eines Groß-KZ. Bei der nachfolgenden Auflösung des KZ Sachsenburg wurden die Gefangenen auf die KZ Buchenwald und Sachsenhausen aufgeteilt.

Bereits zu DDR-Zeiten wurde in einer Publikation mit nahezu 100 Häftlingsberichten der Lageralltag mit den tagtäglichen Demütigungen, mit schwerer Zwangsarbeit im Steinbruch bei karger Kost, mit Bestrafungen und Mordtaten dokumentiert. Der Prügelbock

und die „singenden Pferde“ – Häftlingstrupps vor den Transportwagen – wurden von hier aus Marterformen in anderen KZ.

Die vorliegende Publikation – eine Kollektivarbeit vieler – lenkt unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen den Blick auf dieses schändliche Kapitel sächsischer Geschichte. Anlass der Erstveröffentlichung war die Schändung des Ehrenmals im Juli 1992 und eine Falschbehauptung im Gemeindeblatt. Die Initiative zur Erarbeitung der Veröffentlichung ging aus von den antifaschistischen Widerständlern Erich Knorr (*1912, 1935 bis 1940 Zuchthaushaft, dann Strafbataillon 999; siehe: Wer war wer in der DDR?, S.443f.) und Siegfried Streubel (1921-2001, 1942 vom Sondergericht Danzig zu Gefängnishaft verurteilt; Erinnerungsbericht von 1974: Teil II, S.69-72). Auf Drängen der VVN kam eine Beratung zuständiger Verwaltungsstellen und Kultureinrichtungen zur Erhaltung der Gedenkstätte und wahrheitsgetreuen Geschichtsaufarbeitung (Protokoll Teil I, S.13-24) zustande.

Teil I macht durch eine detaillierte Zeittafel die Geschichte des KZ überschaubar (S.36-40, Autor Gottfried Weber) und gibt Zeugnisse ehemaliger Häftlinge wieder: Walter Janka und Otto Meinel als Nachdrucke und Bodo Ritscher in Gesprächsform. Ergänzend liest man im Teil II den Bericht von Karl Stenzel über die Entstehung des Lagerlieds. Für mehrere Häftlinge wurden biografische Aufsätze erarbeitet (I, S.70-90): Dr. Max Sachs (Redakteur des SPD-Organs „Dresdener Volkszeitung“, † 1935); Georg Schumann (führender westsächsischer KPD-

Funktionär, „Lagerältester“, hingerichtet Januar 1945); Pastor Ludwig Kirsch (1935 „Schutzhäftling“ als Leiter der Gruppe Bekennender Studenten an der Universität Leipzig) und Pastor Georg Krause (1929-1933 Landesvorsitzender der Zentrumsparterie, 1935 „Schutzhäftling“, 1935 bis zu seinem Tode 1950 katholischer Pfarrer in Chemnitz, 1945 Mitbegründer der dortigen CDU); Kurt Hermann Schubart („Erbhofbauer“ in Haßlau bei Roßlau, inhaftiert wegen Konflikten mit Nazibehörden, Tod Ende 1933 infolge schikanöser Zwangsarbeit).

Für den ergänzenden Teil II hat der Mithrsg. Thiemo Kirmse eine Zusammenstellung aus den Londoner SO-PADE-Berichten für das Lager beige-steuert (S.73-82). Dietmar Wendler stellt quellenbezogen die erste Verhaftungswelle 1933 in Chemnitz dar (S.97-99). Klaus Bellmann, Sohn eines der ersten Häftlinge und Mitinitiator der Traditionspflege nach 1990 seitens des Vereins VVN/BdA, beschreibt die Verhältnisse im KZ Sachsenburg. Eine Studie von Jürgen Nitsche widmet sich den jüdischen Häftlingen in Sachsenburg und zeichnet insbesondere die tragische Lebensgeschichte des wegen „Rassenschande“ in Sachsenburg internierten und umgebrachten Kaufmanns Willy Wertheim aus Meerane nach (S.58-66). Abgedruckt ist eine Rede des Bundestagsabgeordneten Detlef Müller (SPD) anlässlich des 75. Jahrestages des ersten Zählappells im KZ Sachsenburg am 8. Juni 2008 mit einer eingehenden Darstellung des sozialdemokratischen Widerstands (S.89-96).

Die die historische Dokumentation im Teil I ergänzende Publikation ist vor-

allem auf die Auseinandersetzung mit neonazistischen Aktivitäten und mit Geschichtsverfälschungen ausgerichtet. In einem „Report mit Zeitzeugen“ lässt der Journalist Paul Jattke als Redakteur die Widerständler Erich Knorr, Siegfried Streubel und Justin Sonder (*1925, KZ-Häftling, u. a. in Auschwitz) zu Worte kommen. Hier wird deutlich, wie unabdingbar für die Zurückdrängung neonazistischer Aktivitäten eine kritische, wahrheitsgetreue Geschichtsaufarbeitung und memoriale Darstellung ist.

Im abschließenden Teil „Kultur des Erinnerns“ (S.111-145) kommen zahlreiche Politiker zu Wort, so die Bürgermeister von Chemnitz und Frankenberg, der Ehrenvorsitzende der Bundesvereinigung VVN/BdA Hans Lauter, Landtagsabgeordnete. Abgedruckt sind die Gedanken von Jugendlichen, die in kritischer Selbstständigkeit den antifaschistischen Stafettenstab der Grobelterngeneration aufnehmen möchten (S.100-102).

Leider fehlt ein beide Teile des Buches erschließendes Inhaltsverzeichnis, das dessen Vielfalt und Vielschichtigkeit überschaubarer gemacht hätte.

Siegfried Kuntsche

Hans Landauer (in Zsarb. mit Erich Hackl): Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939, 2. Aufl., Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft, Wien 2008, 270 S., Abb.

Die Erstfassung des Lexikons war 2003 rasch vergriffen. Nun haben L., selbst Interbrigadist und engagierter Mitarbeiter im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, und

H., ein in Wien und Madrid lebender Schriftsteller, eine verbesserte und ergänzte Neuauflage vorgelegt.

Rund 1.400 Österreicher kämpften in den Interbrigaden bzw. in Einheiten der Spanischen Volksarmee. Die Zahl „deutschsprachiger“ – darunter auch der deutschen – Spanienkämpfer betrug insgesamt ca. 5.000.

Das Lexikon ist das Resultat langjähriger Recherchen. Schon die Erstellung einer vollständigen Namensliste war eine Mammutarbeit, erst recht, aus verschiedenen Archiven und Nachlässen die biografischen Angaben zusammenzutragen. Eine umfangreiche Einführung von L. gibt dem Leser einen guten thematischen und chronologischen Überblick. Die meisten Österreicher kämpften in der XI. Internationalen Brigade, weshalb L. diesen Truppenteil ins Zentrum seiner Darstellung der militärischen Auseinandersetzungen rückt.

Im Weiteren schildert er Grundzüge des späteren Lebenswegs dieser Antifaschisten. Die meisten Spanienkämpfer, die 1945 oder danach nach Österreich zurückkehrten, waren Sympathisanten oder Mitglieder der KPÖ. Angemessene Stellen in der öffentlichen Verwaltung oder Betrieben erhielten sie aber nur im sowjetisch besetzten Teil (S.45), nach dem Abzug der sowjetischen Truppen wurde ihnen in der Regel gekündigt. Die Entwicklung in den osteuropäischen Ländern führte Anfang der 50er-Jahre, 1956 und 1968 bis 1971 zu einer Austrittswelle auch der ehemaligen Interbrigadisten aus der KPÖ.

Den Hauptteil des Bd. umfassen logischerweise die fast 1.400 Biografien. Sie folgen – soweit die vorhandenen

Angaben das hergaben – einer einheitlichen Struktur: Name, Geburtsdatum/-ort, Beruf, Familienstand, Deckname, Parteimitgliedschaft, politische Verfolgung, Exil, Ankunft in Spanien, militärische Einheit und Einsatzort, weitere Lebensstationen nach dem Abzug aus Spanien bis 1945 (Exil, Widerstand, KZ), Tätigkeiten und Wohnorte nach 1945. Manchmal konnte nur der Name, und auch dieser z. T. nicht einmal in einer gesicherten Schreibweise, ermittelt werden, z. B. ist bei Henry Schwarz nur sein Einsatz in der 13. Flak-Batterie bekannt.

Der Anhang enthält ein Ortsregister, ein Verzeichnis von Abkürzungen und Begriffen, eine Zeittafel sowie eine Auswahlbibliografie, die gedruckte Quellen, Archivalien und Literatur (vorwiegend zu und von österreichischen Spanienkämpfern) auflistet.

Insgesamt ist eine sehr verdienstvolle Arbeit vorgelegt worden, die Einblicke nicht nur in einen Aspekt des antifaschistischen Widerstands von Österreichern, sondern auch in die Geschichte der Spanischen Republik bietet. Während die Österreicher wie nunmehr auch die Schweizer über ein Lexikon ihrer Spanienkämpfer verfügen, steht gleiches für Deutschland weiterhin aus.

Weder in der DDR, noch in der Alt-Bundesrepublik, aber auch nicht im vereinten Deutschland gelang es bisher, die deutschen Interbrigadisten auf diese Art zu würdigen. Das bereits vor Jahren angekündigte Erscheinen eines solchen Lexikons wurde immer wieder verschoben.

Herbert Mayer

Bernhard H. Bayerlein: „Der Verräter, Stalin, bist Du!“ Vom Ende der linken Solidarität; Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939-1941 (Archive des Kommunismus – Pfade des XX. Jahrhunderts, Bd. 4), Aufbau-Verlag, Berlin 2008, 540 S., Abb.

Mehr als zwei Jahrzehnte lang war Willi Münzenberg ein loyaler Kommunist. Der Parteifunktionär, der in den 20er- und 30er-Jahren ein beachtliches Medienimperium für die KPD aufbaute, mischte sich lange Zeit nicht in die Fraktionsauseinandersetzungen innerhalb der kommunistischen Bewegung ein. Als in der späten Weimarer Republik Tausende Mitglieder aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen wurden, nahm er dies ohne Widerspruch zur Kenntnis. Auch gegen die Ausschaltung der russischen Opposition durch Stalin beehrte er zunächst nicht auf. Selbst nach der „Großen Säuberung“ Mitte der 30er-Jahre und seinem Ausschluss aus der KPD vermied er es, die Verhältnisse in der Sowjetunion öffentlich zu kritisieren. Es musste also Ungeheuerliches passieren, um Münzenberg zu folgenden Zeilen zu bewegen: „Heute stehen in allen Ländern Millionen auf, sie recken den Arm und rufen, nach Osten deutend: ‚Der Verräter, Stalin, bist Du!‘“ (S.149).

Es war der Hitler-Stalin-Pakt – jenes im August 1939 besiegelte Bündnis mit Nazi-Deutschland –, der Münzenberg und viele andere Kommunisten im sprichwörtlichen Sinne vom Glauben abfallen ließ. Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt besiegelte in einem geheimen Zusatzprotokoll die

Aufteilung Ostmitteleuropas zwischen den beiden Großmächten. Zudem sagte Stalin den Nazis umfangreiche wirtschaftliche Hilfe zu und machte letztendlich den Weg für den Angriff Hitlers auf Polen frei.

Neben diesen weltpolitischen Implikationen stellte der Pakt einen der letzten Schritte der Degeneration der kommunistischen Weltbewegung dar. Eine umfangreiche, von B. herausgegebene Quellenedition stellt diese „dunklen Jahre“ des internationalen Kommunismus nun dar.

Einleitend erklärt B.: „Prinzipien und Ideale der Demokratie, der Selbstbestimmung von Nationen und Individuen, der Toleranz, die Arbeiter- und Freiheitsbewegungen seit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert prägten, wurden ad absurdum geführt, ja in ihr Gegenteil verkehrt (S.55).“ Hatte die „stalinisierte“ Kommunistische Internationale seit Ende der 20er-Jahre bereits zahlreiche ihrer Positionen über Bord geworfen, so verabschiedete sie sich nun auch vom Antifaschismus – der noch bis kurz zuvor Tausende Kommunisten bewegt hatte, im Spanischen Bürgerkrieg gegen die Franco-Truppen zu kämpfen: „Über Nacht unterblieben alle Angriffe, ja selbst kritische Bemerkungen über Hitler-Deutschland und den Faschismus. Es schien so, als habe es niemals einen Faschismus gegeben (S.19).“ Fortan galten die „westlichen Imperialisten“ als die eigentlichen Kriegstreiber.

Als sie erfuhren, dass Stalin mit dem Erzfeind Hitler paktierte, brachen etliche Kommunisten endgültig mit der Komintern. Arthur Koestler erinnerte sich beispielsweise, dass er lange gehadert hatte – „bis zu dem Tag, an

dem zu Ehren Ribbentrops die Hakenkreuzfahne auf dem Moskauer Flughafen gehißt wurde und die Kapelle der Roten Armee das ‚Horst-Wessel-Lied‘ anstimmte. Damit war es Schluß; von nun an war es mir wirklich egal, ob mich die neuen Verbündeten Hitlers einen Konterrevolutionär schimpften (S.28).“

Aber auch diejenigen, die der kommunistischen Bewegung treu blieben, nahmen die Verkündung des Hitler-Stalin-Paktes mit Verwundern, Empören und Entsetzen auf. Schließlich mussten sie den neuen Kurs nach außen hin erklären. Gerade noch leuchtende Vertreter der „antifaschistischen Volksfront“, waren sie nun gezwungen, das Bündnis mit den Nazis zu rechtfertigen.

Der Pakt isolierte sie in der internationalen Arbeiterbewegung – vor allem in den Ländern, in denen die Kommunisten bis kurz zuvor noch gemeinsam mit Sozialdemokraten und anderen linken Kräften antifaschistische Bündnisse organisiert hatten. Gerade in Deutschland ging die Widerstandstätigkeit massiv zurück. Erst nach dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion im Sommer 1941 kehrte die Komintern gezwungenermaßen zum Antifaschismus zurück.

Während die außenpolitischen und militärischen Implikationen des Hitler-Stalin-Paktes von der Geschichtswissenschaft bereits ausführlich dargestellt wurden, ist von der Forschung bislang wenig untersucht worden, wie Stalin seinen unerwarteten Kurswechsel in den Parteien der Kommunistische Internationale durchsetzte. Dies soll B.s Dokumentensammlung nun ändern: „Welche unrühmliche, ja un-

heilvolle Rolle der internationale Kommunismus, die Komintern und die KPD gerade angesichts der Verbrechen der Nationalsozialisten vom Abschluß des Stalin-Hitler-Paktes über den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und den Untergang eines demokratischen Frankreichs bis zum Existenzkampf der Sowjetunion gegen die vor Moskau stehende Wehrmacht spielten, wird in diesem Buch erstmals anhand von Originalquellen rekonstruiert“ (S.54).

Eingeleitet wird der Bd. von einem spannend zu lesenden Bericht Wolfgang Leonhards über die Reaktionen von Zeitzeugen auf das deutsch-sowjetische Bündnis. Es folgen ein Vorwort von Hermann Weber, dem Nestor der westdeutschen Kommunismusforschung, und ein einleitender Beitrag von B. Beide Texte dienen der historischen Einordnung der im zweiten Teil des Buches publizierten Dokumente. Hauptsächlich in deutschen und russischen Archiven hat der damals am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung tätige B. seine umfangreiche Quellensammlung zusammengetragen. Sie umfasst Gesprächsnotizen, Auszüge aus Protokollen, Briefen, Telegrammen und offiziellen Verlautbarungen der Komintern ebenso wie zeitgenössische Stellungnahmen nichtkommunistischer Linker. Auf über 350 Seiten ergibt die Zusammenstellung dieser Dokumente ein lebendiges Bild des internationalen Kommunismus in der Zeit zwischen der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes und des Angriffs von Nazi-Deutschland auf die Sowjetunion. Eindrücklich machen sie deutlich, wie Moskau die politischen Richtungs-

wechsel durchsetzte und wie das Bündnis mit Hitler zum „Ende der linken Solidarität“ in Europa führte. Im Vorwort schreibt Weber, das Buch spreche „nicht nur die ‚Fachwelt‘ an und ermöglicht jedem historisch Interessierten plastische Einblicke in die ‚dunklen Jahre‘ der Kommunistischen Weltbewegung“ (S.46). Ob das Werk angesichts seines Umfangs und der Masse an Dokumenten tatsächlich viele nicht-akademische Leser findet, bleibt abzuwarten. Zu wünschen wäre es, denn selten gelingt es Wissenschaftlern, eine scheinbar trockene Materie so fundiert und zugleich spannend aufzubereiten. *Marvel Bois*

Otto Brenner: Ausgewählte Reden 1946-1971, hrsg. von Jens Becker und Harald Jentsch, Steidl Verlag, Göttingen 2007, 444 S.; **Otto Brenner: Briefe 1933-1955, hrsg. und kommentiert von Peter Wald**, Steidl Verlag, Göttingen 2007, 128 S., Abb.; **Jens Becker/Harald Jentsch: Otto Brenner. Eine Biographie**, Steidl Verlag, Göttingen 2007, 396 S., Abb.

Der 100. Geburtstag von Otto Brenner, langjähriger Vorsitzender der IG Metall in der Bundesrepublik Deutschland, bot für die Otto Brenner Stiftung den willkommenen Anlass für die Herausgabe der hier anzuzeigenden Bde. Otto Brenner war, wie Jürgen Peters, der Vorsitzende des Verwaltungsrates dieser Stiftung, in seinem Vorwort zur Biografie mit Recht hervorhebt, „einer der bedeutendsten Gewerkschafter der deutschen Nachkriegsära“ (S.9). Unter seiner Führung wurde die IG Metall zu einer der mitgliederstärksten, wirkungsvollsten und

angesehensten Einzelgewerkschaft weltweit.

Essenzielle Ursache dafür war, dass sich das Wirken der IG Metall eben nicht nur auf tarifpolitische Auseinandersetzungen beschränkte. Atombewaffnung, Kulturpolitik, das Verhältnis von Parteien und Gewerkschaften, Bildungsnotstand, Internationalisierung und Globalisierung, Konzertierte Aktion, Mitbestimmung, Rationalisierung und Automation, Sozialstaat, Wirtschafts- und Sozialpolitik, Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand, Studentenunruhen – das sind nur einige Politikfelder, auf denen die IG Metall und Brenner persönlich bis in die 70er-Jahre hinein maßgeblich wirksam wurden. Unter Brenners Führung verstand sich die IG Metall ausdrücklich als „politische“ Gewerkschaft, die „nicht nur das Recht, sondern die Pflicht [habe], zu den politischen Fragen, die das Wohl von Millionen arbeitender Menschen berühren, Stellung zu nehmen“ (Reden, S.142) und die sich nicht auf das enge Feld der Tarif- und Sozialpolitik beschränken ließ. Die insgesamt 33 von den Hrsg. ausgewählten und zum größten Teil hier erstmals veröffentlichten Reden Brenners aus den Jahren 1946 bis 1971 belegen diese grundsätzliche Haltung eindrucksvoll. Deren Aktualität dürfte ebenso unbestreitbar sein wie der Umstand, dass sie zu den wichtigen Quellen einer noch zu schreibenden Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik gehören.

Der Frage, wie aus dem im Jahre 1907 in einer sozialdemokratisch geprägten Arbeiterfamilie geborenen Otto Brenner schließlich der sowohl von Freun-

den und gewerkschaftlichen Kampfgenossen als auch von seinen Gegnern so genannte „Eiserne Otto“ werden konnte, widmen sich B. und J. in ihrer in jeder Hinsicht überzeugenden Biografie. Besonders gelungen erscheint dem Rezensenten die Darstellung der politischen Sozialisation Brenners in der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik und im aktiven antifaschistischen Widerstand, ohne die sein gewerkschaftspolitisches Agieren nach 1945 nicht zu erklären wäre (S.27-61). Sein in dieser Zeit entwickeltes marxistisches Weltbild wurde in den Jahren der Arbeitslosigkeit, der Diktatur, des Terrors, des Krieges bestärkt. Höchst informativ auch für einen mit der Geschichte der bundesdeutschen Gewerkschaften vertrauten Nutzer sind die weiteren Kapitel der Biografie, die sich mit Brenners politischem und gewerkschaftlichem Wirken in Hannover zwischen 1945 und 1952 (S.62-104), als „gleichberechtigter“ Vorsitzender (S.105-161) und schließlich als Vorsitzender der IG Metall (S.105-341) beschäftigen. In dieser Funktion ließ er sich z. B. von Peter von Oertzen oder Wolfgang Abendroth beraten, er bildete linke Netzwerke im Kampf gegen die Notstandsgesetze und positionierte sich pointiert als Gegenspieler des auf Sozialpartnerschaft festgelegten IG Bau-Chefs und späteren Bundesministers Georg Leber. Der Titel des von W. hrsg. Bd. ist irreführend. Es handelt sich hier keineswegs um eine quellenkritische Edition der Briefe Brenners aus den Jahren 1933 bis 1955, von denen glücklicherweise eine große Anzahl erhalten ist. Vielmehr zeichnet der Autor Lebensstationen Brenners aus diesem Zeit-

raum auf der Grundlage von dessen Briefen nach. Entstanden ist eine lezenswerte biografische Skizze, die sich in erster Linie durch die gelungene Verknüpfung der privaten mit der politischen Lebenssphäre auszeichnet. Nutzerfreundlich sind das Quellen- und Literaturverzeichnis (Biographie, S.362-389), welches alle Reden, Artikel, Interviews und sonstige Veröffentlichungen Brenners auflistet, sowie die der Biografie und dem Dokumentenbd. beigegebenen Personenverzeichnisse.

Bestandteil der Edition ist eine DVD, die Brenner in einem am 15. Mai 1963 im ZDF gesendeten Interview zeigt, das Günter Gaus mit dem Gewerkschafter führte.

Wolfgang Heyn

Sebastian Baryli: Zwischen Stalin und Kafka. Ernst Fischer von 1945 bis 1972. Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn 2008, 258 S., Abb.

Der Autor widmet sich in seiner Arbeit dem philosophischen Denken und Schrifttum des einst namhaften österreichischen Kommunisten Ernst Fischer (1899-1972). B.s differenzierte Analyse führt den Leser in die Zeit des geistigen Erwachens aus den psychischen und ideologischen Zwängen der vom sogenannten Stalinismus geprägten kommunistischen Dogmatik und Arbeiterbewegung. Der in den 1920er-Jahren als „aufgehender Stern der sozialistischen Literatur“ (siehe Karl Kröhnke „Ernst Fischer oder Die Kunst der Koexistenz“) geltende Fischer wurde infolge der Ereignisse um den 20. Parteitag der KPdSU 1956 und vollends mit dem „Prager Frühling“ 1968 zu einem der namhaftesten

intellektuellen Kritiker der kommunistischen Dogmatik. In seinen zahlreichen Schriften, die der Autor im Literaturverzeichnis lückenlos aufführt, thematisiert er kritisch nach wie vor interessante und für das philosophische Denken relevante Probleme, wie den marxistischen Humanismus, die Notwendigkeit der Kunst, den Entfremungsdiskurs von Marx bis zum Prager Frühling, das Verhältnis von Arbeiterklasse und Intellektuellen, das von Gorki beschriebene Verständnis des sozialistischen Realismus sowie die mit diesem verknüpfte Widerspiegelungstheorie Lenins, den Kampf für einen humanistischen Sozialismus und nicht zuletzt den ewigen Revisionismusstreit bzw. -vorwurf. Ernst Fischer geriet so selbst unter das ideologische Diktum des Revisionismus und wurde 1969 aus der Kommunistischen Partei Österreichs ausgeschlossen.

B. geht primär in die philosophische Spur und bringt das literaturkritische und ästhetische Werk Fischers in die Erinnerung, weil dies – wie er einleitend begründet – für „heutige Problemstellungen der Arbeiterbewegung und auch anderer sozialer Bewegungen Relevanz“ besitze. Schließlich sei Fischer „einer der herausragendsten Theoretiker in diesen Umbruchsituationen, da er nicht davor zurückscheute, neue Konzepte zu entwickeln“ (S.7).

Der Autor skizziert wesentliche Umbruchssituationen im philosophischen und politischen Denken Fischers und dessen zunehmende Distanz zur kommunistischen Orthodoxie. Mit Blick auf die Ideengeschichte und marxistische Ideologietheorie, hier beziehe sich Fischer primär auf die von Marx und Engels verfasste „Deutsche Ideo-

logie“, sei diese von zwei Konzepten von Ideologie ausgegangen: „Ein Begriff von Ideologie, der als falsches Bewusstsein verstanden wird, zielt darauf ab, bestimmte Ansichten als nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmend aufzudecken. Der andere Begriff von Ideologie zielt darauf ab, die bestehenden Machtverhältnisse zu legitimieren, aber auch diese umzuwälzen.“ (S.11) Fischer habe hier auch Louis Althusser und Antonio Gramsci rezipiert. Der Autor folgt ausführlich dem Ideologiediskurs und beleuchtet Zusammenhänge, die geeignet sind, Herrschaftsdienlichkeit und Falschheit von Ideologie aufzudecken. Entscheidend für den methodischen Zugang zur Ideengeschichte sei die gesellschaftliche Praxis, diese stelle „den Menschen vor Herausforderungen“ (S.18f.). Der Autor folgt dem von Fischer im Weiteren aufgehellten Widerspruch von Marxismus und Ideologie, der sich innerhalb des Marxismus als Widerspruch zwischen Wissenschaft und Ideologie bzw. zwischen Dogmatismus und Utopie offenbare (S.197). Der Marxismus sei keine Ideologie, sondern Philosophie und Wissenschaft (S.182). In der Auseinandersetzung mit dem Dogmatismus habe Fischer auf eine Tendenz im Marxismus von der Wissenschaft hin zu einer ideologischen Verflachung hingewiesen. Die Genesis des Ideologieverständnisses sei ein wichtiger Schritt für die Rekonstruktion der politischen Theorie Ernst Fischers. Deren wichtiges Problem sieht der Autor in Fischers Auffassungen von der „Volksfront“, auf die er im Laufe seines Lebens immer wieder Bezug genommen habe. Der „Kampf für einen breiten

Zusammenschluss des Volkes“ sei für ihn „ein grundlegend neuer Ansatzpunkt kommunistischer Politik“ gewesen. B. spricht von „einem grundlegend neuen Ansatzpunkt kommunistischer Politik“ (S.23). Der VII. Weltkongress der Komintern habe eine Neuorientierung für die Entwicklung einer Einheits- und Volksfrontpolitik gegeben, die Fischer nicht nur theoretisch als richtig empfand, sondern auch als Sinnggebung für seinen persönlichen Lebensweg begriff. Die Volksfrontkonzeption habe bei Fischer auf der Annahme basiert, dass die zu schaffende Einheit der Arbeiterbewegung auch zu einem Bündnis mit den Bauern, dem Kleinbürgertum und der Intelligenz führen könne. Nach „1945 sollte das Bündnis für alle Kräfte des Volkes offen sein. Sowohl Teile der Bourgeoisie als auch die Masse der Bauern sollten darin integriert werden“ (S.25). Fischer habe sich für eine Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie eingesetzt. In einem Abschnitt über die Alte und Neue Linke kommt B. auf den Volksfrontgedanken zurück und thematisiert die Enttäuschung der Neuen Linken über die Arbeiterklasse, die nicht mehr als revolutionäres Subjekt wahrgenommen werde (S.224). Auch Fischer habe „zumindest den orthodoxen Begriff der Arbeiterklasse verworfen und [...] in der Intelligenz das neuartige, revolutionäre Subjekt“ (S.225) gesehen.

B. skizzierte hier ein Problem, das in den 60er-Jahren in den Mittelpunkt der sogenannten Revisionismus-Debatte rückte und vor allem mit der fundamentalen Kritik an beiden Gesellschaftssystemen – Kapitalismus und Sozialismus gleichermaßen – in

den Vordergrund trat. Primär wurde dem ein neuer Humanismus entgegeng gehalten und die Herstellung neuartiger menschlicher Beziehungen gefordert (S.224).

Aus dieser Sicht untersucht B. Brücken der Humanismus-Diskussion, die mit der Kafka-Konferenz im Mai 1963 bei Prag und mit dem Prager Frühling 1968 wirksam zur Entfaltung gekommen seien. Kernthema, das sich auch durch Fischers literarisches Gesamtwerk gezogen habe, sei die theoretisch aus dem Frühwerk von Marx hergeleitete Entfremdungstheorie. Erstmals sei konstatiert worden, dass im Sozialismus eigene Formen der Entfremdung existieren. Aus dieser Sicht habe Fischer Strategien zur Überwindung von Entfremdungserscheinungen entwickelt und propagiert. Das habe „ihn in zunehmenden Gegensatz zu den Staaten des realen Sozialismus und zu den wichtigen Strömungen innerhalb der kommunistischen Parteien Westeuropas“ (S.161) gebracht. Mit der Niederschlagung des Prager Frühlings bzw. der Demokratisierungs- und Erneuerungsbestrebungen in der ČSSR sei das Verhältnis von Demokratie und Humanismus zu einem Hauptproblem geworden. Es galt die Grundidee, dass es keinen Weg zum Sozialismus ohne breiteste Entfaltung der Demokratie für die Werktätigen geben könne (S.212). B. schildert die politischen und ideologischen Schwierigkeiten, die Fischer mit dem Vorwurf des Revisionismus durchzustehen hatte. In diesem Zusammenhang wird auch kritisch auf die Arbeit von Alfred Kosing „Ernst Fischer – ein moderner Marxist?“ (Berlin 1969) verwiesen.

B. bringt mit seiner Arbeit die ideologisch geprägte Revisionismus-Debatte jener Zeit hilfreich in Erinnerung. Er kommt so auch zu einer sachlichen Würdigung früher eigenständiger Erkenntnisse Ernst Fischers, die für das Verständnis und die Orientierungen linkssozialistischer Theorieentwicklung von Nutzen sein können. *Horst Klein*

Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften 1946-1948, eingeleitet und bearb. von Werner Müller (Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 14), Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn 2007, 519 S.

Die Edition der „Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert“ wurde vor nunmehr fast 30 Jahren von Erich Matthias begründet. Nach seinem Tode übernahmen Klaus Schönhoven und Hermann Weber die Herausgeberschaft dieses Projektes, das sich seit dem Erscheinen des ersten Bd. im Jahre 1985 zu einer der wichtigsten und solidesten Quelleneditionen auf dem Gebiet der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung entwickelt hat.

Der nunmehr vorliegende Bd. 14 dokumentiert die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften in den Jahren 1946 bis 1948. Die insgesamt neun Konferenzen und die in ihrem Zusammenhang zu verzeichnenden weiteren Aktivitäten dokumentieren, dass sich unter allen in diesem Zeitraum gesellschaftlich wirkenden Kräften Gewerkschaften und Gewerkschafter aus allen vier Besatzungszo-

nen Deutschlands am intensivsten um den Erhalt der deutschen Einheit bemühten. Als einen wesentlichen Schritt auf diesem Wege sahen sie die Schaffung einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation für ganz Deutschland an.

Die Edition enthält insgesamt mehr als 100 Dokumente, darunter die Protokolle der Interzonenkonferenzen und Arbeitsausschusstagungen; Briefe und Telegramme zwischen den gewerkschaftlichen Leitungen der vier Besatzungszonen und zwischen führenden Gewerkschaftsfunktionären; offizielle Einladungsschreiben; Pressenotizen; Entschließungsentwürfe, Vorlagen und Erklärungen sowie gewerkschaftsinterne Berichte und Aktenvermerke. Die Dokumente vermitteln einen nachhaltigen Eindruck von den historisch bedingten Unterschieden in den konzeptionellen Vorstellungen zu solchen Themen wie die Neuordnung der Wirtschaft, Tarifpolitik und Tarifverträge, Betriebsräte und Mitbestimmung, die Organisation der Angestellten, Frauen und Jugendlichen, die Entnazifizierung und vieles mehr. Sie zeigen gleichzeitig, dass der sich verschärfende Konflikt zwischen den alliierten Siegermächten einen Erfolg der gewerkschaftlichen Bemühungen immer illusorischer werden ließ. In dieser Erkenntnis besteht der über bisherige Publikationen zum Thema hinausreichende Gewinn der vorliegenden Edition. Leider erfüllen sowohl die Einleitung als auch die kommentierenden Anmerkungen des Bearbeiters die Erwartungen nicht. Vor allem in der Diktion, aber auch in zahlreichen direkten Formulierungen vermittelt M. den Eindruck, dass der FDGB das

Streben nach einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation lediglich vorschob und in Wirklichkeit nur „den Kampf gegen die freigewerkschaftlichen Traditionen“ und für die „Transformation des Verbandes in eine stalinistische Massenorganisation“ (S.35) führte.

Der Bd. enthält ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Personen- sowie ein Orts- und Stichwortregister.

Wolfgang Heyn

Jan Willem Stutje: *Rebell zwischen Traum und Tat. Ernest Mandel (1923-1995)*. Aus dem Niederländischen von Klaus Mellenthin, VSA-Verlag, Hamburg 2009, 468 S.

Dieses Buch, aus einer Dissertation an der (flämischen) Freien Universität Brüssel hervorgegangen, ist die erste Biografie über den belgischen Wirtschafts- und Politikwissenschaftler, politischen Aktivisten und Publizisten Ernest Mandel. Dieser, in Frankfurt (Main) geboren und mehrsprachig aufgewachsen, bezeichnete sich als einen „flämischen Internationalisten jüdischer Herkunft.“ (S.25)

Ernest Mandels Eltern stammten aus der Nähe von Krakau; sein nach Antwerpen eingewanderter Vater war, wie viele Juden dort, als Diamantenhändler tätig. Ernest und sein Bruder Michel wuchsen in einer harmonischen Atmosphäre heran. Diese Zeit endete im Mai 1940 mit dem deutschen Überfall auf Belgien. Erstmals wird detailgenau beschrieben, wie der junge Mandel und seine Familie äußerst knapp überlebten. Zweimal gelang es ihm, den Nazihäschern, die ihn schon zur Vernichtung bestimmt hatten, zu

entkommen; beim dritten Mal kamen die amerikanischen Befreier im KZ Niederroden rettend dazwischen. Auch die Eltern und der Bruder überlebten, doch viele Verwandte nicht.

Schon 1938 hatte sich Mandel unter dem niederschmetternden Eindruck der Moskauer Schauprozesse der Gedankenwelt Trotzki's angeschlossen. Er kam seinem Vorbild in vieler Hinsicht nahe, nicht nur, was die enorme Produktivität, geistige Ausstrahlung und Weite der Interessen betrifft, sondern auch in seinem Glauben an die sozialistische Revolution und an die Arbeiterklasse als dem dafür geschichtsentscheidenden kollektiven Akteur.

Die Trotzki'sten, unter denen Mandel bald eine herausragende Stellung einnahm, verfolgten nach dem Zweiten Weltkrieg die Taktik des „Entrismus“, des Eintritts in sozialdemokratische Organisationen, um diese schließlich zu übernehmen. Das aber war absolut unrealistisch. Es endete mit dem Abschluss der Trotzki'sten, darunter Mandels, aus der Sozialdemokratischen Partei. Neben seinem Studium der Geschichts- und Wirtschaftswissenschaft in Brüssel bestritt er den Lebensunterhalt als Journalist für sozialdemokratische Zeitungen. Nachdem diese Verdienstmöglichkeit entfallen war, arbeitete er zunächst hauptberuflich innerhalb des Vereinigten Sekretariats, der wichtigsten trotzkistischen Organisation, auch Vierte Internationale genannt. Zudem konnte Mandel 1962 die „Marxistische Wirtschaftstheorie“, sein 900-seitiges Hauptwerk, publizieren. Das sehr gut geschriebene Werk, das die Marx'schen Erkenntnisse in einer auch dem nicht

spezialisierten Leser zugänglichen Weise vermittelte, trug zu einem Wiederaufleben der Beschäftigung mit sozialistischer Theorie im Westen entscheidend bei. In seiner Wirkung stellt der Vf. es zu Recht Isaac Deutschers dreibändiger Trotzki-Biografie an die Seite. St.s Nachzeichnung der politischen Debatten zwischen diesen beiden Denkern sowie mit Roman Rosdolsky gehört zu den gelungensten Passagen des inhaltsreichen und überaus flüssig geschriebenen Buches.

Die letztlich erfolgreiche akademische Laufbahn von Mandel kam mühevoll in Gang. Als er an der Sorbonne promoviert werden wollte, starb sein Doktorvater Lucien Goldmann, und niemand anderes wollte sich mit dem rebellischen Kopf einlassen. Die Freie Universität Berlin war bereit, ihm die akademische Laufbahn zu ebnen, doch das gegen Mandel dort wie in mehreren westlichen Ländern verhängte Einreiseverbot setzte dem Grenzen: Die Promotionskommission musste schließlich zum Rigorosum nach Brüssel reisen – ein in der Wissenschaftsgeschichte wohl einmaliger Fall. Die Dissertationsschrift erschien 1972 (deutsch bei Suhrkamp) unter dem Titel „Der Spätkapitalismus. Versuch einer marxistischen Erklärung“ und darf als Mandels zweites Hauptwerk gelten. Seit 1970 war Mandel in einer liberaler gewordenen Atmosphäre als Dozent an der Freien Universität Brüssel tätig, doch dauerte es bis 1986, bis der immens produktive Mandel, dessen Bücher in zahlreichen Ländern erschienen waren, zum Professor ernannt wurde.

Mandel war jedoch vor allem ein *homo politicus* und in die innertrotzkisti-

schen Kontroversen, die in der Arbeit detailgetreu nachgezeichnet werden, mit ganzer Energie verstrickt. So wird gezeigt, dass Trotzkiisten, jedenfalls der Generation Mandels, das Verhältnis von Revolution und Reform fast nie zugunsten letzterer beantworteten. Zwar gab Mandel die noch einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg verfochtene Auffassung vom alsbaldigen Zusammenbruch des Kapitalismus unter dem Eindruck der Wirklichkeit schließlich auf. Er vermochte jedoch nicht, der Auffassung seines Freundes Peter von Oertzen von der Notwendigkeit wie Möglichkeit auch eines revolutionären Reformismus zu folgen.

Das vorliegende Buch lebt von der Klarheit der Analyse, aber auch von den gelungenen Porträts vieler Weggefährten Ernest Mandels. Ebenso gut wird Mandels Familienleben beleuchtet, seine Liebe zu seinen Lebenspartnerinnen, von denen er die erste durch deren Tod verlor, wie auch seine durchaus egozentrischen Züge, die das Zusammenleben mit ihm nicht gerade einfach machten. Nicht minder gelungen porträtiert St. den Kunst- und Musikliebhaber wie den „Fan“ von Kriminalliteratur. Seine Sozialgeschichte des Kriminalromans, betitelt „Ein schöner Mord“, war Mandels einziges Buch, das in der Sowjetunion vor 1990 erschien. Wer bislang der Meinung war, Trotzkiisten bestünden nur aus Klassenhass, sollte sich nach dem Lesen dieses Buches korrigieren.

Ernest Mandel blieb trotz oder auch wegen seiner Erfahrungen ein im historischen Sinne stetiger Optimist. Dies hielt ihn aufrecht. „Auch wenn sein Optimismus nicht immer dem Licht der Fakten standhielt – je mehr die

Welt unter diesen Fakten verschüttet wurde, desto stärker war das Verlangen nach seinem Optimismus und Humanismus, nach seinen Analysen, um einen Ausweg zu finden.“ (S.423)

Mario Keßler

Barbara Könczöl: Märtyrer des Sozialismus. Die SED und das Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Campus Verlag, Frankfurt am Main-New York 2008, 361 S.

„Während die meisten öffentlichen Rituale und Gedenktage der DDR zusammen mit dem ostdeutschen Staat untergegangen sind, erfreut sich der Marsch zum Friedhof Friedrichsfelde [...] wieder großer Beliebtheit“, konstatiert die Autorin eingangs und vermutet, dass diese anhaltende Popularität „sicherlich mit der widersprüchlichen Gestalt Rosa Luxemburgs zu tun“ habe (S.13). Sie stellt sich deshalb die Aufgabe, am Beispiel von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht den Umgang der SED mit dem Erbe der revolutionären Arbeiterbewegung genauer zu untersuchen. Da diese Studie als Dissertation entstand und von Sigrid Meuschel betreut wurde, die mit ihrer 1992 im Suhrkamp Verlag erschienenen Arbeit „Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR von 1945 bis 1989“ noch in bester Erinnerung ist, knüpfen sich an die vorliegende Studie einige Erwartungen. Diese erfüllen sich jedoch nur teilweise.

Die Untersuchung von K. wird ohnehin allen missfallen, denen ein kritischer Rückblick auf die Erinnerungs-

kultur in der DDR suspekt ist. Unzufrieden werden aber auch diejenigen sein, die ihre vereinfachenden Bewertungsmuster von der zweiten deutschen Diktatur in jeder Detailstudie eher gefährdet sehen. Eine aufmerksame Leserschaft hat das Buch schon deshalb verdient, da die Autorin mit ihrer Analyse der Ritualisierung und Sakralisierung von Politik und Erinnerung wesentlich tiefer lotet als die herkömmliche Propagandaforschung.

Der Leser bekommt eine sehr ausführliche Verarbeitung der vorliegenden Literatur geboten, die durch die Auswertung von Archivquellen ergänzt wird. Die große Materialfülle gehört zweifelsohne zu den Stärken der Arbeit. Der Leser kann sich auch dort ein eigenes Bild machen, wo er der Bewertung nicht folgen möchte. Dahinter verbirgt sich zugleich ein Problem. Der Stoff wird sehr extensiv ausgebreitet. Außerdem werden Nebenschauplätze aufgemacht. Trotz Gliederung und Zusammenfassungen leidet darunter die Stringenz der Darstellung. Der Buchausgabe hätte eine Straffung sicher gut getan.

In sechs Kapiteln wird das Thema von der Skizzierung der theoretischen und konzeptionellen Ansätze über das Luxemburg-Liebknecht-Gedenken in der Weimarer Republik, den Platz der beiden Märtyrer als Parteiahnen der SED, die Geschichte der Gedenkstätte der Sozialisten und der Kampfdemonstration bis zum Verlust des von der SED beanspruchten Deutungsmonopols abgehandelt. Hier stellt sich die Frage, warum sich die Autorin nicht auf den im Untertitel formulierten Gegenstand konzentriert. Sicher ist ein Rückblick auf den Umgang der KPD mit dem

Luxemburg-Liebknecht-Gedenken notwendig. Auch eine Einordnung in die Gedenkstättenpolitik und die Feiertagskultur der DDR ist nicht abwegig. Ob dies aber auf mehr als ein Fünftel der Darstellung ausgeweitet werden muss, ist fraglich. So kommt die Autorin erst mit dem dritten Kapitel auf S.117 zum eigentlichen Gegenstand ihrer Untersuchung.

Schon die Überschrift dieses dritten Kapitels wirft Fragen auf. Musste die SED eine Tradition erfinden oder hatte sie ein Erbe – einschließlich der daraus abgeleiteten Traditionen – anzutreten, das wesentlich mehr enthielt als die Hinterlassenschaft der KPD? Wie ist sie dem gerecht oder nicht gerecht geworden? Lässt sich der Bezug zu Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nur aus der KPD-Geschichte erklären? Waren die beiden nicht auch wichtige historische Bezugspersonen für Teile der SPD und für linke Intellektuelle? Warum sonst hat Sebastian Haffner sie in seiner Schau auf die Revolution 1918/19 besonders hervorgehoben und gewürdigt? (Der Verrat. Deutschland 1918/19, Berlin 1995, S.119-150). Sie mussten doch nicht zu Märtyrern gemacht werden, sie waren es. Diese blutige Hypothek, mit der die Weimarer Republik ins Leben trat, ist eine der Ursachen ihres Scheiterns. Die Arbeiterparteien „trennte der Abgrund der Gräber von Luxemburg und Liebknecht“ (S.87).

Die Autorin kann mit einer beachtlichen Fülle von Details aufwarten. Umso verwunderlicher sind manche Fehler, die bei der sonst nachgewiesenen Kenntnis der Forschungsliteratur nicht auftreten mussten. So verstarb die Tochter von Karl Liebknecht nicht

im Kindesalter (S.180, FN 259). Sie wurde 28 Jahre alt und starb 1934 in Wien. (Siehe Marianne Büning: Werte im Wandel. Gesichter eines Berliner Gymnasiums: Fichtenberg-Oberschule 1904-2004, Berlin 2003, S.180). Pieck war auch nicht gegen die Ausgestaltung des Revolutionsfriedhofes im Friedrichshain (S.218). Er hatte das noch 1945 selbst angeregt. Die Gräber der Sozialdemokraten und der Kommunisten sollten in Friedrichsfelde verbleiben. Ihrer Zusammenlegung hatte das Zentralsekretariat der SED bereits im September 1946 zugestimmt. Die Ausschreibung zum Wettbewerb für eine Erinnerungsstätte der „Großen Sozialisten“ vom Sommer 1947 sah als Standort bereits den Eingangsbereich des Zentralfriedhofs Friedrichsfelde vor. Die Anlage dort zu errichten, beschloss – in Kenntnis der notwendigen Umbettungen – im Mai 1948 der gewählte Berliner Magistrat. In dem hatte zu diesem Zeitpunkt bekanntermaßen die SED nur geringen Einfluss. Zuständig für das Projekt und den Beschluss war Stadtrat Ernst Reuter (SPD). Eine mangelnde Rücksichtnahme auf die Gefühle Hinterbliebener lässt sich deshalb schwerlich der SED anlasten. Dass die Autorin hier der Kalten-Kriegs-Propaganda des „Tagesspiegel“ (S.224) aufsitzt, ist bedauerlich. Quellenkritik ist auch dort angezeigt.

Die Vermutung, Gräber ausgewählter Sozialdemokraten seien in die Gedenkstätte umgebettet worden (S.226, 231), lässt auf mangelnde Ortskenntnis schließen. Diese Gräber befanden sich bereits in diesem Areal, das die Sozialdemokraten deshalb ihren „Feldherrnhügel“ nannten. Fast alle wurden in die Gedenkstätte übernommen. Auch das

Grab von Wilhelm Liebknecht blieb an seinem Ort.

Während Wilhelm Pieck die Ehrung seiner Kampfgefährten noch „ein inneres Bedürfnis“ (S.216) war, mutierte das Gedenkritual immer mehr zu einer sakralisierten Herrschaftsrepräsentation der Partei- und Staatsführung. Diese Feststellung von K. wird bei Zeitzeugen kaum auf ernsthaften Widerspruch stoßen. Ob jedoch die Teilnahme an der jährlichen Demonstration nur mit Opportunismus (S.285) oder mit Gewohnheiten überzeugter Funktionäre erklärt werden kann, ist anzuzweifeln, zumal die Autorin einräumt, die Rezeptionsgeschichte des Luxemburg-Liebknecht-Mythos nicht untersucht zu haben.

Aufmerksamkeit verdient die Skizze der Manifestation einer Gegenerzählung durch oppositionelle Gruppen im Januar 1988, in der auch auf die unterschiedlichen Motive der Akteure näher eingegangen wird. Substanziell eher enttäuschend fallen dagegen die Passagen zur Fortführung der Luxemburg-Liebknecht-Ehrung durch die PDS aus. Der Auftrag des Außerordentlichen Parteitages vom Dezember 1989, die Ursachen für die „Ausbreitung stalinistischer Praktiken in unserer Partei und Gesellschaft“ (Außerordentlicher Parteitag der SED/PDS. Protokoll der Beratungen am 8./9. und 16./17. Dezember 1989..., S.354) weiter aufzuklären, schloss den von K. unterstellten Anspruch auf erneute Kenntnis des richtigen Weges (S.320) aus. Auch von der folgenden Entscheidung, auf die bisherige Praxis der Kampfdemonstration zu verzichten und zu einem „Stillen Gedenken“ aufzurufen, erfährt der Leser nichts. Die

Klassifizierung der Gedenkstätte der Sozialisten als „stalinistisch“ (S.323) steht sogar im Gegensatz zu den eigenen Ausführungen in den vorangegangenen Kapiteln. Ob die Teilnehmerzahlen an der traditionellen Luxemburg-Liebknecht-Ehrung wegen des Generationswechsels weiter sinken werden, bleibt Spekulation, da die Autorin selbst feststellt, dass, im Unterschied zu anderen Leitbildern, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht „nicht sang- und klanglos in der Motenkiste ausgemusterter politischer Ikonen“ (S.324) verschwanden.

Jürgen Hofmann

Thomas Klein: SEW – Die Westberliner Einheitssozialisten. Eine „ostdeutsche“ Partei als Stachel im Fleische der „Frontstadt“?, Ch. Links Verlag, Berlin 2009, 312 S.

Die SEW galt gemeinhin als unbedeutende, einflusslose Partei in Westberlin. Der Vf. kommt hingegen zu dem Urteil, dass es der SEW trotz ausbleibender Wahlerfolge zumindest teilweise gelang, in gewissen Zeitabschnitten ihrer Existenz einigen Einfluss auf das politische Geschehen in Westberlin auszuüben (S.9).

In seinen Vorbemerkungen (Kap. 1) begründet er Forschungsstand und -ziel sowie seine Untersuchungsmethodik. Spezielle Publikationen über die Partei mit wissenschaftlichem Anspruch sind bisher rar. K. gibt (vor allem in Kap. 2 „Nomen est Omen“, Kap. 5 „Eine kleine Parteigeschichte“) einen guten Überblick zur Genese und Struktur der Partei. Sie gehörte bis 1959 als Kreisorganisation zur Ostberliner SED und wirkte dann als Partei-

organisation Westberlin der SED. 1962 nahm sie den Namen SED Westberlin an und agierte seit 1969 als SEW. Die Mitgliederzahl schwankte in den 60er- und 70er-Jahren zwischen 5.000 bis 7.000, gegen Ende der 80er-Jahre sank sie auf schätzungsweise 4.000 bis 4.500. Bei ihrer Umbenennung Ende April 1990 in Sozialistische Initiative hatte die Partei, die sich faktisch schon in einem Auflösungsprozess befand, nur noch 1.600 Mitglieder. Ein analoges Bild ergab sich bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus: Gegenüber ihrer ersten Teilnahme 1954 (2,7 Prozent) erhielt die SEW immer weniger Stimmen (1967 bzw. 1971 noch über 2 Prozent, in den 80er-Jahren weniger als 1 Prozent). Ihre Ergebnisse bei Bezirksverordnetenwahlen waren teilweise besser, reichten aber nie an die Fünf-Prozent-Marke heran. Der Vf. behandelt auch die Umfeldorganisationen der SEW sowie ihre Presse (am bekanntesten die Zeitung „Die Wahrheit“).

Zu den Vorzügen der Arbeit zählt, dass der Autor das Wirken der Partei einbettet in die Rahmenbedingungen, die vor allem von der internationalen Situation und der besonderen Lage Westberlins (besonders Kap. 3 „Das Westberlin-Problem“), aber auch durch die Abhängigkeit von der SED sowie den „staatlich verordneten Antikommunismus“ in Westberlin (Kap. 4) geprägt waren. Die Mechanismen der Einflussnahme der SED änderten sich im Laufe der Jahre, wirkten vor allem über die Finanzierung und zunehmend über „indirekte“ Instruktionen an einen engen Personenkreis (S.91-98). Die Kapitel 5 bis 20 sind thematisch bzw. chronologisch der Entwicklung

der SEW gewidmet, drei Exkurse (Kap. 9, 13, 15) befassen sich mit der Studentenbewegung, mit der Friedensbewegung und – unter der Frage „Die ‚unterwanderte‘ Republik“ – mit Thesen, wieweit oppositionelle Bewegungen in Westberlin vom Osten gesteuert und unterwandert gewesen wären.

K. entzieht sich der Versuchung, die SEW ausschließlich als nur von der SED fremdgesteuert zu betrachten, sondern konzentriert sich auf die Darstellung verschiedener politischer Aktionsgebiete der Partei, die ihre Eigenheiten besonders deutlich machten. Am ausführlichsten werden dabei die 60er-Jahre behandelt (Kap. 8-11, S.99-201). Der Vf. hält dies nicht zu Unrecht für den aufschlussreichsten Abschnitt ihrer Geschichte, da sich sowohl deren Grenzen als auch Potenzen deutlich abzeichneten. Die entsprechenden Abschnitte fördern interessantes Material und Details zutage. Während die SEW-Jugendorganisation – die FDJ – aktiv am Aufbruch der Studenten- und außerparlamentarischen Bewegungen teilnahm, verkannten die Partei-Funktionäre die Möglichkeiten dieser Proteste und reagierten zunächst hilflos (S.114f.). Dennoch entwickelte die SEW in der Folge eine recht praktikable Bündnispolitik und erweiterte damit ihren Aktionsradius. Bei zunehmenden Kontakten, aber weiterhin bestehenden Konflikten und starken Differenzen, waren die Gemeinsamkeiten und die anfangs scheinbar erfolgreiche Integration der SEW in die außerparlamentarische Bewegung durch die Entwicklung in der Tschechoslowakei 1968 beendet. „Ende 1968 war die SED-W

wieder vollkommen isoliert.“ (S.153) Was K. für die 50er-/60er-Jahre als Zwischenbilanz zieht, gilt wohl weitgehend auch für die folgenden Jahrzehnte: „Die Unbestimmtheit der SEW-Politikangebote und gleichzeitig die Eindeutigkeit ihrer Parteinahme machten diese Partei weder wählbar noch die Mitgliedschaft in ihr ernsthaft lebbar. Wirklich logisch war politische Arbeit in ihr nur für ihren Funktionärskörper. Und so war sie in Wirklichkeit weitestgehend eine Funktionärspartei, auf ihre mitunter hochmotivierten Mitglieder kurz- und mittelfristig demotivierend und langfristig desillusionierend wirkend.“ (S.203)

Die 70er-Jahre kennzeichnet K. als Jahre der Stagnation, die dann – nach einem kurzen Aufschwung mit der Friedensbewegung – in den 80er-Jahren in die Krise führte. Ende der 80er-Jahre habe sich die SEW wie die SED von der sowjetischen Glasnost-Politik abgegrenzt, was mit zu ihrem Untergang 1990/91 geführt habe. Gab es bis dahin nur eine relativ unbedeutende innerparteiliche Opposition (wie die „Klarheit“-Gruppe in den Endsiebzigern), so formierte sich in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre die kritische Strömung der „Gorbatschow-Fraktion“ (S.270). Diese reichte bis in die Spitzen von Parteivorstand und -zeitung, ohne ausgeschlossen zu werden. Im November 1989 trat der SEW-Vorstand zurück, ein geschäftsführender Ausschuss bereitete einen Sonderparteitag vor. Im April 1990 erfolgte zwar noch die Umbenennung in Sozialistische Initiative, nach dem Scheitern der damit verbundenen Ambitionen (S.296) beschloss der Parteitag im März 1991 die Auflösung der

Partei, die dann durch eine Urabstimmung bestätigt wurde.

Das Buch ist weit mehr als ein quellenfundierter, ausgewogener Beitrag zur Geschichte einer (kleinen) Partei. Er vermittelt auch diverse Aspekte des Kalten Kriegs und der Entspannungspolitik und zeigt die besondere Lage Westberlins.

Herbert Mayer

Bernd Biedermann/Harry Schreger/Bodo Wegmann (Hrsg.): Die Militäraufklärung der NVA – ehemalige Aufklärer berichten. Im Zentrum und im Einsatz (Reihe Geheime Nachrichtendienste), Verlag Dr. Köster, Berlin 2007, 417 S.; **Bernd Biedermann: Offizier, Diplomat und Aufklärer der NVA. Streiflichter aus dem Kalten Krieg** (Reihe Geheime Nachrichtendienste), Verlag Dr. Köster, Berlin 2008, 316 S.

In den letzten beiden Jahrzehnten sind einige beachtenswerte Bücher zur Geschichte der Aufklärung der NVA erschienen, sowohl wissenschaftliche oder populärwissenschaftlich aufgearbeitete Überblicksdarstellungen, als auch Erinnerungsberichte von ehemaligen Akteuren. Nunmehr liegen zwei weitere Bücher zur Thematik vor, die sich aus subjektiver Sicht mehr oder minder ausführlich mit dem militärischen Nachrichtendienst der DDR befassen.

In dem hier vorzustellenden Sammelbd. berichten ehemalige Angehörige des militärischen Aufklärungsdienstes über ihre „geheime Arbeit“, die sie sogar bis nach Australien führen konnte. Ein Teil der 19 Autoren war in westlichen Ländern eingesetzt; andere berichten über ihre Tätigkeiten

im Zentrum des Dienstes. Der Leser erfährt somit aus erster Hand über die Auswahl und Ausbildung von offiziell als Diplomaten getarnten Geheimdienstlern, den sogenannten Legalisten, vor allem über die komplizierten Vorbereitungen der Illegalen auf ihre Einsätze und darüber, wie aufwendig ihre Wege in das „Operationsgebiet“ waren.

Mehrfach wird in den einzelnen Beiträgen, aber auch in den Texten zur Bewerbung des Buches, darauf hingewiesen, dass einige der ersten Offiziere in diesem Dienst eine aktive antifaschistische Vergangenheit hatten. Zum ersten Mal äußern sich zudem mehrere ehemals leitende Offiziere über die operativ-taktische Aufklärung in den Teilstreitkräften der NVA, wie sie von der Berliner Zentrale aus angeleitet und im Rahmen der gemeinsamen Aufgaben des Warschauer Vertrages koordiniert wurde. Ebenfalls zum ersten Mal informiert der langjährige Kommandeur des Funkaufklärungsregiments 2 über die Methoden und Erfolge der funktechnischen Aufklärung, denn nicht alle geheimdienstlichen Informationen wurden im Ausland erlangt.

Einer der Hrsg. dieses Sammelbd., B., berichtet im zweiten hier vorzustellenden Buch über seinen Lebensweg vom Soldaten bis zum Militärattaché der NVA in Brüssel, wo sich bekanntlich das Hauptquartier der NATO befindet. Er beschreibt anschaulich den Einfluss, den politische Ereignisse wie die Kuba-Krise oder die Ereignisse 1968 in der ČSSR auf die NVA hatten. Der Vf. bietet vor allem spannende Einblicke in den Alltag und die Aufgaben eines hochrangigen Offiziers,

vom Truppendienst bis zu den mannigfachen Aspekten einer in den Aufgabenbereich eines Militärattachés gehörenden legalen strategischen Aufklärung, von den Konflikten mit dem konkurrierenden Geheimdienst HVA des MfS und den Tücken des diplomatischen Parketts.

Die Schilderung der langjährigen Tätigkeit von B. in Peking erlaubt einen Einblick in die besonderen Beziehungen der DDR zur VR China und in die Schwierigkeiten, die B.s diplomatische Arbeit im Hinblick auf das gespannte Verhältnis zwischen der UdSSR und seinem zeitweiligen Gastland mit sich brachte.

Die Lektüre hilft nicht nur, die Aufgaben der militärischen Abwehr der NVA besser zu verstehen, sondern das Buch liest sich auch durch die Beschreibung von Land und Leuten in der Fremde mit Gewinn. Für die historische Forschung sind beide Bücher wichtige zeithistorische Dokumente.

Ulrich Ramm

Ingo Elbe: Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965 (Politische Ideen, Bd. 21), Akademie Verlag, Berlin 2008, 643 S.

Im medialen und kulturellen Feld – jedoch nicht im Wissenschaftsbetrieb – gäbe es seit einem Jahrzehnt so etwas wie eine „internationale Marx-Renaissance“ (S.7), hervorgerufen durch die seit Längerem zu beobachtenden, vom Neoliberalismus erzeugten, gesellschaftlichen Veränderungen oder Globalisierungsphänomene, bemerkt E. im Vorwort zu seinem Buch. Diese Tendenz zur – vielfach ober-

flächlichen – Bezugnahme auf Karl Marx wurde in letzter Zeit durch die weltweite Banken-, Finanz- und Wirtschaftskrise mit Sicherheit verstärkt, begleitet von Debatten, die meistens auf Halbwissen hinsichtlich dessen Werk basieren. E. möchte sein Buch, das die leicht überarbeitete und aktualisierte Fassung seiner Dissertation in Philosophie darstellt, und die darin untersuchten Theorieentwicklungen jedoch nicht mit tagespolitischer Aktualität rechtfertigen. Denn so lange sich „die Existenz einer kapitalistischen Produktionsweise plausibel unterstellen“ lasse, sei Aktualität der hier behandelten, „sich auf einem extrem hohen begrifflichen Abstraktionsniveau“ befindenden Theorieentwicklungen gegeben (S.10). Das Hauptaugenmerk liegt, der Untertitel verrät es, auf der sogenannten neuen Marx-Lektüre. Was verbirgt sich hinter diesem Begriff?

Zunächst unterscheidet E. zwischen *dem* Marxismus (parteioffizielle Deutung, Produkt und Prozess einer ideologisierten und restringierten Marx-Lektüre) und *den* Marxismen (insbesondere diejenigen Strömungen – z. B. Antonio Gramsci oder die Frankfurter Schule – für die Perry Anderson den Begriff „westlicher Marxismus“ einführte), um die Eigenständigkeit und das Neue an der sogenannten „zweiten Welle der *Kapital*-Rezeption“ zu unterstreichen. Mithilfe einer Übersichtstabelle auf S.29 wird die von ihm vorgenommene Einteilung der Marxismen anschaulich dargestellt. Ohne die Vorreiter der neuen Marx-Lektüre auszublenken, konzentriert sich E.s Untersuchung darauf, die Grundzüge der bundesrepublikanischen Debatte seit den 60er-Jahren „um ein adäqua-

tes Gegenstands- und Methodenverständnis der Marxschen Ökonomiekritik sowie ihrer staats- und revolutions-theoretischen Implikationen“ (S.9) darzulegen.

So wie E. die Quellen und die Motive der neuen Marx-Lektüre nachzeichnet, zeigt sich, dass diese sich vor allem mit dem „Kapital“ befasst. Sie bricht dabei mit der orthodoxen Ineinsetzung von Marx und seinem engsten Mitstreiter Friedrich Engels, der als Urheber all dessen angesehen wird, was später den parteioffiziellen Marxismus kennzeichnen würde. Zudem wird deutlich, warum E. beim Jahr 1965 ansetzt. So erschien damals z. B. das bahnbrechende „Lire le Capital“ (dt. „Das Kapital lesen“, 1972) von Louis Althusser und seinen Schülern, in dem eine komplett neue Lektüre des Marxschen Hauptwerkes unternommen wurde.

Der Zugang zum nachfolgenden Teil von „Marx im Westen“ dürfte manchem Leser etwas schwerfallen, setzt er doch gewisse Vorkenntnisse sowohl über den Anfang von „Das Kapital“ als auch in analytischer Logik voraus. E. befasst sich in diesem Teil seines Buches mit Auseinandersetzungen und Überlegungen zu Marx' dialektischer Methode. Zum Kern der dargestellten Positionen gehören Annahmen darüber, „was überhaupt als Gegenstand der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie zu gelten hat“ (S.184), woraus bedeutende objekt-theoretische Konsequenzen erwachsen. Hier zeigen sich die Anstrengungen der neuen Marx-Lektüre, eine reine Formtheorie des Ökonomischen aus Marxscher Kritik der politischen Ökonomie sozusagen herauszuschälen

und alle empirischen und konkrethistorischen Komponenten abzustreifen. Auf die Beschäftigung mit der Debatte um die Werttheorie der neuen Marx-Lektüre folgt die Aufbereitung der sogenannten Staatsableitungsdebatte. Diese basiert, so E., auf folgenden Grundfragen: 1. Warum bedarf es im Kapitalismus einer neben oder/und über der Ökonomie existierenden Zwangsgewalt, die notwendig zu sein scheint und sich im weitesten Sinne als rechtsstaatliche präsentiert? 2. Was ist der systematische Zusammenhang zwischen Zwangsgewalt und „dem Kapital, Klassenverhältnissen und politischer Demokratie [...] und welche Grenzen ihrer Interventionsfähigkeit in die Produktionsverhältnisse“ (S.319) können ausgemacht werden? 3. Warum wird sie von den Bürgerinnen und Bürgern als legitime und neutrale Instanz wahrgenommen? Revolutionstheoretische Implikationen der neuen Marx-Lektüre sind Gegenstand des dritten und letzten Teils, welchen E. mit „Krise der Revolutionstheorie“ betitelt. Die neue Marx-Lektüre habe sich nicht nur darin verdient gemacht aufzuzeigen, wie unterschiedlich Marx in den unterschiedlichen Stadien seiner Entwicklung wirkte, sondern auch durch die „Herausbearbeitung des formalanalytischen Gehalts des Marxschen Werks gegen dessen geschichtsphilosophische Aspekte“ (S.515). Hierbei wird erneut der Bruch mit dem traditionellen Marxismus deutlich. Die neue Marx-Lektüre begreift den Begriff der „Klasse“ nur noch als „formalanalytisches Konzept ohne originäre systemtranszendierende Elemente“ (S.597), wodurch sich die Frage nach dem Subjekt eines sozialen Umbruchs neu stelle.

E.s Weigerung, seiner Studie und den darin aufbereiteten Theorien durch Verweise auf tagespolitische Aktualität Bedeutsamkeit zu verleihen, ist große Stärke und Schwäche zugleich. Ihm gelingt zwar eine beachtliche, theorieimmanente Aufarbeitung der verschiedenen Debatten und das Aufzeigen von darin enthaltenen Mängeln, jedoch scheint er – bis auf wenige Ausnahmen – den Umstand zu vernachlässigen, dass die neue Marx-Lektüre in ihrer Dynamik und Wirkung nur vor dem Hintergrund einer spezifischen historischen und sozio-politischen Konstellation zu verstehen ist. Mittlerweile ist die zweite, korrigierte Auflage erschienen, die verdeutlicht, dass E. sich vor Nachbesserungen scheut. So steht eine zeitgeschichtlich fundierte Untersuchung zur neuen Marx-Lektüre noch aus. Bis dahin aber bleibt „Marx im Westen“ ein unverzichtbares Buch.

Andreas Lotz

Wolfgang Ruge: Beharren, kapitulieren oder umdenken. Gesammelte Schriften 1989-1999, hrsg. von Friedrich-Martin Balzer, Verlag am park 2007, 596 S.

In der Regel ist es für einen Rezensenten kein leichtes Brot, versammelte Schriften zu besprechen. Im vorliegenden Fall verhält es sich etwas anders, wofür es zumindest zwei Gründe gibt. Der erste Grund ist selbstverständlich die Person selbst – die Rede ist von Wolfgang Ruge (1917-2006), ein die Geschichtswissenschaft in der DDR prägender und international anerkannter Historiker. Der zweite Grund steht für die mit großer Sympa-

thie, Unvoreingenommenheit und einfühlsamem Verständnis vorangestellte Einführung von B. als Hrsg. und den von Joachim A. Höslér, einem Kenner der sowjetischen Geschichtswissenschaft, verfassten Aufsatz, der Ruges Aussagen zur sowjetischen Geschichte untersucht: Lernen aus der Geschichte. Wolfgang Ruges Beitrag zur Geschichtsschreibung der Sowjetunion.

Der Bd. enthält 55 Arbeiten Ruges, die in der Zeit vom 1. Januar 1989 bis zum 9. November 1999 entstanden sind und veröffentlicht wurden, ein Interview vom 7./8. Dezember 2002, die Trauerrede seines Sohnes vom 29. Januar 2007, ein Quellenverzeichnis, eine Kurzbiografie sowie ein Personenregister. Die Themen gruppieren sich um folgende Fragen: die Bewertung der Oktober- und der Novemberrevolution; Persönlichkeiten der Weimarer Zeit; Lenin, Stalin und Stalinismus; Faschismus (Hitler) und Stalinismus (Stalin) im Vergleich; Entstalinisierung; die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte (u. a. Chruščev); aus den Fehlern lernen. Die meisten Beiträge sind knapp gehalten, alle angenehm zu lesen; Ruge verstand es, die „Tinte zu halten“ und dennoch viel zu sagen.

Die Aufsätze verdeutlichen, wie sich Ruges Umdenken, eben sein Lernen aus den Fehlern, zu all diesen Fragen vollzogen hat. Es ist eine im gewissen Sinne öffentliche Selbstfindung; er möchte mitteilen, was ihn bewegte und was ihn seit 1956 beharrlich hat schweigen lassen (er bricht aber auch jetzt nicht sein Schweigen, die Umstände seiner Rehabilitierung in der UdSSR und die Übersiedlung in die DDR betreffend). Sein Umdenken hat

er nicht in dem Sinne vollzogen, seine Prinzipien als marxistischer Historiker aufzugeben, vor allem nicht die historisch-dialektische Methode, oder nach „rechts“ abzudriften. Für ihn war Geschichtsinterpretation Rückblick, Vergangenes als Vorstufe oder Frühphase gegenwartsformender Entwicklungen zu begreifen (S.267).

Dass ihn die Themen Stalin und Stalinismus (Wolfgang Ruge: Stalinismus – Eine Sackgasse im Labyrinth der Geschichte, Berlin 1991) insbesondere interessieren, ist eng mit seiner Biografie verbunden (siehe seine Autobiografie: Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration, Bonn 2003. Leider bricht Ruge seine Erinnerungen mit dem Jahr 1956 ab.) Er hat den Stalinismus von ganz unten, sozusagen im sowjetischen „Totenhaus“ (Fritz Klein: Nahe am Abgrund. Wolfgang Ruge erinnert sich an seine Exiljahre in Russland, in: Die Zeit, 25.9.2003, Literaturbeilage, S.29), erlebt als Verbannter, als deutscher jugendlicher kommunistischer Emigrant, der als sowjetischer Staatsbürger (ab 1936) deutscher Nationalität (2. September 1941) zur Sklavenarbeit in der Trudarmija (Arbeitsarmee) verurteilt wurde und bis 1956 unter Polizeiaufsicht stand. Somit sind seine diesbezüglichen Ausführungen von ganz besonderem Interesse, auch und gerade für die historische Forschung. Ruge datiert den Stalinismus von 1929 bis 1953 (Stalins Tod). Dies scheint diskussionswürdig zu sein, da somit lediglich die äußeren Momente – Terror, Willkür, Rechtslosigkeit – zur Geltung kommen. Die von Stalin geprägte Staats- und Gesellschaftsform hat ihren Schöpfer aber Jahrzehnte überlebt

und endete m. E. gewissermaßen erst mit Gorbačev und der Sowjetunion.

B. und H. ist sehr zu danken, dass sie Ruge mit dieser Veröffentlichung verdienstermaßen eine Ehrung haben zu teil werden lassen. Dagegen scheint den heutigen Geschichtsgurus der Name „Wolfgang Ruge“ für ihr Fachgebiet ziemlich gleichgültig zu sein, höchstens für eine bibliografische Fußnote (der Vollständigkeit halber) geeignet.

Lothar Kölm

Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Umgang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten (Strausberger Studien zur Geschichte, 42), Eigenverlag Edition Strausberger Studien zur Geschichte, Strausberg 2009, 314 S.

Der bereits in 3., erweiterter Fassung erschienene Bd. belegt es nachdrücklich: Die Arbeiterbewegung hat in dieser kleinen Stadt am Rande Berlins ein reiches Erbe in der Erinnerungskultur hinterlassen. Das manifestiert sich vor allem in einer Vielzahl von Straßennamen, Gedenkstätten, Denkmälern, Gedenktafeln und Ehrengräbern. Der Autor hat mit großem Fleiß und kenntnisreich diese Fakten zusammengetragen und akribisch dokumentiert. Ein gewichtiger Teil des Bd. umfasst eine fast 80-seitige Darstellung „Zum Umgang mit Zeitgeschichte“, in der K. auf Kontroversen im Umgang mit Erbe und Tradition des Ortes eingeht und Lücken in der Erforschung der kommunalen Geschichte benennt. Es folgen die Abschnitte „Straßennamen“, „Gedenktafeln, Häuser, Ehrengrabstellen“ sowie „Gedenksteine,

Denkmäler“. In den Anlagen sind diverse Dokumente in Faksimile abgedruckt, ein Personenregister und Literaturverzeichnis erleichtern die Handhabung des Buches.

Der Autor betont, dass die Geschichte Strausbergs im vergangenen Jahrhundert nachhaltig von der Arbeiterschaft geprägt wurde. Außer in Deutschland allgemein bekannten Personen sind im Ort daher auch Persönlichkeiten der kommunalen Arbeiterbewegung gewürdigt. Genannt seien hier exemplarisch Heinrich Dorrenbach, Rudolf Egelhofer, Paul Fischer, Rudolf Hauschild, Georg Kurtze und Josef Zettler, die mit Straßennamen geehrt sind. Bemerkenswert ist: Neben Philipp Müller finden sich im Unterschied zur Hauptstadt Berlin auf den Straßenschildern auch weiterhin die Namen von Otto Grotewohl und Heinrich Rau. Drei weitere Beispiele der Erinnerung in Strausberg seien hier noch erwähnt: ein Ehrenhain für die Opfer des Faschismus, ein Denkmal „Revolutionärer Matrose“ zur Novemberrevolution 1918 und ein Gedenkstein für die Zwangsarbeiter in der NS-Zeit. Der Bd. stellt einen gelungenen Versuch dar, die „Entwicklung einer Erinnerungskultur in Strausberg zu untersuchen und vorzustellen“. Sein Credo, dass Geschichtsforschung und humanistische Erinnerungskultur Differenzierung verlangen“ (S.9f.), demonstriert der Autor mit seiner Herangehensweise und Darstellung eindrucksvoll.

Herbert Mayer

Autorenverzeichnis

Gul'nara Š. Aitova, Stiftung Al'ternativy, Aspirantin, Russländische Akademie der Wissenschaften, Moskau
Wolf G. Angmeyer, Berlin
Marcel Bois, Doktorand, Universität Hamburg
Detlev Brunner, Dr., PD, Universität Rostock
Heinz Deutschland, Prof. Dr., Graal-Müritz
Andreas Diers, Dr., Bremen
Bernd Florath, Dr., Abteilung Forschung und Bildung der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR, Berlin
Ronald Friedmann, Berlin
Wolfgang Heyn, Dr. sc., Bernau
Jürgen Hofmann, Prof. Dr., Berlin
Martin Holler, Doktorand, Humboldt-Universität zu Berlin
Christa Hübner, Dr. sc., Berlin
Mario Keßler, Prof. Dr., Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam
Horst Klein, Dr. sc., Strausberg
Lothar Kölm, Dr., Berlin
Siegfried Kuntsche, Prof. Dr., Rastow
Andreas Lotz, Diplompolitologe, Berlin
Ingo Materna, Prof. Dr., Berlin
Herbert Mayer, Dr. sc., Berlin
François Melis, Dr., Berlin
Heinz Niemann, Prof. Dr., Bergfelde
Gisela Notz, Dr., Berlin
Ulla Plener, Dr. sc., Berlin
Ulrich Ramm, Berlin
Jörg Roesler, Prof. Dr., Berlin
Dagmar Schmidt, Freundeskreis „Kinderheim MOPR Elgersburg“
Detlef Siegfried, Prof. Dr., Københavns Universitet
Sonja Striegnitz, Dr. sc., Berlin
Carola Tischler, Dr., Universität Konstanz/Berlin
Ernst Wurl, Dr., Berlin

Jahresinhaltsverzeichnis 2010

Artikel

Wilma Ruth Albrecht: Arbeiterbewegung und literarische Familienchronik. Chronik als Roman II/88

Rana P. Behal: Paradigmenwechsel in der Geschichtsschreibung zu Arbeit und Arbeitern in Südostasien II/103

Ulrich Busch: Die Währungsunion am 1. Juli 1990: wirtschaftspolitische Fehlleistung mit Folgen II/5

Andreas Diers: Linkssozialismus. Ursprünge und Geschichte 1917-1989 II/47

Dick Geary: Die Vorteile und Fallstricke einer länderübergreifenden vergleichenden Geschichte der Arbeiterbewegung I/58

Christa Hübner: Die polnische Krise 1970/71 III/29

Horst Klein: Marx-Studien 1904-1923. Quellen linkssozialistischer Theorieentwicklung I/5

Siegfried Kuntsche: „Sozialistischer Frühling 1960“? III/5

Marcel van der Linden: Global Labor History I/72

Christa Luft: Verweigerter gemeinsamer Neuanfang – Abwicklung und Entsorgung statt Nutzung und Ausbau zukunftsfähiger Potenziale der DDR-Wirtschaft I/39

Zhang Minjie: Urbanisierung und Arbeitsmigranten in China: Das Beispiel Yiwu II/117

Laura Polexe: Autobiografische Berichte rumänischer Freiwilliger aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Eine Analyse I/28

Jörg Roesler: Ein anderes Deutschland war möglich. Alternative Programme für das wirtschaftliche Zusammengehen beider deutscher Staaten II/34

Jörg Roesler: Die „Beschäftigungswende“ 1989/90 in der ostdeutschen Energiewirtschaft III/52

Hartmut Rübner: Rote Hilfe in der Schweiz. Konstitutionsbedingungen und Praxisformen einer Solidaritätsorganisation der Neuen Linken (1968-1980) II/66

Volkmarr Schöneburg: Vom Ludergeruch der Basisdemokratie. Geschichte und Schicksal des Verfassungsentwurfes des Runden Tisches der DDR II/24

Regionales

Detlev Brunner: Die Republik in der Provinz. Arbeiterbewegung und Verfassungstag in Stralsund (1919-1933) I/76

Biografisches

Frédéric Cyr: Paul Levis Kampf um die KPD I/115

Siegfried Grundmann: Lilo Herrmann und der Plan der Munitionsanlage Scheuen bei Celle I/139

Volker Hoffmann: Zwischen Parteaufbau und Pädagogik. Krupskaja in Deutschland und auf Reisen ins nahe Ausland II/137

Mario Kessler/Detlef Siegfried: Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik III/65

Ingo Materna: Alfred Gottschling und Eduard Walz – zwei Akteure der Novemberrevolution 1918 in Berlin I/132

Gisela Notz: Kämpferin für Frieden und Frauenrechte: Amalie Pinkus-De Sassi (1910-1996) III/81

Dokumentarisches

Heinz Deutschland: Valentina Semenovna Serova: Erinnerungen an Käte und Hermann Duncker III/122

Eckhard Müller: Clara Zetkins Vernehmungen zur Verbreitung des Flugblattes „Frauen des arbeitenden Volkes!“ 1915 I/93

Elke Scherstjanoi: Mai 1945 – Woina kaputt! Aus Erinnerungsberichten deutscher Soldaten II/123

Carola Tischler: Als Flüchtling in der Sowjetunion. Berta Lask und ihre unveröffentlichte Bauernkriegs-Erzählung „Flüchtlinge“ von 1938 III/97

Diskussion

Heinz Niemann: Der Weg zur friedlichen Wende. Zur Krise der DDR und der SED III/127

Berichte

Gul'nara Š. Aitova: Internationale wissenschaftliche Konferenz „Lenin on line“ anlässlich des 140. Geburtstags von Vladimir Ul'janov-Lenin vom 22. bis 24. April 2010 in Moskau III/159
Günter Benser: Grenzüberschreitende Arbeitergeschichte I/51

Werner Berthold: Globalisierung, Eurozentrismus und „Kommunistisches Manifest“ I/153

Stefan Bollinger: Auf dem Prüfstand: Erbe und Tradition der Linken. Anmerkungen zu einer Konferenz am 19./20. Februar 2010 in Leipzig II/157

Bernd Florath: Das Jahr 1968 und „Die 68er“. Eine Literaturkritik III/143

Informationen

Dagmar Schmidt: 85 Jahre MOPR-Heim in Elgersburg III/166

Ruth Stoljarowa: Zur Leninforschung in Russland. Anlässlich des 140. Geburtstages von Vladimir I. Ul'janov am 22. April 2010 II/151

Buchbesprechungen

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2009 [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2009] (*Winfried Morgenstern*) I/164

Werner Abelshauser: Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer (*Heinz Niemann*) II/206

Justin Akers Chacón/Mike Davis: Crossing the Border. Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte (*Andreas Lotz*) III/175

Knud Andresen: Widerspruch als Lebensprinzip. Der undogmatische Sozialist Heinz Brandt (*Horst Klein*) I/175

Peter Arlt: Die Flucht des Sisyphos. Griechischer Mythos und Kunst. Eine europäische Bildtradition, ihre Aktualität in der DDR und heute (*Siegfried Prokop*) II/197

Walter Baier/Lisbeth N. Tralloori/Derek Weber (Hrsg.): Otto Bauer und der Austromarxismus. „Integraler Sozialismus“ und die heutige Linke (*Uli Schöler*) II/175

Detlef Bald/Wolfram Wette (Hrsg.): Alternativen zur Wiederbewaffnung. Friedenskonzeptionen in Westdeutschland 1945-1955 (*Harald Lange*) I/197

Simone Barck/Ulla Plener (Hrsg.): Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer (*Ronald Friedmann*) III/178

Sebastian Baryli: Zwischen Stalin und Kafka. Ernst Fischer von 1945 bis 1972 (*Horst Klein*) III/206

Bernhard H. Bayerlein: „Der Verräter, Stalin, bist Du!“ Vom Ende der linken Solidarität; Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939-1941 (*Marvel Bois*) III/203

Günter Benser/Michael Schneider (Hrsg.):
Bewahren – Verbreiten – Aufklären. Archivare,
Bibliothekare und Sammler der Quellen der
deutschsprachigen Arbeiterbewegung
(*Ingo Materna*) III/168

Bernd Biedermann/Harry Schreger/Bodo Wegmann (Hrsg.): Die Militäraufklärung der NVA – ehemalige Aufklärer berichten. Im Zentrum und im Einsatz; Bernd Biedermann: Offizier, Diplomat und Aufklärer der NVA. Streiflichter aus dem Kalten Krieg
(*Ulrich Ramm*) III/216

Ursula Bitzegeio: Über Partei- und Landesgrenzen hinaus. Hans Gottfurcht (1896-1982) und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten
(*Detlev Brunner*) III/196

Otto Brenner: Ausgewählte Reden 1946-1971, hrsg. von Jens Becker und Harald Jentsch; Otto Brenner: Briefe 1933-1955, hrsg. und kommentiert von Peter Wald; Jens Becker/Harald Jentsch: Otto Brenner. Eine Biographie
(*Wolfgang Heyn*) III/205

Beatrix Bouvier u. a. (Hrsg.): Was bleibt? Karl Marx heute. Workshop vom 14.-16. März 2008
(*Martin Hundt*) II/165

František Čapka: Odbory v českých zemích v letech 1918-1948 [Die Gewerkschaften in den Böhmisches Ländern in den Jahren 1918-1948]
(*Veronika Arndt*) II/180

Andreas Diers: Arbeiterbewegung – Demokratie – Staat. Wolfgang Abendroth. Leben und Werk 1906-1948
(*Harald Jentsch*) II/192

Ingo Elbe: Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965
(*Andreas Lotz*) III/217

Gerhard Engel: Rote in Feldgrau. Kriegs- und Feldpostbriefe junger linkssozialdemokratischer Soldaten des Ersten Weltkriegs
(*Ingo Materna*) I/178

Donald Filtzer u. a. (Hrsg.): A Dream Deferred. New Studies in Russian and Soviet Labour History
(*Jörg Roesler*) II/208

Bernd Fischer: Als Diplomat mit zwei Berufen. Die DDR-Aufklärung in der Dritten Welt
(*Herbert Mayer*) II/198

Mary Fulbrook: Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR
(*Evemarie Badstübner*) II/201

„Die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Berichte, Teil I, II
(*Ursula Herrmann*) I/168

André Gerrits: The Myth of Jewish Communism
(*Mario Kefler*) I/187

Angela Graf/Horst Heidemann/Rüdiger Zimmermann: Empor zum Licht! 125 Jahre Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1881-2006
(*Wolf G. Angmeyer*) III/177

Herbert Graf: Mein Leben. Mein Chef Ulbricht
(*Joachim Eichler*) I/194

- Thomas Großbölting (Hrsg.): Friedensstaat, Leseland, Sportnation? DDR-Legenden auf dem Prüfstand (*Joachim Eichler*) II/203
- Siegfried Grundmann: Der Geheimapparat der KPD im Visier der Gestapo. Das BB-Ressort (*Michael F. Scholz*) I/185
- Hellmut G. Haasis: „Den Hitler jag ich in die Luft“. Der Attentäter Georg Elser (*Heiner Jestrabek*) II/187
- Heiko Haumann (Hrsg.): Die Russische Revolution 1917 (*Sonja Striegnitz*) III/185
- Donna T. Haverty-Stacke: America's Forgotten Holiday. May Day and Nationalism, 1867-1960 (*Mario Keßler*) II/170
- Wladislaw Hedeler/Alexander Vatlin (Hrsg.): Die Weltpartei aus Moskau. Der Gründungskongress der Kommunistischen Internationale 1919 (*Carola Tischler*) III/188
- Peter Hochmuth/Gerhard Hoffmann (Hrsg.): Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder (*Martin Holler*) III/198
- Klaus Höpcke: Über linke Heimatliebe. Texte um die Jahrtausendwende (*Siegfried Ittershagen*) II/212
- Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften 1946-1948, eingeleitet und bearb. von Werner Müller (*Wolfgang Heyn*) III/209
- Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2008; Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2009 (*Andreas Diers*) III/169
- Lisa Jandi: Vom „roten Gürtel“ zum „braunen Gürtel“? Rechtsextremismus in den Pariser Vorstädten (*Jürgen Hofmann*) II/211
- Paul Jattke (Red.): Sachsenburg. Dokumente und Erinnerungen (*Siegfried Kuntsche*) III/199
- János Jemnitz/Gábor Székely (Hrsg.): Justus Pál (*Winfried Morgenstern*) I/173
- Christina Jung: Flucht in den Terror. Das sowjetische Exil in Autobiographien deutscher Kommunisten (*Carola Tischler*) III/194
- Boris Kanzleiter/Krunoslav Stojaković (Hrsg.): 1968 in Jugoslawien – Studentenproteste und kulturelle Avantgarde (1960-1975) (*Slobodan Britvec*) I/213
- Hubert Kiesewetter: Julius Wolf 1862-1937 – zwischen Judentum und Nationalsozialismus (*Peter Hübner*) I/170
- Klaus Kinner unter Mitarbeit von Elke Reuter u. a.: Der deutsche Kommunismus. Selbstverständnis und Realität, Bd. 3: Im Krieg (1939 bis 1945) (*Herbert Mayer*) II/184
- Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Umgang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten (*Herbert Mayer*) III/221

- Thomas Klein: SEW – Die Westberliner Einheitssozialisten. Eine „ostdeutsche“ Partei als Stachel im Fleische der „Frontstadt“? (*Herbert Mayer*) III/214
- Barbara Könczöl: Märtyrer des Sozialismus. Die SED und das Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (*Jürgen Hofmann*) III/212
- Klaus Körner: Karl Marx (*François Melis*) III/173
- Jan Kusber/Andreas Frings (Hrsg.): Das Zarenreich, das Jahr 1905 und seine Wirkungen. Bestandsaufnahmen (*Sonja Striegnitz*) III/182
- Hans Landauer (in Zsarb. mit Erich Hackl): Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939 (*Herbert Mayer*) III/201
- Christiane Leidinger: Keine Tochter aus gutem Hause. Johanna Elberskirchen (1864-1943) (*Ralf Hoffrogge*) II/178
- Ottokar Luban: Rosa Luxemburgs Demokratiekonzept. Ihre Kritik an Lenin und ihr politisches Wirken 1913-1919 (*Ralf Hoffrogge*) I/180
- Leonid Luks: Zwei Gesichter des Totalitarismus: Bolschewismus und Nationalsozialismus im Vergleich. 16 Skizzen (*Ernst Wurl*) III/191
- Reinhard Marx: Das Kapital. Ein Plädoyer für den Menschen (*Wolfgang Heyn*) I/165
- Herbert Mies: Mit einem Ziel vor Augen. Erinnerungen (*Herbert Mayer*) I/195
- Horst Möller/Alexandr O. Tschubarjan (Hrsg.): SMAD-Handbuch (*Herbert Mayer*) I/200
- Heinz Niemann: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1914-1945 (*Herbert Mayer*) I/182
- Kurt Pätzold: Die Geschichte kennt kein Pardon. Erinnerungen (*Christa Hübner*) I/210
- Tanja Penter (Hrsg.): Sowjetische Bergleute und Industriearbeiter – Neue Forschungen (*Dierk Hoffmann*) II/210
- Ulla Plener (Hrsg.): Clara Zetkin in ihrer Zeit. Neue Fakten, Erkenntnisse, Wertungen (*Marga Voigt*) II/173
- Ulla Plener: Mirko Beer. Biografie in Dokumenten (*Rainer Bert*) II/182
- Ulla Plener: Die SED-Führung 1946-1953. Chronik und Dokumente ihres Umgangs mit der SPD (*Uli Schöler*) I/205
- Heinz Reif/Moritz Feichtinger (Hrsg.): Ernst Reuter (*Heinz Niemann*) I/191
- Wolfgang Ruge: Beharren, kapitulieren oder umdenken. Gesammelte Schriften 1989-1999, hrsg. von Friedrich-Martin Balzer (*Lothar Kölm*) III/219
- Silke Satjukow: Befreiung? Die Ostdeutschen und 1945 (*Jürgen Birg*) II/195

Silke Satjukow: Besitzer. „Die Russen“ in Deutschland 1945-1994 (*Evemarie Badstübner*) I/192

Oliver Jens Schmitt/Eva Anne Frantz (Hrsg.): Albanische Geschichte. Stand und Perspektiven der Forschung; Hubert Neuwirth: Widerstand und Kollaboration in Albanien 1939-1944 (*Erwin Lewin*) II/188

Jörn Schütrumpf (Hrsg.): Jenny Marx oder: Die Suche nach dem aufrechten Gang (*Andreas Lotz*) II/168

Alexander J. Schwitanski: Die Freiheit des Volksstaats. Die Entwicklung der Grund- und Menschenrechte und die deutsche Sozialdemokratie bis zum Ende der Weimarer Republik (*Heinz Niemann*) III/176

Jan Willem Stutje: Rebell zwischen Traum und Tat. Ernest Mandel (1923-1995) (*Mario Kessler*) III/210

Jürg Ulrich: Kamenev – Der gemäßigte Bolschewik. Das kollektive Denken im Umfeld Lenins (*Ulla Plener*) III/180

Johannes H. Voigt: Die Indienpolitik der DDR. 1952-1972 (*Ulrich Ramm*) I/207

Rolf Walter (Hrsg.): Geschichte der Arbeitsmärkte. Erträge der 22. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (*Peter Hübner*) II/162

Eric D. Weitz: Weimar Germany. Promise and Tragedy (*Mario Kessler*) III/190

Heiner Wember: Umerziehung im Lager. Internierung und Bestrafung von Nationalsozialisten in der britischen Besatzungszone (*Rolf Badstübner*) II/202

Dorle Zilch: Millionen unter der blauen Fahne. Die FDJ – Zahlen, Fakten, Tendenzen. Unter besonderer Berücksichtigung der Funktionäre und der Mädchenpolitik (*Siegfried Prokop*) II/205

Hartmut Zwahr: Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. DDR und „Prager Frühling“. Tagebuch (*Jürgen Birg*) I/211

Impressum

ISSN 1610-093X

Herausgeber:

Förderverein für Forschungen zur
Geschichte der Arbeiterbewegung

Redaktion:

Helga Brangsch, Dr. Wolfgang Heyn,
Dr. Christa Hübner (V.i.S.d.P.), Bärbel
Kontny, Dr. Herbert Mayer, Dr. Ulla
Plener, Dr. Elke Scherstjanoi, Dr.
Daniela Schnitter, Dr. Carola Tischler

Postadresse der Redaktion:

Weydingerstraße 14-16, D-10178 Berlin

Email-Adresse der Redaktion:

[redaktion@arbeiterbewegung-
jahrbuch.de](mailto:redaktion@arbeiterbewegung-jahrbuch.de)

Email-Adresse der Redaktion für
Buchbesprechungen:

[rez-kon@arbeiterbewegung-
jahrbuch.de](mailto:rez-kon@arbeiterbewegung-
jahrbuch.de)

Website:

www.arbeiterbewegung-jahrbuch.de

Das „JahrBuch“ erscheint dreimal
jährlich (Januar, Mai, September) in
der NDZ GmbH, Weydingerstraße
14-16, D-10178 Berlin, im Gesamtum-
fang von ca. 660 Seiten.

In der Zeitschrift können nur Beiträge
veröffentlicht werden, die nicht bereits
anderweitig angeboten worden oder
erschieden sind. Manuskripte können
per e-mail oder auf Diskette, vor-
zugsweise als word-Datei, eingesandt

werden. Beiträge sollten 40.000, Be-
richte 10.000, Rezensionen 6.000 und
Annotationen 2.000 Zeichen nicht
überschreiten. Bitte reichen Sie stets
die letzte Fassung des Beitrages ein
und beachten Sie die im „JahrBuch“
übliche äußere Manuskriptgestaltung.
Die Redaktionsrichtlinien senden wir
Ihnen gern zu.

Beiträge für unsere Zeitschrift werden
nicht honoriert.

Abonnements- und Heftzahlungen
sowie Spenden bitte an:

Berliner Volksbank eG, BLZ 10090000,
Konto-Nr.: 5744561010

Satz: Joanna Boegendorff/Christa
Kouschil

Realisiert in den Typowerkstätten des
Giambattista-Bodoni-Museums
info@bodoni.org

Die Typowerkstätten des Giambat-
tista-Bodoni-Museums bieten auf
Wunsch Sonderdrucke der im Jahr-
Buch veröffentlichten Beiträge – mit
und ohne Umschlag – an. Die Kondi-
tionen sind zu erfragen unter der
Telefonnummer: 030-28 25 137.

Redaktionsschluss: 16.08.2010



Günter Altner

Erdverantwortung Alles nur Diktat der Gene?

Oder waren wir
es nicht selber,
die da aufbrachen?

ISBN 978-3-940781-13-0
36 Seiten · 9,80 EUR

Erdverantwortung in der Überlebens-
krise wird heute nur von wenigen
praktiziert: Protestbewegungen, Nicht-
regierungsorganisationen, Vorortinitia-
tiven...

Ein unübersehbares Netz von Engagier-
ten durchzieht die desolate Landschaft
der nationalen und internationalen Po-
litik. Ohne diese unermüdliche Basisar-

beit wäre alles noch aussichtsloser; wären Umwelt-, Sozial, und Friedenspolitik noch defizitärer. Die Klimakonferenz von Kopenhagen ist in ihrer absoluten Erfolglosigkeit ein bedrohliches Me-
netekel, von der Finanzkrise gar nicht zu reden.

Angestoßen durch den internationalen Widerspruch in den Basis- und Bürgerbewegungen ha-
ben sich nicht nur die Politiker, sondern auch die Wissenschaftler schrittweise zu ändern begon-
nen. Sie stellen neue Fragen: Klimaforschung, Ökosystemforschung, Nachhaltigkeitswissen-
schaften, Molekularbiologie und Gentechnologie. Eine neue Euphorie der Machbarkeit greift um sich.

Angesichts dieses Aufbruchs wollen sich viele schon wieder zurücklehnen, vertröstet durch um-
weltwissenschaftliche Lösungsstrategien und Biotech-Bonbons. Im Extremfall passen wir einfach
unsere Gene an die globale Schiefelage an?! Diktatur der Gentechnikmacher!

Wir halten dagegen: Hoffnung besteht nur dann, wenn die Menschen in der Weltgesellschaft
unter dem Vorzeichen internationaler Gerechtigkeit auf Solidarität und Verantwortung setzen,
mehr Demokratie und Mitbestimmung wagen, die Kraft sozialer und ökologischer Argumente
zugunsten einer zukunftsfähigen Weltkultur hartnäckig und erfinderisch ins Spiel bringen: Erd-
verantwortung!

edition bodoni

Liniestraße 71, 10119 Berlin, Tel: 030/28387569
info@edition-bodoni.de, www.edition-bodoni.de